This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

35. k. 20?

Gesammelte Novellen.

Erster Theil.

Geſammelte Novellen

von

Talvj.

Nebſt

einer Auswahl bisher ungedruckter Gedichte

und

einer biographiſchen Einleitung.

Erſter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1874.

35. k. 20.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten.

36. K. 20.

Inhalt.

	Seite
Einleitung	VII
Vorwort der Verfasserin	XXX
Die Rache	1
Verfehlte Bestimmung	83
Menschliche Schwäche	153

Einleitung.

Indem wir die Novellen Talvj's dem Publikum gesammelt darbieten, erfüllen wir nur die Absicht der verewigten Verfasserin. Den verschiedensten Lebensperioden entsprossen, bilden diese Erzählungen gewissermaßen den Anfang und das Ende einer langen literarischen Laufbahn: zwischen der ersten und der letzten liegt fast ein halbes Jahrhundert! Einige der frühern, von denen die Verfasserin selbst fand, daß sie zu sehr den Stempel der Jugend trügen, beabsichtigte sie umzuarbeiten; daß wir dem Leser diese Novellen jetzt unverändert vorlegen, wird ihrer Aufnahme schwerlich Abbruch thun.

Eine kurze biographische Skizze der Verewigten dürfte nicht ohne Interesse sein, zumal da wir im Stande sind, über den wichtigsten Theil ihres Lebens, der ihre geistige Entwickelung und die Feststellung ihres

Lebensberufs in sich schließt, in ihren eigenen Worten zu berichten. Diese entnehmen wir einem Briefe, den sie im Jahre 1840 an einen Verwandten schrieb, um diesem Data zu einem Artikel über sie im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon zu liefern.

Nachdem wir vorausgeschickt haben, daß Therese Albertine Luise, die Tochter des durch seine staatswissenschaftlichen und philosophischen Schriften bekannten Ludwig Heinrich von Jakob, am 26. Januar 1797 zu Halle a. S. geboren war, citiren wir:

Ich verlebte eine glückliche, harmlose Jugend, bis die Kriegsstürme meinen Vater nach Osten trieben.*) Die fremdartigen, halb asiatischen, halb europäischen Zustände um mich her übten einen entschiedenen Einfluß auf mich aus. Sie und der Druck unter dem Deutschland damals seufzte, der den mich umgebenden Russen und Russisch-Deutschen oft die verächtlichsten Ausdrücke gegen alles, was deutsch war, in den Mund gab,

*) Er nahm, da er nicht unter französischer Herrschaft in seinem Vaterlande dienen wollte, 1806 einen Ruf an die Universität Charkow in Südrußland an.

weckten frühzeitig eine klare, feste Erkenntniß des Beſſern in mir: Schon in meinem elften Jahre weinte ich oft vor Zorn und Schmerz über Deutſchlands Unglück, und letzteres war auch meine erſte Muſe. Denn ohne irgendeine Kenntniß der Metren, Proſodie u. ſ. w. fing ich ſchon damals an, in Liedern mich zu ergießen, die ich ziemlich richtig den Versmaßen mir bekannter Schiller'ſcher Gedichte nachbildete. Der gänzliche Mangel an kindlicher Genoſſenſchaft ſtimmte mich ebenfalls zu ernſten Beſchäftigungen. Bei meinem Heißhunger nach Büchern waren mir keine andern zugänglich, als die von der Univerſitätsbibliothek. Hierunter waren Eſchenburg's „Beiſpielſammlung" und die Nachträge zu Sulzer's „Theorie der ſchönen Künſte", welche beiden Bücher ich großentheils abſchrieb. Irgendeinen lebendigen Einfluß auf meine Bildung hatte nur mein Bruder, der, fünf Jahre älter als ich, einen großen Grad der Selbſtändigkeit erreicht hatte und nach deſſen Meinungen ich unbewußt die meinen formte. Unſer Unterricht war übrigens wegen Mangel an Lehrern in Charkow entſchieden lückenhaft. Als ich dreizehn Jahre alt war und wir meinem Vater nach Petersburg

folgten, wohin ſchon im Jahre 1809 ein Befehl des Kaiſers ihn berufen hatte, hörte, durch die Umſtände veranlaßt, mein Unterricht ganz auf und ward auch nie wieder angeknüpft. Seitdem habe ich, mit Ausnahme von einigen, immer nur ſehr kurzen Curſen in Sprachen, nie wieder eigentlichen Unterricht gehabt. In Petersburg lebte ich mehr in der Geſellſchaft, und ward mehr äußerlich ab- und angezogen. Die innere Richtung blieb aber doch ſehr ernſt, und ſehnſuchtsvoll nach einem Etwas, das mir das äußere Leben nicht bot. Während der Jahre des ruſſiſchen Krieges und deutſchen Freiheitskampfes fühlte ich mich auf das leidenſchaftlichſte angeregt, und die Entbehrungen, die ich mir ſelbſt auferlegte, um zu den Opfern beizutragen und die deutſchen Gefangenen zu unterſtützen, gehörten zu den ſeligſten meines Lebens. Unterdeß war ich äußerſt productiv an lyriſchen Ergüſſen; aber niemals kam mir auch nur der entfernteſte Gedanke, ſie drucken zu laſſen; im Gegentheil fürchtete ich meine Gefühle zu profaniren, wenn ich die Lieder nur zeigte, und die meiſten wurden nie von einer menſchlichen Seele geleſen. Auch bewies nie einer ein beſonderes Intereſſe dafür;

man ließ mich gewähren, wie man andere Mädchen ſticken, Klavier ſpielen u. ſ. w. läßt, je nach ihren Neigungen. Ich war übrigens vollkommen Herrin meiner Zeit und Lektüre, ſchrieb unendlich viele Briefe an ein anderes, viel älteres Mädchen, mit der ich eine imaginäre Freundſchaft angeknüpft hatte, las unendlich viele Romane, aber auch Reiſebeſchreibungen, Memoiren und Geſchichte, letztere mit beſonderer Vorliebe, jedoch ganz unſyſtematiſch.

Im Jahre 1816 ward endlich mein lebhafteſter Wunſch erfüllt; wir gingen nach Deutſchland, von dem ich eine ganz ideale, zum Theil aus Fouqué, Hoffmann und andern gebildete Vorſtellung hatte. Natürlich mußte ich mich durch die Wirklichkeit in vielen Stücken enttäuſcht ſehen, indeſſen ſagte mir doch auch die Wirklichkeit zu, und die erſten in Deutſchland zugebrachten Jahre zähle ich zu den glücklichſten meines Lebens. Ich fuhr fort zu dichten, und hatte wiederholte Aufforderungen, Lieder drucken zu laſſen, die ich aber immer ablehnte.*) Ich ſchrieb nun auch ein paar

*) Aus ſpätern Notizen der Verfaſſerin geht jedoch hervor, daß einige ihrer Gedichte um dieſe Zeit durch Vermitte-

erſte ſchwere Unglück meines Lebens, ein Schlag, der für eine Zeit lang alle meine Kräfte lähmte und mich in den Zuſtand eines nagenden Grames verſetzte. Der Kummer geliebter Aeltern über dieſen Gemüthszuſtand und die mir innewohnende Kraft der Jugend beſtimmten mich zu dem Entſchluſſe, mich durch irgendein Unternehmen, das Anſtrengung erforderte, aus dieſem dumpfen Brüten über dem Schmerze herauszureißen. Zu eben der Zeit fiel mir Jakob Grimm's Beurtheilung der ſerbiſchen Volksliederſammlung in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" in die Hände. Da meine Aufmerkſamkeit ſchon durch den Aufenthalt von Wuk Stephanowitſch Karadſchitſch in Halle auf die Lieder gelenkt war und ich immer ein beſonderes Intereſſe für Volkspoeſie gehegt, ſo entſchloß ich mich kurz und gut, mit Hülfe meines bischen Ruſſiſch, eines ſerbiſchen Lexikons und einer blos ſerbiſchen Grammatik — Grimm's Ueberſetzung der letztern bekam ich erſt ſpäter — die Sprache zu lernen, nur um dieſe Lieder zu verſtehen. Das Verſtändniß einiger weniger ward mir durch Wuk's Literalverdeutſchungen erleichtert; dann aber reiſte er ab und ich blieb mir ganz allein überlaſſen. Die Arbeit war

nun freilich ſehr ſchwierig, allein das gerade war es, was mich reizte. An Druck dachte ich übrigens noch nicht. Ich wollte nur mich beſchäftigen und Goethe erfreuen, von dem ich alle mögliche Aufmunterung erfuhr. Ehe ich noch mit dieſer Sache ins Reine kam, hatte ich auf meines Vaters Aufforderung zwei meiner frühern Erzählungen, mit einer ſpäter geſchriebenen*), in Taſchenbuchform unter dem Namen „Pſyche" herausgegeben (Halle 1825). Später ſchrieb ich noch ein paar Erzählungen für das „Morgenblatt" und den „Almanach für Liebe und Freundſchaft".**) Unterdeſſen war mein Manuſcript bedeutend angewachſen; der berühmte Slawiſt Kopitar erlaubte mir, es ihm zur Durchſicht zu ſchicken. Durch ihn und einige ſerbiſche Freunde gereinigt und verbeſſert, erſchien im Jahre 1825 der erſte, 1826 der zweite Band der Volkslieder der Serben. Das Werk genoß des Intereſſes und des Beifalls der Edelſten und Ausgezeich-

*) „Die Rache", geſchrieben 1820; „Verfehlte Beſtimmung", ungefähr gleichzeitig, und „Menſchliche Schwäche", 1822.

**) „Das vergebliche Opfer" und „Der Lauf der Welt".

netſten der deutſchen Nation; dies machte mir viel Freude.

Doch plötzlich brach das Unglück von neuem auf mich ein, indem ich im Verlauf von nicht viel mehr als zwei Jahren beide geliebte Aeltern verlor.*) Unterdeſſen hatte ich 1828 aus Wahl und Neigung geheirathet.**) Nach einem auf Reiſen in der Schweiz, Frankreich und Italien verlebten Jahre verließ ich im Frühjahr 1830 an der Seite meines Mannes Europa und bewohnte mit ihm zuerſt Andover, den Sitz eines theologiſchen Seminars in Maſſachuſetts, dann Boſton. Die ganz heterogenen Zuſtände Amerikas ſchloſſen mir gewiſſermaßen eine fremde, neue Welt auf; ich ward vielfach angeregt, allein ſchwere Krankheiten und ſchwerere Verluſte untergruben mein häusliches Glück für lange und hinderten auch fernere literariſche Beſchäftigungen. Indeſſen hatte ich mir einen Ueberblick über die indianiſchen Sprachen zu verſchaffen geſucht, und das Reſultat war die kleine Schrift, die du ſo gütig geweſen biſt,

*) 1827 und 1829.

**) Ihr Gatte war der amerikaniſche Profeſſor der Theologie und Schriftſteller Edward Robinſon.

herauszugeben.*) Sodann fing ich an, zu meiner Uebung Engliſch zu ſchreiben, und zwar für ein theologiſches Journal, das mein Mann herausgab: „The Biblical Repository.“ So entſtand das „Historical view of the Slavic Languages“, wovon ich funfzig Exemplare für Freunde abziehen ließ, das aber nie in abgeſonderter Geſtalt in den Buchhandel gekommen. Auch verfaßte ich einige Artikel über Volksliteratur für die „North American Review“, die eigentlich nur Auszüge aus einem Werke über Volkspoeſie ſind, das ich in engliſcher Sprache geſchrieben. Als ich eben auf dem Punkte ſtand, dieſes drucken zu laſſen, fühlte ich mich bewogen, da wir gerade nach Europa reiſten, es wieder zurückzunehmen, um es dort, mit beſſern Materialien verſehen, ſorgfältiger auszuarbeiten. Hieraus iſt der eben erſchienene „Verſuch einer geſchichtlichen Charakteriſtik der Volkspoeſie germaniſcher Nationen“**)

*) „Ueber die indianiſchen Sprachen Amerikas. Aus dem Engliſchen des Amerikaners John Pickering überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von Talvj“ (Leipzig 1834).

**) „Verſuch einer Charakteriſtik der Volkslieder germaniſcher Nationen, mit einer Ueberſicht der Lieder außereuropäiſcher Völkerſchaften“ (Leipzig 1840).

entſtanden, keine Ueberſetzung, ſondern ein völlig neues Werk; das urſprüngliche, das alle Völker umfaßt, iſt nicht viel umfangreicher als dieſes. An dieſes Werk knüpft ſich ein Aufſatz über die Authenticität des Oſſian, der nächſtens erſcheinen wird.*) Daß wir im Begriff ſind Europa zu verlaſſen, um uns in New York, wo mein Mann Profeſſor am theologiſchen Seminarium, niederzulaſſen, weißt Du, lieber G.!

Von Vorliegendem mache nun ſoviel Gebrauch, als Dir paßlich erſcheint. Ich habe es für Dich geſchrieben und bin ganz unwiſſend darüber, ob das Converſations-Lexikon der Lebenden, wofür der Artikel doch wol beſtimmt iſt, blos bezweckt, äußere Data zu geben, wonach meine Lebensgeſchichte ſehr bedeutend kürzer ſein könnte, oder die innere Entwickelung, wonach ſie nur mit Mühe ſehr abzukürzen ſein wird. Auf jeden Fall wünſche ich nur, daß das Nothwendige geſchehe. Erwähnen will ich noch, daß mein Name Talvj, nach deſſen Entſtehung ich oft gefragt bin, aus

*) „Die Unechtheit der Lieder Oſſian's und des Macpherſon'ſchen Oſſian insbeſondere" (Leipzig 1840).

den Anfangsbuchstaben von Thereſe Albertine Luiſe von Jakob gebildet iſt.

So weit die Verfaſſerin. Nach ihrer Rückkehr blieb New York der permanente Wohnſitz der Familie, und Talvj fühlte ſich dort, trotzdem daß häusliche Sorgen und andere trübe Erfahrungen nicht ausblieben, ungleich wohler als in ihren frühern amerikaniſchen Verhältniſſen. Dies verdankte ſie hauptſächlich dem regen Verkehr mit amerikaniſchen Literaten ſowie mit ihren Landsleuten*), unter denen beſonders nach 1848 durch die Einwanderung einer Anzahl politiſcher Flüchtlinge das geiſtige Element immer mehr Einfluß gewann. Im Laufe der nächſten zehn Jahre beſchäftigte ſie ſich viel mit literariſchen Arbeiten; es entſtanden in dieſer Zeit ihre „Geſchichte der Coloniſation von Neu-England“ (Leipzig 1847), der Roman „Heloiſe“, der zuerſt engliſch,

---

*) In den erſten ſieben Jahren ihres amerikaniſchen Lebens hatte ſie kaum ein halbes Dutzend deutſcher Männer und nur eine deutſche Frau von ganz gewöhnlicher Bildung kennen gelernt.

dann deutsch (Leipzig 1852) erschien, sowie eine englische Bearbeitung der Erzählung „Menschliche Schwäche", unter dem Titel „Life's Discipline." Für amerikanische Zeitschriften wurden Artikel über „The Loves of Goethe" und „Spanish Popular Poetry", für Raumer's „Historisches Taschenbuch" ein Aufsatz über den amerikanischen Ansiedler Captain John Smith (1846) geliefert. Den obenerwähnten Artikel im „Biblical Repository" arbeitete die Verfasserin zu einem größern englischen Werke aus, das den Titel „Historical View of the Languages and Literature of the Slavic Nations" führte.*) Und endlich legte sie ihre Beobachtungen und Erfahrungen während ihres Lebens in Amerika in dem Roman „Die Auswanderer" nieder, der ebenfalls deutsch (Leipzig 1852) und englisch: „The Exiles" (New York 1853) erschien.

Durch ihre gesellschaftliche Stellung ganz in der Lage, unparteiisch über ihre zweite Heimat und die

*) New York und London, 1850. Eine deutsche Uebersetzung dieser Schrift von Dr. B. K. Brühl erschien 1852 in Leipzig.

amerikaniſche Nation urtheilen zu können, und mit klarem Blick und ſcharfer Menſchenkenntniß ſowol deren Vorzüge als ihre Fehler erkennend, hing die Verewigte ſehr an dem Lande, dem ihre Liebſten angehörten, und hegte das wärmſte Intereſſe für alles, was darauf Bezug hatte. Doch wurzelte ſie recht eigentlich in Deutſchland; es war ihre geiſtige Heimat, wo ſie den Grundſtein zu ihrer literariſchen Stellung gelegt hatte, und wo allein ſie den geiſtigen Austauſch und Verkehr finden konnte, der ſie ganz befriedigte.

Der poetiſche Quell in dieſer reichbegabten Natur war auch in ſpätern Jahren nicht verſiegt, wiewol er nach und nach nicht mehr ſo reichlich ſtrömte, wie in der Zeit der Jugend. Hätte Talvj ſich entſchließen können, die Erzeugniſſe ihrer lyriſchen Muſe der Welt mitzutheilen, ſo wäre ihr ohne Frage nach dieſer Richtung hin dieſelbe Anerkennung geworden, wie auf andern Gebieten. Doch genügte es ihr, mit wenigen Ausnahmen dieſe „Stimmen des Herzens“ (wie ſie die im Manuſcript geſammelten ſelbſt nennt) nur für ſich und ihre Nächſten niederzuſchreiben. Viele derſelben ſind freilich zu innerlich, um noch jetzt ohne Profanation

veröffentlicht werden zu können, allein wir glauben uns unſere Leſer nur zu verpflichten, wenn wir eine Auswahl daraus, von verſchiedenem Charakter und aus verſchiedenen Perioden ſtammend, den Novellen zufügen.

Im Jahre 1851 rüſtete ſich der Gatte Talvj's zu einer zweiten Reiſe nach Paläſtina, und ſie benutzte gern dieſe Gelegenheit zu einem abermaligen Beſuche ihres Vaterlandes. Leider wurde ihr dieſer durch den kurz nach ihrer Ankunft erfolgten Tod ihres geliebten Bruders ſchwer getrübt. Doch erfriſchte ſie ſich während des Winters im lebhaften Verkehr mit den geiſtigen Größen, deren Berlin damals einen reichen Kranz beherbergte. Alexander von Humboldt, die Gebrüder Grimm, Friedrich von Raumer, Ritter, Tweſten, Varnhagen und andere, alle boten ihr aufs freundſchaftlichſte die Hand und zeigten ihr in jeder Weiſe, daß ſie ſie als geiſtig ebenbürtig betrachteten. Im Herbſt 1852 begab ſie ſich mit ihrem inzwiſchen zurückgekehrten Gatten und ihren Kindern abermals nach Amerika. Wieder folgten einige productive Jahre. Der deutſche Text von Robinſon's „Neuern bibliſchen Forſchungen" iſt von der Hand ſeiner Gattin. Eine neue, umgearbeitete und erweiterte Ausgabe der

ſerbiſchen Volkslieder wurde vorbereitet (Leipzig 1853) und in „Putnam's Magazine", dem „North-American Review" und dem „Atlantic Monthly" erſchienen Artikel über „The Poetry of the South of France"; „The Private Life and Household of Charlemagne"; „Russian Slavery" und „Dr. Faustus". Auch für Weſtermann's „Illuſtrirte Monatshefte" lieferte die Thätige 1857 einen Aufſatz über Anna Luiſe Karſchin und für das „Hiſtoriſche Taſchenbuch" 1861 eine Arbeit über „Deutſchlands Schriftſtellerinnen bis vor hundert Jahren".

Talvj's Haus wurde während der Wintermonate der Sammelplatz der geiſtigen Ariſtokratie New Yorks, ſowol amerikaniſcher als deutſcher. Die Sommer wurden zu ſchönen Reiſen benutzt, von denen ſie ſo manche für deutſche Zeitſchriften ſchilderte.*) 1861 zog eine ſchwere Wolke am Horizont auf. Ihr Gatte mußte ſich einer Staaroperation unterziehen, die nur halb glückte, infolge deſſen er im nächſten Sommer

*) Für Weſtermann's „Monatshefte": „Ein Ausflug nach Virginien" (1857); „Die Shaker" (1860) und „Die Fälle des Ottawa" (1861), und für „Aus der Fremde": „Die weißen Berge von New-Hampſhire" (Nr. 30, 31, 32).

mit Frau und Tochter zur Consultation Gräfe's nach Deutschland reiste. Aber leider konnte dem Uebel nicht gesteuert werden. Im Herbst nach Amerika zurückgekehrt, entwickelte sich eine innere Krankheit (deren Keim wol schon in dem sonst rüstigen Manne vorhanden gewesen sein mag) sehr schnell, und nach wenigen Monaten, nachdem sie mit schwerem Herzen den einzigen Sohn hatte als Freiwilligen ins Feld ziehen sehen, traf die liebende Gattin der harte Schlag, den treuen Lebensgefährten zu verlieren.*)

Die Gemüthsbewegungen, welche diese trüben Erlebnisse mit sich brachten, lähmten nicht nur ihre productive Kraft, sondern übten auch einen höchst niederdrückenden Einfluß auf ihre Stimmung aus. Doch machte sie es sich zur Pflicht, ein nachgelassenes, zwar als Theil eines Ganzen abgeschlossenes, aber unvollendetes Werk ihres Mannes über die „Physische Geographie des heiligen Landes" nicht nur herauszugeben, sondern auch ins Deutsche zu übersetzen (Leipzig 1865). Der anstrengende Eifer, mit dem sie sich dieser Arbeit hingab, führte

*) Am 27. Januar 1863.

die traurige Entdeckung herbei, daß auch sie am grauen Staar litt, wenn auch nur in sehr geringem Grade. Dieses Bewußtsein und die Furcht vor einer Verschlimmerung ihres Zustandes trübte ihr Leben so sehr, daß die Aerzte zu einer gänzlichen Veränderung der Umgebung und der Eindrücke riethen. Dies bewog sie, im Herbst 1864 mit ihren Kindern (ihr Sohn hatte zu dem Zweck seinen Abschied genommen) nach Europa zu reisen.

Wiederholtes längeres Verweilen in Berlin, das die Verewigte stets ihre geistige Heimat nannte, ein Winter in Italien, mehrere Sommer in verschiedenen schönen Gegenden verlebt, wirkten wohlthätig auf Stimmung und Geist. Zur großen Freude der Ihrigen nahm sie, im Winter 1867—68, den sie, um in der Nähe ihres Sohnes zu sein (er lebte in Strasburg als amerikanischer Consul), in Karlsruhe zubrachte, die Feder wieder auf. Das Resultat war ihr letztes größeres Werk, der Roman „Funfzehn Jahre".*) Trotz des vorgerückten Alters der Verfasserin zeugt

*) Leipzig 1868. In englischer Form erschien das Buch erst nach dem Ableben der Verfasserin, 1871, in New York.

dieſe Schöpfung von einer ſeltenen geiſtigen Friſche und jugendlichen Einbildungskraft, während man in dem detaillirten hiſtoriſchen Hintergrund die reife Forſcherin erkennt.

Im folgenden Sommer, während eines Landaufenthalts bei Baden-Baden, ſchrieb Talvj noch die letzte Erzählung vorliegender Sammlung, gewiß ein wahres „Bild aus ſeiner Zeit", und voll der trefflichſten Charakterſchilderung. Dies war, mit Ausnahme eines kurzen Artikels über die Lieder der Koſacken, 1869 in Weſtermann's „Monatsheften" gedruckt, der Verewigten letzte Arbeit. Sie erſchien erſt nach ihrem Tode in demſelben Journal; nur die erſten Bogen waren von ihrer Hand corrigirt.

Nachdem ſie ſich zu Anfang des Jahres 1869 noch einmal im Verkehr mit den berliner Freunden und Geiſtesgenoſſen erfriſcht und geſtärkt hatte, ließ ſie ſich in Hamburg nieder, wohin ihr Sohn inzwiſchen verſetzt worden war. Im Herbſt gründete ſie ſich nach ſo langen unſteten Jahren dort ein neues Heim, obwol es ihr, wie ſie ſich gegen eine Freundin äußerte, „eine Thorheit ſchien, in ihrem Alter an einem fremden Ort

noch einmal von vorn anzufangen". Der Tod ihrer letzten Schweſter, der ſehr unfreundliche, trübe Winter das Abnehmen ihrer körperlichen Kräfte, trotzdem daß ſie für ihre Jahre noch ungemein rüſtig war, alles dies lag ſchwer auf ihr; ſie ſprach oft davon, daß ſie „ſehr müde" ſei, und beſchäftigte ſich offenbar in Gedanken viel mit dem Tode. Als der ſpäte Frühling nahte, von dem man hoffen konnte, daß er ſie erheitern würde, und an deſſen Vorboten ſie ſich kindlich freute, wurde ſie heimgerufen! Eine plötzliche, zwar kurze, aber doch ſchmerzvolle Krankheit machte am 13. April 1870 ihrem unſchätzbaren Leben ein Ende. Sie ruht an lieblicher Stätte, an der Seite ihres Gatten, in ihrer neuen Heimat.

Nicht weniger hervorragend als die geiſtigen Gaben dieſer ſeltenen Frau, die ſie in ſo vielſeitiger Weiſe zum Nutzen der Welt verwerthete, waren die Eigenſchaften ihres Herzens und Charakters. Mit einer lebhaften Einbildungskraft, klarem Urtheil und ſcharfem praktiſchen Verſtand vereinigte ſie eine tiefe Innigkeit des Gefühls und eine reine, keuſche Natur, der alles

Unwahre und Verſteckte ebenſo fern lag wie das Kleinliche und Unedle. Ihr gerechtes Selbſtgefühl artete nie in Eitelkeit aus, ihr ganzes Weſen war von einer echten Weiblichkeit durchdrungen. Wie ſehr ihr auch ein geiſtiger Austauſch Bedürfniß war, ſo hatte ſie doch in hohem Maße die Gabe, mit denen, die ihr an Geiſt und Bildung nachſtanden, zu verkehren, ohne je ihre Ueberlegenheit geltend zu machen. Es war ihr durchaus zuwider, nur als „gelehrte Frau" betrachtet zu werden; ſie wollte Liebe und Zutrauen erwecken, und konnte es auch durch ihr echt humanes, ſympathiſches Weſen und den lebhaften Antheil, den ſie an allem, ſelbſt dem Einfachen und Alltäglichen nahm. Sie liebte die Jugend und konnte ſich an heitern, harmloſen Kreiſen ſowie an kindlicher Anmuth und Drolligkeit herzlich erfreuen. Ueberhaupt gab ſie ſich, obgleich der Grund ihres Weſens ein ernſter, faſt ſchwermüthiger war, gern erheiternden Eindrücken hin, wobei ihr lebhafter Sinn für Humor ihr ſehr zu Hülfe kam. Trotz ihrer ungewöhnlichen Kenntniſſe ward ſie bis zuletzt nie des Einſammelns müde; ihre Intereſſen blieben nach wie vor ausgebreitet und vielſeitig. Mit Eifer verfolgte

sie die politischen Ereignisse sowol ihrer alten als ihrer neuen Heimat. Ihr Herz nahm an beiden den innigsten Antheil, und nachdem sie in dieser die Aufhebung der Sklaverei mit Freuden begrüßt, hätte man ihr wol gegönnt, daß sie in jener die von ihr so heiß ersehnte Einigkeit Deutschlands noch hätte erleben können.

Die Welt kennt Talvj aus ihrem Schaffen auf literarischem Gebiete; ihrer geist- und gemüthvollen Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr erinnern sich alle, die je mit ihr in Berührung kamen, und ihre unermüdliche Thätigkeit als Helferin der Armen und Bedrängten hat ihr in vielen Herzen ein Denkmal gesetzt. Ihr voller Werth aber ging erst aus ihrem Walten und Wirken im engern Kreise hervor. Hier erschien sie als hingebende, stets theilnehmende Freundin, als treueste, liebevollste Gattin und Mutter, und bei allem intellectuellen Streben als sorgsame, umsichtige Hausfrau, deren Stolz es war, daß sie sich nie ihren schriftstellerischen Arbeiten hingegeben, ohne vorher ihr Haus für den Tag bestellt zu haben. Den Segen dieser Eigenschaften empfanden die, welche ihr am nächsten standen, deren Dasein mit dem ihren verflochten

war. Sie kannten am beſten ihr warmes, liebebedürftiges Herz, ihre Gewiſſenhaftigkeit, ihr ſtrenges Pflichtgefühl, den gänzlichen Mangel an Selbſtſucht in ihrer Natur. Ihnen offenbarte ſich der tief religiöſe Sinn, der die Demuth vor Gott und die Ergebung in ſeinen Willen für das Höchſte erachtete, das der Menſch zu erſtreben habe. Sie wußten auch, daß die Fehler, von denen die ihnen ſo Theuere ſelbſtverſtändlich nicht frei war, mehr in ihrem Temperament als in ihrem Charakter wurzelten, und durch die Schatten, die ſie warfen, nur dazu dienten, das Licht um ſo mehr hervorzuheben. Und ſie ſind es, die am meiſten an ihr verloren haben, und denen ihr Verluſt nie erſetzt werden kann.

Hamburg, 1873.

M. R.

Vorwort der Verfasserin.*)

Geneigte Leser!

Ich bin immer der Meinung gewesen, daß ästhetische Productionen sich selbst rechtfertigen und verständlich machen müßten. Daher folg' ich mehr fremdem als eigenem Antrieb, indem ich in einem Vorworte den Gesichtspunkt anzugeben suche, aus welchem ich diese Erzählungen beurtheilt wünsche.

Ich fühle, daß ihre Tendenzen diejenigen, welche bloße Erheiterung suchen, wenig befriedigen können.

*) Ursprünglich für die „Psyche" geschrieben, doch als ebenso gut für die ganze Sammlung passend hier vorangesetzt.

Auch jugendliche Gemüther, die, in unſchuldsvoller Eitelkeit ſich ſo gern in menſchlicher Vollkommenheit ſpiegelnd, immer nur nach ſogenannten „edeln Charakteren“ forſchen, werden, fürcht' ich, ihre Rechnung nicht finden. Nicht idealiſche Geſtalten, wie ſie ſich das Herz in unreif-poetiſchem Wahn ſchafft, Menſchen ſind es, die ich euch vorführe — rein menſchlich ihre Tugenden und ihre Gebrechen. Bewundern werdet ihr ſie ſelten, vielleicht aber bemitleiden und lieben. Nicht die Gewalt äußerer Schickſale iſt es, die ſie in die Verhältniſſe nöthigt, welche, wie einfach ſie auch immer ſein mögen, für einige Stunden eure Theilnahme in Anſpruch nehmen ſollen. Ihre Eigenthümlichkeiten: ihre Empfindungs- und Denkweiſe, ihr Haß und ihre Liebe, ihre Einſichten und Täuſchungen — dieſe bilden die Begebenheiten; nicht von äußerer Nothwendigkeit zu ihren Handlungen gezwungen, reißt die innere ſie fort, und führt ſie ihrem Glück oder ihrem Verderben entgegen: in ihrer eigenen Bruſt ruht ihr Geſchick.

Alſo, verehrte Leſer! — nicht den Maßſtab des Idealen, den des Natürlichen, rein Menſchlichen leget

an, wollt ihr den Werth und Unwerth dieser Erzählungen ermessen. Urtheilt, ob es mir nicht ganz mislungen, die psychologische Aufgabe zu lösen, welche ich mir vorgesetzt.

Halle, 1825.

Die Rache.

1820.

Wie vom Blitz zum Metall, vom Magnet zum Eisen
Geht ein Zug, ein geheimnißvoller Zug,
Vom Menschen zum Menschen, von Brust zu Brust;
Das ist nicht Reiz, nicht Anmuth, nicht Tugend, nicht Recht,
Was knüpft und losknüpft die zaubrischen Fäden:
Unsichtbar geht der Neigung Zauberbrücke,
So viel sie betraten, hat keiner sie gesehn!
Gefallen *muß* dir, was dir gefällt;
Soweit ist's Zwang, rohe Naturkraft,
Doch steht's nicht bei dir, die Neigung zu *rufen*,
Der Neigung zu *folgen* steht bei dir,
Da beginnt des Wollens sonniges Reich;
Und ich will *nicht*.

Grillparzer.

Als Albertine von Horneck in ihrem zwanzigsten Jahre zum zweiten male die Residenz betrat, waren die Augen der ganzen eleganten Welt auf sie gerichtet. Geistvoll, in der Blüte einer außerordentlichen Schönheit, hatte sie seit kurzem eine Reihe unvorhergesehener Todesfälle begüterter Verwandten plötzlich aus einer armen, unbeachteten Waise, die, durch die Gnade des Fürsten erzogen, mehrere Jahre lang die mühsame Rolle einer Gesellschafterin gespielt, in die reichste Erbin des Landes ver-

wandelt. Schon einmal hatte ſie in der großen Stadt, die ſie nun empfing, gelebt; denn als ihre Erziehung vollendet und ſie unter tauſend Thränen ihr Stift verließ, nahm eine reiche Baſe, die Witwe eines Vetters ihres verſtorbenen Vaters, ſie zu ſich, ihrer nur wenige Jahre ältern Tochter Gefährtin und vornehmſte Dienerin zu ſein. An der Seite der ſchönen und glänzenden Leonore erſchien Albertine zum erſten mal in der Welt, ſechzehn Jahre alt, mit einem kaum halbausgebildeten, durch Romanlektüre und eine gewöhnliche Penſionserziehung irregeleiteten Verſtande, mit einem feurigen Herzen, dem der ganze Himmel der Zukunft voll ſtrahlender Sterne ſchimmerte; ohne Führer, ohne Freund, ganz einer ungeregelten Phantaſie und einem erregbaren Gemüthe überlaſſen. Unter dieſen Umſtänden war es ein Glück, daß ihr Aeußeres damals ihre ausſchweifenden Hoffnungen ſo wenig begünſtigte; nur ein feiner Beobachter konnte es ahnen, daß ſich einſt aus dieſer lang aufgeſchoſſenen magern Geſtalt, aus dieſem bleichen krankhaften Geſichte, deſſen unnatürlich geſpannte und markirte Züge den Begriff der Jugend zu verletzen ſchienen, die ungewöhnliche Schönheit entwickeln würde,

die sich in kurzer Zeit in ihrer ganzen Fülle aus dem noch verschlossenen Kelche entfaltete. Leonore, in der Blüte ihrer Reize, die Tochter eines angesehenen Hauses, feurig, weltlich gesinnt, ebenso erregbar, aber bei weitem weniger geistreich als Albertine, verdunkelte diese so gänzlich, daß kein Mensch sie nur zu bemerken schien. Ein Kreis von Anbetern sammelte sich um jene, aus welchem der junge Graf Hagen, den man damals häufig den Alcibiades der Residenz zu nennen pflegte, hervorstrahlte, der verzogene Liebling der Frauen, ein Mann, der schon viele schöne Augen weinen gemacht, schon manches schöne Bündniß jugendlicher Herzen getrennt, ja die heiligsten Bande zerrissen, und der dies ruchlose Geschäft wie ein heiteres Spiel mit munterer liebenswürdiger Laune trieb, stets bereit dem Rächer der Beleidigten mit Degen und Pistolen Rede zu stehen, sowie auch guten Freunden — und er hatte deren viele, denn er war freigebig, großmüthig und brav — in ähnlichen Fällen beizuspringen. Kaum sah er Leonore, als er nur für sie zu leben schien, als er nicht allein ihre Eitelkeit, als er auch ihr Herz so zu beschäftigen wußte, daß die Unbesonnene bald alle Schranken des Anstandes überschritt

und durch ihre verliebten Thorheiten das Märchen aller Theecirkel ward. Albertine ward halb gern, halb wider Willen, die Vertraute des Liebeshandels. Für dies und nicht mehr schien auch der Graf sie anzusehen, und es traf sich oft, daß, wenn Leonore mit ihrer Mutter auf einem Balle war, Albertine aber zu Hause einsam saß, theils weil ihr der Arzt, ihres schnellen Wachsthums wegen, das Tanzen untersagt, theils weil der Gram, der sich seit einiger Zeit ihrer Seele bemeistert, wenig zu rauschenden Versammlungen stimmte, jener kurz vor dem Aufbruch der Gesellschaft zu ihr geschlichen kam, und sie beschwor, ihm zu vergönnen, hier in der Stille noch einmal Leonoren gute Nacht zu sagen. Tausendmal ihre Hand an seine Lippen drückend, dankte er ihr dann, nannte sie seinen Schutzengel, und wenn das arme Kind sich scheu, bebend, athemlos, von ihm losgemacht, setzte er sich unbefangen neben sie, und erzählte ihr allerlei, bis Leonore kam, entzückt den Geliebten zu finden, strahlend von Schönheit und Glück. Liebesschwüre, Vorwürfe, Betheuerungen folgten dann, von Leonoren aus Romanen, von dem Grafen aus einer Sprache entlehnt, mit der er nur allzu vertraut war. Albertine

ſchlich in ihre einſame Kammer, ergoß ſich in bittere Thränen, warf ſich auf die Knie nieder, bat Gott um den Tod, und wagte nicht es ſich ſelbſt zu geſtehen, was ſie ſo unbeſchreiblich unglücklich machte. Unerfahren wie ſie war, ahnte ſie nicht, daß der Graf mit Leonoren ein herzloſes Spiel trieb; indeſſen fiel es ihr oft auf, was denn die Heimlichhaltung ſeines Glückes ſo nothwendig mache? Jener aber, der jede Verpflichtung ſcheute, wußte beide Mädchen durch tauſend Liſten zur Verſchwiegenheit zu bewegen, und der Reiz, den ein ſolches Geheimniß für Leonorens romanhaft geſtimmtes Herz hatte, kam ihm zu Hülfe. Deſto weniger aber bekümmerte er ſich darum, ſeinen Sieg der Welt zu verbergen, und dieſe wußte längſt, wie er mit dem Fräulein ſtand, als die gute Mutter noch immer wähnte, er ſei nicht über das Courmachen hinaus, und ſehnlich auf eine Erklärung wartete.

Der junge Mann, der ſo wenig Widerſtand gefunden, ward des Romans bald müde. Er zog ſich, wie er meinte, mit gutem Anſtand zurück; aber des Fräuleins Ruf war vernichtet. Vorwürfe entfernten ihn nur noch mehr. Leonore entdeckte ſich ihrer Mutter

und beſchwor ſie, die Stadt zu verlaſſen. Was war zu thun? Keiner war da, die Arme zu rächen, die rückſichtsloſe Auszeichnung des Grafen hatte alle frühern Bewerber verſcheucht, und männliche Verwandte waren nicht in der Nähe. Die Mutter begnügte ſich, den Verräther mit Verwünſchungen zu überhäufen, verzieh ihrer Tochter und zog ſich auf ein entferntes Gut zurück, in der Hoffnung, daß die Zeit die Geſchichte vergeſſen machen und eine andere Begebenheit ſie verdrängen würde. Hier in der Einſamkeit fand die unglückliche Leonore wenig Troſt; ihr Herz war verwundet, aber ihre Eitelkeit zu ſehr verwöhnt und ihr Geiſt zu ungebildet, als daß in dieſer Abgeſchiedenheit nicht Langeweile hätte ihren Gram vermehren ſollen. Dazu kam, daß ein zu ungeſtümer Genuß der ungewohnten Vergnügungen der Reſidenz und eine zu leichte Kleidung ihre Geſundheit angegriffen hatten. Sie welkte langſam hin und ſtarb endlich an einer zehrenden Krankheit. Während dem hatte Albertine ſchwere Tage; die troſtloſe Mutter, eine von den gemeinen Seelen, die ſtets ihr Unglück an andern zu rächen ſuchen, beſtürmte ſie mit Vorwürfen, daß ſie, die das Vertrauen

der Verblendeten beſeſſen, es ihr nicht bei zeiten entdeckt habe. Albertine aß das Gnadenbrot mit ſtillen Thränen. Selbſt krank, tief verletzt, ihr eigenes Herz nicht verſtehend, ſchlich ſie umher und in ihrem Innern ſetzte ſich eine verderbliche Bitterkeit feſt, die mit dem dunkeln Bewußtſein ihres Werthes ſich vereinigend, ſich als ein trotziger Stolz ausſprach. Die Tante, früher nur mit Leonoren, jetzt nur mit ihrem Kummer beſchäftigt, bemerkte ihr Hinwelken kaum. Als ſie gar ſelbſt krank ward, es Monate lang blieb und endlich ſtarb, ohne der Bedauernswürdigen nur ein Legat zu hinterlaſſen, war Albertinens Geſundheit durch die beſtändigen Nachtwachen, durch die Angſt, was nun aus ihr werden ſolle, ganz zerrüttet. Hülflos, auf das Krankenlager geſtreckt, blieb ſie in dem verödeten Schloſſe zurück. Ihr Vormund, der ſie in der Obhut der Tante glaubte, bekümmerte ſich nicht um ſie. Auf einer weiten Reiſe begriffen, wo ſollte ſie ihn finden? Der Arzt meinte, es ſei beſchwerlich, ſich mit einer ganz Fremden zu befaſſen. Der Prediger glaubte ſein Möglichſtes zu thun, wenn er an die Erben ſchrieb und ſie um Mitleid für Albertine anflehte. Ehe der Brief hinkam, hätte die

arme Kleine zehnmal ſterben können. Gott ſchützte ſie durch einen ſeiner Engel.

Eine junge Predigerfrau aus der Nachbarſchaft, zum Beſuch bei der Pfarrerin des Orts, hörte von ihrer hülfloſen Lage, ließ ſich ſogleich zu ihr führen, brachte ſie mit Behutſamkeit, der Beiſtimmung ihres trefflichen Gatten gewiß, in ihr Haus und pflegte ſie mit liebender Sorgfalt. Die berühmteſten Aerzte des Umkreiſes wurden zu Rathe gezogen; ein heftiges Fieber hatte Albertine befallen, mehrere Tage lang war ſie in Lebensgefahr und Monate lang durfte ſie das Bett nicht verlaſſen. Meiſt lag ſie in ſtiller Ergebung da; von Zeit zu Zeit aber brach die Wuth des Fiebers fürchterlich aus: ſie rief Leonorens Geiſt, floh vor der Tante und verwünſchte den Grafen. An ihrem Lager ſaß die liebenswürdige Marie, benutzte die lichteren Stunden, las ihr vor, erzählte ihr, brachte ihr die holden Kleinen, die ihre Ehe zur glückſeligſten machten, und ermüdete nicht im Dienſte der wahren Menſchenliebe. Ihr Gatte ſtand ihr kräftig bei, und unter den Händen der trefflichen weiſen Freunde entfalteten ſich ſchnell in Albertinen die Blüten eines reichen Geiſtes.

Die ſchwere Krankheit ſchien ihr ganzes Weſen verwandelt zu haben; die Schönheit, die ihr eine gütige Vorſehung beſtimmt, ſchien während derſelben den vollſtändigſten Sieg über ihre Jugend davongetragen zu haben, und ſchon wenige Wochen nachdem ſie das Krankenzimmer verlaſſen, ſtrahlte ſie von Geſundheit und Reizen. Sie war um ein Beträchtliches gewachſen; ihre Geſtalt, obgleich noch ſchlank und zart, hatte eine liebliche Fülle bekommen; ihre großen dunkeln Augen drückten die veredelten Empfindungen ihres Herzens aus, ihre ſonſt geiſterbleichen Wangen waren mit ſanftem Karmin überzogen, als erröthete ſie über ihre eigene Schönheit.

An Leib und Seele geneſen, verlebte ſie drei glückliche Jahre in dem Hauſe des Herrn Thüring, durch ſeine, durch ſeiner Gattin Lehren mit jedem Tage mehr ſich ausbildend, in einer heitern raſtloſen Thätigkeit. Ihr Vormund kam zurück, erklärte, bei ihrem gänzlichen Mangel an Vermögen ſie nicht beſſer verſorgen zu können und zum erſten mal fühlte ſich Albertine dankbar gegen ihn. Der Gedanke, ſich von dieſer Familie, in deren Mitte ihr ein neues Leben aufgegangen, zu

trennen, war ihr unerträglich. Dennoch machte es ein unerwartetes glückliches Ereigniß wünschenswerth, ja, nach Herrn Thüring's Meinung nöthig.

Durch eine sonderbare Schickung mußte es sich fügen, daß in einem Zeitraum von einem Jahre sämmtliche Verwandte von Albertinens Vater mit Tode abgingen, so daß das Vermögen aller, auf diese Art zu einer außerordentlichen Größe angewachsen, auf die junge Waise fiel. Der letzte von Horneck, höchst betrübt über den Untergang seines Geschlechts, fügte, obwol seine Güter von Rechts wegen auf Albertinen, als die einzige Lebende des Hauses übergingen, dessenungeachtet der Erbschaft die Bedingung bei: die Erbin solle, den Namen von Horneck nicht aussterben zu lassen, vor dem fünfundzwanzigsten Jahre heirathen, und zwar einen Mann von gutem Adel, der sich anheischig mache, entweder ihren Namen ganz anzunehmen, oder wenn er sich dazu durchaus nicht verstehen wollte, ihn wenigstens dem seinigen beizugesellen.

Albertine hörte die Nachricht ihres Glückes mit einer Ruhe an, die ihrer Philosophie Ehre machte; als ihr aber Thüring sagte, daß sie nun nicht länger in

der Einſamkeit bleiben dürfe, daß ſie in die Welt müſſe, der ſie angehöre, fing ſie an heftig zu weinen, ergriff ſeine Hand und bat ihn, ſie nicht zu verſtoßen, weil ſie reich geworden ſei. Er lächelte und ſtellte ihr mit ſanften Worten vor, daß ſie den Willen des Teſtators zu erfüllen verpflichtet ſei, daß der Ruf ihres Reichthums zwar viele Männer herbeiziehen, daß dieſe ſich aber hier in der Fremde zeigen könnten, wie ſie eben ſcheinen wollten; daß ſie in der Reſidenz Bekanntſchaften machen müßte und dann ernſthaft prüfen und wählen ſolle. Sie wendete ihm dagegen ein, daß es ſich für ſie wenig zieme, gleichſam auf Freiersfüßen in die Welt zu gehen, daß ſie ihr Schickſal erwarten, aber nicht aufſuchen wolle, und daß ſie ſich nur unter der einzigen Bedingung zur Abreiſe entſchließen könne, wenn er ſeine Entlaſſung nähme und ſie mit ſeiner Familie begleitete. Denn es drängte ſie ihr Herz, wenigſtens einen geringen Theil der Schuld abzutragen, die Thüring's Wohlthaten auf ſie gehäuft. Dieſer aber ſchlug ihre Bitte beſtimmt aus: ſeine Thätigkeit war ſein Leben, und ſein Wirkungskreis genügte ihm. Doch verſprach er, ihr eine würdige Begleiterin zu verſchaffen,

und Albertine gab endlich den Vorſtellungen ihrer Freunde nach, und entſchloß ſich, den Winter in der Reſidenz zuzubringen.

Was Herrn Thüring zu dieſem Wunſche bewog, war nicht allein Sorge für ihr Glück, es geſellte ſich dazu auch der für das Wohl eines andern geliebten Zöglings, den er und ſeine Gattin ſeit lange im geheimen Albertinen beſtimmt hatten. Herr Thüring war mehrere Jahre Hofmeiſter eines liebenswerthen Jünglings geweſen, Georg's von Waldau, des Sohnes eines reichen vornehmen Hauſes, der jetzt als Lieutenant bei der Garde ſtand. Marie war zur ſelbigen Zeit Erzieherin der jungen Fräulein von Waldau. Aber nicht allein die Erinnerung an die ſüßen Stunden des erſten Auffindens ihrer Herzen knüpfte dieſe liebenden Gatten an die Familie: alle Mitglieder derſelben waren geeignet, die zärtlichſte Freundſchaft, Georg aber einen gerechten Enthuſiasmus einzuflößen. Die trefflichen Eigenſchaften, die Marie ſich in Albertinen entwickeln ſah, brachte ſie, wie Pläne für der Freunde Glück, beſonders wenn ſie auf Liebesglück gegründet ſind, nur in Frauenköpfen oder vielmehr in Frauenherzen entſtehen, zuerſt auf den

Gedanken, zwei ſo ſchöne Seelen zu vereinigen. So lange aber Albertine arm war, wies Thüring die Idee entſchieden zurück; denn obwol er die Uneigennützigkeit des Präſidenten, Georg's Vater, kannte, ſo wagte er doch nicht in einer Sache einen Schritt zu thun, die nicht beiden Theilen gleichen Vortheil brachte. Als aber glückliche Umſtände ſeine Zöglingin zur reichſten Erbin des Landes machten, fing er an, Marien beifälliger anzuhören; da er jedoch Albertinens Herz nicht zu überraſchen wünſchte, erſuchte er ſie, dieſe nichts davon merken zu laſſen. Unterdeſſen bemühte er ſich mit Eifer um eine ſchickliche Begleiterin und fand ſie bald.

In der Nachbarſchaft wohnte eine verwitwete Majorin von Brand, eine ältliche kinderloſe Frau, von unbeſcholtenem Rufe, wohlwollendem Herzen und redlicher Geſinnung. In der Reſidenz geboren, erzogen und verheirathet, hatte ſie ſeit kurzem eine unverſchuldete Zerrüttung ihres Vermögens gezwungen auf das Land zu gehen, beſſere Zeiten abzuwarten. Hier aber plagte ſie die Langeweile gewaltig, und ſie ſehnte ſich lebhaft nach der Stadt zurück. Höchſt willkommen war

ihr daher Herrn Thüring's Vorschlag, dem Fräulein von Horneck dort Schutz zu verleihen, und sich dafür durch ein reiches Kostgeld in den Stand zu setzen, wenigstens den Winter über wieder in der Residenz ein ansehnliches Haus zu machen. Sie fühlte sich geschmeichelt, eine so schöne und glänzende junge Person in die Welt einzuführen, und säumte nicht, ihre Freunde von ihrer Ankunft und den Umständen ihrer Begleiterin zu benachrichtigen.

Als nun Albertine weinend neben ihr im Reisewagen saß, suchte die Majorin sie wohlwollend mit allen Neuigkeiten zu unterhalten, die man ihr aus der Hauptstadt geschrieben, ihr das lästige Sommerexil zu verkürzen. Scheidungen, Zweikämpfe, Lärm im Theater, alles lief bunt durcheinander, und bei allem ward der Name jenes Grafen von Hagen genannt, der so bedeutenden Einfluß auf Albertinens Jugend gewonnen. „Er ist ein Mensch ohne Grundsätze", sagte die Majorin, „aber der beste Cavalier unter der Sonne und so liebenswürdig, daß ihm kein Herz widerstehen kann. Seine Familie, hör' ich, denkt ernstlich daran ihn zu verheirathen, um seinem wüsten Leben ein Ende zu machen.

Er will nicht recht daran, aber meine Cousine, die Kammerherrin, schreibt mir, Tanten und Vettern sähen sich dessenungeachtet nach einer schicklichen Partie für ihn um. Ich zweifle nicht, daß auch Sie ihre Aufmerksamkeit erregen werden. Was meinen Sie, Fräulein Horneck? Es wäre kein kleiner Triumph, den Schmetterling zu fesseln und den Uebermüthigen unter das eheliche Joch zu beugen." —

Albertine erstarrte bei dieser Zumuthung. Sie wußte noch nicht, daß selbst bessere Frauen ein unbescholtenes Mädchen nicht für einen Wüstling zu gut halten, wenn es ihm einfällt, seines elenden Lebens überdrüßig zu sein; sonst würde sie vielleicht einen Theil der Verachtung, die sie gegen die Verdorbenheit der Männer hegte, auf ihr eigenes Geschlecht haben übertragen müssen. Unerfahren wie sie war, nahm sie den Vorschlag der Majorin nicht wenig übel und stand nicht an, ihre Meinung laut und entschieden zu erklären. Die Majorin konnte sich einiger Bewunderung der Energie ihres Charakters nicht enthalten, sagte aber lächelnd: „Kennen Sie ihn nur erst, vielleicht nehmen Sie mildere Grundsätze

an!" — Das Fräulein erröthete und brach das Gespräch ab.

Seit einigen Jahren gewöhnt, nur mit Verachtung an den Grafen zu denken, empörte die Erinnerung ihrer Schwachheit ihr Innerstes. Sie hatte sich vorgenommen, ihn soviel als möglich zu vermeiden, nicht als ob sie für ihr Herz gefürchtet hätte, oder daß das ehemalige Betragen des Mannes sie nicht vollkommen überzeugt hätte, er habe ihre Empfindungen nie geahnt, nur um sich selbst die Beschämung der Erinnerung zu ersparen. In der Hauptstadt angelangt, war er indessen einer der ersten, den sie erblickte: in glänzender Uniform ritt er an ihrem Wagen vorüber; sie erkannte ihn auf der Stelle, noch ehe die Majorin Zeit hatte ihn anzurufen. Er war noch ebenso schön, noch ebenso muthig, noch ebenso unbefangen wie sonst. Er bewillkommnete die Damen, ritt neben dem Wagen her und sah von Zeit zu Zeit bewundernd auf Albertinen, deren blendende Schönheit durch den Schleier strahlte. In stolzer Ruhe saß sie da, ohne sich in das Gespräch zu mischen. Vor dem Hause der Majorin sprang der Graf vom Pferde, half den Damen heraus und be-

gleitete sie die Treppe hinauf, ungeduldig, wie es schien, die schöne Reisende sich entschleiern zu sehen. Albertine stellte sich aber, ohne die mindeste Notiz von ihm zu nehmen, an ein Fenster und überließ sich beim Anblick derselben Straße, in der sie einst mit ihrer Tante gewohnt, trüben Erinnerungen. Umsonst suchte sich der Graf glänzender als je zu zeigen. Sie lächelte zu keiner seiner witzigen Bemerkungen und wendete sich erst um, als er sich empfahl. Sie machte ihm eine ernste Verbeugung; den Grafen verdroß ihr Betragen, doch verbarg er es und ging.

Durch die unendlichen Bekanntschaften der Majorin sah sich Albertine bald in einen Strudel von Vergnügungen gerissen, die ihrem Herzen wenig zusagten. Doch konnte es nicht fehlen, daß die Wirkungen ihrer Schönheit ihr schmeichelten, obwol sie es nicht gestehen wollte und stets mit einer Verachtung von irdischen Gütern sprach, die ihr bei ihrem Reichthum und ihren Reizen wohl anstand. Mit Befremden gewahrte sie jetzt erst, in welchem Grade sie ehemals hier übersehen war; denn keiner schien sich ihrer nur zu erinnern. Eine gewisse Bitterkeit gegen die Welt be-

mächtigte ſich ihres ſonſt ſo ſanften Herzens, als ſie ſich bewußt ward, daß nicht um ihres eigenen beſſern Selbſt, nein! daß um zufälliger Glücksgüter willen alle Frauen ſie beneideten und alle Männer ihr huldigten. Das einzige Haus, in dem ſie ſich wahrhaft wohl fühlte, war das des Präſidenten von Waldau. Thüring's und ſeiner Gattin Briefe ſicherten ihr die freundlichſte Aufnahme. Ungeachtet des wichtigen Poſtens und des großen Reichthums des Präſidenten lebte die Familie mit einer eleganten Einfachheit und genoß mitten im Geräuſche der Welt das Glück ſchöner Häuslichkeit. Die Präſidentin war eine verſtändige und liebevolle Frau, die beiden Fräulein Muſter von wohlerzogenen und angenehmen Mädchen, der Sohn aber, von dem Albertine ſchon oft hatte ſprechen hören, ein ſchöner, kräftiger junger Mann, ein echter Soldat, nicht dem Gamaſchendienſt huldigend, aber vom wahren Rittergeiſte beſeelt. Unter Thüring's trefflicher Leitung hatte ſich ſein tüchtiger Verſtand in einem Grade ausgebildet, der ihn über die Mehrzahl ſeiner Kameraden weit hinweghob, jedoch mußte er ſich oft gefallen laſſen, von einem ſchwärmeriſchen Hange beherrſcht zu

werden, der die Seele Georg's zu allem Großen und Schönen hinriß und nicht nach den Regeln einer wohlberechnenden Klugheit oder des Conventionell-Schicklichen fragte. Früh mit den Schwächen der Welt vertraut geworden, ekelte ihm mehr vor ihren scheinbaren Tugenden, als vor ihren Lastern, und verhaßter als die Frivolität selbst war ihm die falsche Empfindsamkeit, unter deren Maske sie sich bisweilen zu verbergen pflegt. Die Tugend war seinem Herzen so natürlich, daß er, mit Schiller, das Laster darum doppelt haßte, weil es so viel Schwatzen von jener gemacht. So kam es, daß er, mehr die Bewunderung der Welt verschmähend, als ihren Tadel verachtend, gelernt hatte, seinem Ausdruck etwas Herbes und Schroffes zu geben, was, verbunden mit seinem Hange zur Einsamkeit, ihn in den Ruf eines interessanten Sonderlings setzte. Erst Albertinens Nähe gab seinem ganzen Wesen ein sanfteres Colorit; sein Ausdruck ward zarter, und wenn er es auch noch immer vermied, von Empfindungen zu reden, so verbot er es doch seinen Augen nicht, eine dringende und süße Sprache zu führen. Albertine antwortete ihnen nicht, aber sie hieß sie auch nicht schwei-

gen. Das Gefühl, durch ihre bloße Gegenwart einen so außerordentlichen Mann zu beglücken, that ihrem Herzen wohl, und sie versprach sich, wenn sie irgend Einem vergönnte, es unruhiger schlagen zu machen, sollte er es sein und kein anderer.

Der Graf Hagen aber bot alles auf, sie in diesem Entschlusse wankend zu machen, und war ganz der Mann danach, wohlbefestigte Grundsätze durch die Vorzüge seiner Persönlichkeit und durch unermüdliche Beharrlichkeit zu untergraben. Albertine konnte es nicht vermeiden, den Liebling aller geselligen Cirkel oft, ja fast täglich zu sehen. Die kalte Ruhe, die stolze Gleichgültigkeit, mit der sie seine Huldigungen zurückwies, reizte den Uebermüthigen, der darin eine Beleidigung und in einem endlichen Sieg die einzige Genugthuung sah, immer mehr. Die Majorin hatte recht gehabt, wenn sie meinte, die Familie Hagen werde auf das reiche, schöne und tugendhafte Fräulein von Horneck ihr Augenmerk richten. Noch ehe sie ankam, betrachtete man sie als die Braut Hagen's. Der Graf protestirte zwar; er hatte sich jedoch selbst nach und nach an den Gedanken gewöhnt, und der Stolz, mit dem Albertine

nun die Hoffnungen der Familie, die bei einem Landfräulein und bei des Grafen Liebenswürdigkeit darauf nicht vorbereitet war, niederſchlug, kränkte ihn bis zu dem Grade, daß er es ſich gewiſſermaßen zur Ehrenſache machte, ihn zu bezwingen. Zu ſehr an das Bewußtſein ſeiner Unwiderſtehlichkeit gewöhnt, als daß er ſich hätte überreden können, Albertinens Herz verſchmähe ihn, gab er dem Gedanken gern nach, daß nur ihre ſtrengen Grundſätze jenes bekämpften und Zweifel in die Lauterkeit ſeiner Abſichten ihr Feſtigkeit gäben. Die Mühe, die das Fräulein ſich gab, jedes Alleinſein mit ihm zu vermeiden, die Verlegenheit, über die ſie nicht Herrin werden konnte, wenn es dennoch einmal geſchah, und gewiſſe Erinnerungen beſtärkten ihn darin. Mit dem Netze ſeiner Künſte, das er nur allzu oft und mit allzu gutem Erfolge gebraucht, aus den Fäden öffentlicher Huldigungen, kleiner Dienſte, feurig ausbrechender Empfindungen und augenblicklicher Vernachläſſigungen gewoben, dachte er ſie mehr und mehr zu umſpinnen, und rechnete ſicher darauf, Waldau, den einzigen Nebenbuhler, den er berückſichtigte und der ganz dem Drange ſeines Herzens folgte, aus dem Felde zu

ſchlagen. Es fand ſich aber ein dritter Bewerber ein, der ſowol durch die Vorzüge ſeiner Perſon, als durch die Aufmerkſamkeit, die ihm Albertine bewies, furchtbar zu werden drohte.

Herr von Eſchen war weder ſo ſchön als Graf Hagen, noch ſo kräftig wie Georg von Waldau. Ein junger Mann, etwa achtundzwanzig Jahre alt, von mittler Größe, etwas blaſſem, aber ſprechendem und ſcharfgezeichnetem Geſicht, geiſtreichen Augen und geiſtreicherem Geſpräch; in ſeiner Kleidung zierlich, ohne Geckerei, in ſeinen Aeußerungen gemäßigt, wohlwollend, bisweilen geheimnißvoll, ein wahrer Diplomat. Er kam, als Albertine ſchon mehrere Wochen in der Reſidenz ſeines Fürſten war, aus London zurück, wo er bei der Legation deſſelben angeſtellt war, und obwol er nur den Titel eines Raths führte, eine wichtigere Rolle geſpielt hatte, als der Geſandte ſelbſt. Aus einer guten Familie, aber durchaus unbemittelt, ſchien er ſeinem Verdienſte allein alles danken zu müſſen, und man ſchätzte daher die Beſcheidenheit doppelt an ihm, die ſeinem überlegenen Verſtande das Drückende nahm. Der Präſident von Waldau liebte ihn ungemein, zog

ihn in seinen Familienkreis, pries ihn laut und prophezeite einen großen und zu gleicher Zeit redlichen Staatsmann in ihm. Die Unterhaltungen im Waldau'schen Hause nahmen seit der Zeit seiner Einführung einen andern Charakter an: sie wurden geistreicher, belehrender, umfassender. Eschen hatte eine feine Weise, auch Frauen in Gespräche ernsterer Art zu ziehen und hörte mit schmeichelnder Aufmerksamkeit auf Albertinens bescheidene Urtheile über Gegenstände, über die sie Thüring denken gelehrt. Auch Georg schloß sich ihm freundschaftlich an und schien, obwol er oft mit ihm verschiedener Meinung war, ein besonderes Wohlgefallen an der Klarheit und Bestimmtheit von Eschen's Ansichten zu haben. Unermüdlich, ihn zur Entwickelung derselben aufzufordern, dachte er nicht daran, durch Darlegung seiner eigenen großherzigen Gesinnungen selbst zu glänzen. Auch in den größern Versammlungen spielte Herr von Eschen eine würdige Rolle, wenn schon eine weniger schimmernde als Graf Hagen, der Meister in allen geselligen Künsten war. Er schien überall an seiner Stelle zu sein. Was Albertinen indeß unangenehm an ihm auffiel, war, daß er nicht allein mit

Georg, daß er auch mit dem Grafen in freundschaftlicher Verbindung stand. Durch seine Vermittelung näherten sich auch ihre beiden Liebhaber einander einigermaßen, und der Graf wußte sich auf gewandte Weise in die vertrauten Theecirkel bei Waldaus einzuführen. Ohne daß seine Kenntnisse die gewöhnlichen eines gebildeten Weltmanns bedeutend überschritten, gab sein richtiges Urtheil, das einen ungemein scharfen Blick zeigte, sein glänzender Witz, die Feinheit seines Ausdrucks und die Annehmlichkeit seines Organs seiner Unterhaltung einen Zauber, dem weder Männer noch Frauen widerstehen konnten. Wenig gewohnt nachzudenken, hatte sein Verstand eine gewisse Trägheit bekommen, und wenn man ihn stundenlang in das Geschwätz geistloser Stutzer und Schönen mit einstimmen hörte, so konnte man ihn leicht mit den faden Elegants verwechseln, unter die er sich mischte. Die Superiorität, die er, ohne sich zu bemühen, über jene erlangt hatte, wußte er durch die Phrasen einer epikuräischen Philosophie, zu der er sich bekannte, zu gleicher Zeit zu behaupten und zu mildern. Ein feiner Beobachter konnte es leicht bemerken, daß die Natur ihn weit über jenen Schwarm erhoben, und daß

es nur von ihm abhing, eine Stimme über wichtigere Angelegenheiten zu gewinnen, als Tanz, Mode oder der Beifall einer Schauſpielerin. In Albertinens Gegenwart fühlte er ſich bisweilen veranlaßt, dieſe Anſprüche geltend zu machen und die Reibungen, durch die feinſte Weltſitte gemildert, welche die contraſtirenden Anſichten eines verſtändigen und umſichtigen Greiſes und dreier geiſtreicher junger Männer veranlaßten, ergötzten und belehrten dieſe höchlich. Ein beſonderes Vergnügen gewährte es ihr, dieſe Unterhaltungen ihren Freunden mitzutheilen, und ſie behauptete lange Unbefangenheit genug, um ihre drei Anbeter in einem Briefe an Marien miteinander zu vergleichen.

„Was ihr Aeußeres betrifft“, ſchrieb ſie, „ſo iſt der Graf unleugbar der Schönſte, obwol es auch Georgen an einer gewiſſen männlichen Schönheit nicht gebricht und Eſchen nichts weniger als häßlich iſt. Waldau's Anſtand iſt der eines Soldaten, Hagen's der eines vornehmen, Eſchen's aber der eines edeln Mannes. Ihre Unterhaltungsart iſt noch verſchiedener. Waldau iſt nicht ſelten trocken, kurz angebunden, mit mir nur milde, zart und beredt. Doch bleibt auch dann bisweilen eine

gewiſſe moraliſche Härte, wenn ich ſo ſagen darf, in ſeinen Aeußerungen zurück, eine ſchneidende Ironie in ſeinen Urtheilen und eine Menſchenverachtung, die mich erſchreckt und die ich mir bei ſeinem gefühlvollen Herzen nicht zu erklären weiß. Er ſelbſt entſchuldigte ſie, als ich ſie ihm einſt vorwarf; er ſei, ſagte er, zu zeitig mit den Untugenden der Welt bekannt geworden, in eben der Epoche, in welcher das Herz ſich am liebſten Ideale ſchafft. Der Contraſt ſei gar zu herbe geweſen. Ich glaube auch, je inngier und feuriger ein Menſch fühlt, deſto geneigter iſt er zu Waldau's Fehlern. Und war dies nicht auch mein Schickſal? Trotz dieſer Ueberzeugung aber raubt jene tugendhafte Strenge mir bisweilen die Unbefangenheit, und aus Furcht, ſeine Achtung zu verlieren, komme ich in Gefahr, mich ihm beſſer zeigen zu wollen, als ich bin. — Der Graf läßt ſich auf allgemeine Urtheile faſt nie ein. Wenn er ſich nicht etwa in ein politiſches Geſpräch verwickelt, ſo ſpricht er meiſt nur von Begebenheiten des Tages; er iſt, möcht' ich ſagen, wider Willen geiſtreich. Deſto gefliſſentlicher legt er die Maske des Gefühls vor, be-

gleitet verſteckte Worte mit Seufzern, iſt Viertelſtunden lang ſtumm, ſtockt oft mitten im Geſpräch zerſtreut, und ſieht mich mit Blicken an, deren Ausdruck mich verwirrt. Alle dieſe Blicke, alle dieſe ſchmeichelnden Reden ſind mir aus ſeinem Liebeshandel mit Leonoren bekannt. Aber es bedarf deſſen nicht, um mich gegen ſie zu waffnen. Ich kenne ihn, ich durchſchaue ihn ganz! Ein herzloſes Spiel denkt er mit mir, wie mit jener zu treiben, allein es ſoll ihm diesmal nicht gelingen. Er ſoll beſchämt geſtehen lernen, daß es doch Eine gegeben, die all ſeine Künſte nicht haben überwinden können. Ich kann nicht umhin, ich leugne es nicht, höflicher gegen ihn zu ſein, als es anfangs meine Abſicht war. In großen Verſammlungen zwar ſetze ich ſeinen Huldigungen eine eiſige Kälte entgegen. Aber in dem kleinen Cirkel bei Waldaus würde es unſchicklich ſein, wollte ich durch zu viel Zurückhaltung die Heiterkeit der Unterhaltung und ihre Ungezwungenheit ſtören. Mein Beſtreben iſt hier, keinen auszuzeichnen, weder durch Aufmerkſamkeit, noch durch Zurückſetzung; und ich glaube, daß ich dadurch meine Abſicht: meine Freiheit auch äußerlich zu behaupten, am beſten erreiche.

Mein Herz ist bei weitem nicht befangen genug, um sich schon durch eine Wahl binden zu wollen. Verlassen Sie sich übrigens fest darauf, meine Freundin! ehe ich mich an den Verräther Hagen wegwerfe, eher sterbe ich tausendmal.

Eschen endlich, um doch auch von ihm zu reden, ist wol von allen dreien am schwersten zu durchschauen. Er schmeichelt mir nie; aber ich komme mir nie klüger und liebenswürdiger vor, als mit ihm. Die zarte Achtung, die ehrfurchtsvolle Aufmerksamkeit, mit der er mich behandelt, thut meinem Herzen wohl. Er spricht mir bisweilen von seiner Freundschaft, aber ein gewisses Etwas in seinem Betragen sagt mir, daß er mehr als das für mich fühle. Ich achte ihn sehr. Aber für Waldau spricht so vieles! Sein eigener Werth, Ihre Freundschaft, seine wahre innige Liebe (ja, ich erkenne sie deutlich in jedem seiner Blicke), die Vortrefflichkeit seiner Familie — nun ich habe ja nicht nöthig, mich sogleich zu einer Wahl zu entschließen. Nichts soll mich bewegen, meinem Herzen vorzugreifen. Geben Sie Acht, es wird sich bald zwischen Waldau und Eschen entscheiden!“ —

Albertine glaubte ganz aufrichtig zu ſein, indem ſie dieſen Brief ſchrieb. Sie war allerdings entſchloſſen, zwiſchen beiden zu wählen, aber ſie ſchämte es ſich ſelbſt, noch mehr ihrer Freundin zu geſtehen, was ihr die Wahl erſchwerte. Bald wähnte ſie den einen, bald den andern zu lieben; denn wenn ihr Herz frei wäre, woher denn ſein ungeſtümes Klopfen? Woher die namenloſe Wehmuth, die es bisweilen befiel? Woher die ſchlafloſen Nächte? Ach! ſie wollte die Züge deſſen nicht erkennen, der ihr Schlummer, Ruhe und Heiterkeit raubte, ſie wollte es nicht, bis die vermehrte Sicherheit des Grafen, bis ſeine größere Kühnheit es ihr endlich entdeckte, daß ſie milder und gefälliger gegen ihn geworden war. „Wie", ſagte ſie zu ſich ſelbſt, als ſie einſt einſam ſaß, „dieſe Männer ſtrecken gierig die Hände nach jeder Blüte aus, alles Schöne wollen ſie an ſich reißen, genießen und von ſich werfen, als wäre die ganze Schöpfung nur da, ihre eigenſüchtigen Begierden zu befriedigen. Einſt, als du ihm ein Herz voll glühender Liebe entgegentrugſt, als eins ſeiner Worte, als einer ſeiner Blicke hinreichte, dich zur Glückſeligſten der Erde zu machen, als alle deine Nerven

zitterten, wenn du von weitem ſeine Stimme hörteſt, als du nachts vor ſeinem Bilde auf den Knien lagſt und dich glücklich geprieſen hätteſt, für ihn ſterben zu können — damals verſchmähte er dich, weil keine Reize deine bleichen Wangen ſchmückten; mit grauſamer Achtloſigkeit ging er an der noch unenthüllten Knospe vorüber, die aufgeblühte Blume mit ſchonungsloſer Hand zu verderben. Jetzt, jetzt will er dich beſitzen, weil — und du ſinkſt nicht vor Scham unter die Erde, ſchwach gegen eine ſolche Liebe zu ſein! Eine Liebe, die du einem zufälligen Gute, einer irdiſchen Schönheit verdankſt, deren Blüte morgen der giftige Hauch einer Krankheit auf ewig zerſtören kann! — Liebe", fuhr ſie erglühend fort: „was ſag' ich! Vielleicht treibt er nur ein eitles Spiel mit mir, wie er es mit Unzähligen getrieben! Und ſeinem Amuſement will ich meine Ruhe opfern? Und dieſer künſtlich angefachten Glut ſoll es gelingen, die kalte Verachtung zu tilgen, mit der ich mich gegen ſeine Liebenswürdigkeit gewaffnet? Meinen ganzen Stolz, das mächtige Gefühl einer tödlichen Beleidigung muß ich hervorrufen, um mich gegen ihren Zauber zu ſtählen? So tief bin ich geſunken!"

Sie verbarg das von Thränen benetzte Geſicht mit beiden Händen und ſaß ſo lange, ohne zu bemerken daß der Graf leiſe eingetreten war und dicht neben ihr ſtand, bis er, ſie ſanft umfaſſend, ihre Hand ergriff. Erſchrocken fuhr ſie empor; als ſie ihn erkannte, riß ſie ſich mit einem Schrei von ihm los und floh in ihre Kammer. Er folgte ihr, hielt ſie mit liebenden Worten, aber gewaltſam ſtieß ſie ihn zurück, ohne zu bedenken, wie günſtig er ihr Betragen auslegen könne. Als ſie nach einer Stunde gefaßter in das Geſellſchaftszimmer der Majorin trat, empfing er ſie mit einem ſo glücklichen Lächeln und ſein ganzes Weſen ſprach ſo deutlich ſeinen Triumph aus, daß es ihren Stolz empörte, und der Entſchluß, den ſie während ihrer Einſamkeit gefaßt, ſich befeſtigte. „Ich muß ihn haſſen, da ich ihn nicht lieben darf", war das Reſultat ihrer Ueberlegungen geweſen; „ich muß es ihm zeigen, und die Verachtung, die ich ihm beweiſen will, ſoll ihn überzeugen, daß jede Hoffnung Thorheit ſei."

Dieſer Entſchluß gab, verbunden mit dem Augenblick in welchem der Graf ſie überraſchte, ihrem Betragen in den Augen deſſelben eine Zweideutigkeit, die ihn nur

immer kühner in den Versicherungen seiner Liebe und zuversichtlicher in seinen Hoffnungen machte. Listig wußte er es einzurichten, daß sie an allen öffentlichen Orten in seiner Begleitung erschien, und daß die geringen Höflichkeiten, die ihm Albertine erwies, in den Augen der Welt für Auszeichnungen galten. In ihrem Kopfe bildete sich dagegen der Plan immer mehr aus, zu dem ihr empörter Stolz, und der tugendhafte Entschluß, sich von ihm loszumachen, den Grund gelegt. Sie fühlte entschieden, bei der Ueberzeugung von der Unwiderstehlichkeit und bei der List des Grafen werde die Stadt diesen für denjenigen halten, der ihrer überdrüßig geworden sei, wenn sie gerade jetzt mit ihm bräche, da sie ihm durch ein gefälligeres Betragen neue Rechte gegeben zu haben schien. Sie beschloß daher gleiche Waffen gegen ihn zu gebrauchen: ihn durch listiges Schweigen in seiner Sicherheit zu bestärken, seine Liebesschwüre nur mit Zweifeln in den Ernst seiner Absichten zu beantworten, ihn auf diese Weise zu einem förmlichen und gewissermaßen öffentlichen Antrag zu nöthigen, und durch die Beschämung einer eclatanten Abfertigung, Leonorens Schatten, ihr tausendfach be-

leidigtes Geſchlecht, ihr verſchmähtes Herz und — ihre neue Schwachheit zu rächen.

Mit Herzklopfen entwarf ſie dieſen Plan; mit ängſtlicher Verlegenheit führte ſie ihn aus und kam ſie ihm zu Hülfe. Zwar ahnte ſie noch nicht das unendliche Weh, das ihr das erſte Ueberſchreiten der Schranken der Redlichkeit bereiten werde, aber ihre Seele war zu edel, um ſich in den künſtlichen Getrieben einer überlegten Rolle wohl zu fühlen. Doch ſchien ſie des Grafen täglich wachſende Verwegenheit mehr und mehr darin beſtärken zu ſollen. Es war ihm kein kleiner Triumph, das klügſte und ſtolzeſte Mädchen endlich beſiegt zu haben; die Achtung aber, die ſie ihm unwillkürlich eingeflößt, ihre außerordentliche Schönheit, ihr Reichthum, die Wünſche ſeiner Verwandten, und endlich der Umſtand, daß ſie gewiſſermaßen vereinzelt in der Welt ſtand, der ihm die Gewißheit gab, von niemand zur Rechenſchaft gefordert zu werden, wenn er ſich etwa im Verlauf einer längern Ehe gewiſſe Vernachläſſigungen zu Schulden kommen ließe — alles dies bewog ihn zu dem Entſchluß, ſich unter das verhaßte eheliche Joch zu beugen und ſie zu ſeiner Ge-

mahlin zu machen. Das Mistrauen, das Albertine seinen Liebesbetheuerungen entgegensetzte, ließ ihn schließen, daß es nur eines förmlichen Antrags bedürfe, und um sie vollkommen zufrieden zu stellen, nahm er sich vor, ihn in Gegenwart seiner Verwandten, die ihn zu einem entscheidenden Schritte drängten, zu machen. So sicher war er seiner Sache.

Während er aber noch Albertinen von allen Seiten angriff und jede Stelle, die sich schwächer zeigte, entdeckte und benutzte, hatte sich ihr Waldau mit Sturmschritten, Eschen aber mit leisen, besonnenen genaht. Ging Albertine einen einzigen vorwärts, so näherte er sich um zwei; trat sie wieder zurück, so entfernte er sich noch einmal so weit. Das Spiel unterhielt sie; sie glaubte überzeugt sein zu dürfen, daß nicht Mangel an Liebe, daß nur seine Bescheidenheit, seine Armuth und Furcht vor dem Verdacht, um ihren Reichthum zu werben, ihn zurückhielt. Waldau hatte das nicht zu scheuen. Auch nahm ihn seine Leidenschaft so ganz ein, daß er weder daran zu denken schien wie die Welt sie beurtheilen möchte, noch sie vor ihr oder dem Fräulein selbst zu verbergen.

Seitdem dieſe ſich freundlicher gegen den Grafen betrug, ſah ſie Georg meiſt finſter, ſtumm und zurückhaltend. Er heftete Blicke auf ſie, in denen eine verzehrende Glut brannte; wenn er ſie mit jenem ſprechen ſah, ſtand er oft ungeſtüm auf und verließ mit einem ſo ſtürmiſchen Weſen das Zimmer, daß es alle aus der Faſſung brachte. Mutter und Schweſter ſendeten dann Blicke hinter ihm her, die Albertinens Herz ergriffen. Gepeinigt durch die Rückſichtsloſigkeit ſeines Betragens, überredete ſie ſich, Waldau ſei ein Brauſekopf, der beſſer zum Liebhaber als zum Ehemann tauge; ſeine Anlage zum Hausdespoten ſei unverkennbar. Eſchen dagegen ließ nie Eiferſucht blicken, obwol ſie deutlich ſah, daß er ſie unabläſſig beobachtete. In beſtändiger Furcht, von ihm durchſchaut zu werden, ſchmeichelte ihr die Hochachtung, die er ihr bewies, doppelt, und ſie fühlte ſich bedeutend erhoben, wenn er die Feſtigkeit ihrer Grundſätze und ihre edle Offenherzigkeit rühmte. Waldau's Mistrauen dagegen verdroß und beleidigte ſie. So wahr iſt es, daß wir dann die Achtung anderer am meiſten bedürfen, wenn wir in Gefahr ſind, unſere eigene zu verlieren. Deſſenungeachtet aber beſchloß ſie

ſich nicht eher zu entſcheiden, als bis ihr Plan ausgeführt, und ſie ſich ganz von Hagen losgemacht. Dann, nahm ſie ſich vor, wolle ſie ihr Herz ernſthaft prüfen und bei ihrer Wahl beſondere Rückſichten auf die Stimme ihrer Freunde nehmen; ſei es nun, daß ſie von der Wahrhaftigkeit von Georg's Liebe am feſteſten überzeugt war, oder daß ein leiſes Etwas für ihn in ihrem Herzen ſprach. Sie vermied ſorgſam jedes Alleinſein mit ihm, denn ſie ſcheute ſich, durch eine raſche Erklärung von ſeiner Seite früher zu einer Entſcheidung gezwungen zu werden, als es ihrem Plane gemäß war.

Eines Abends, als in einem Albertinen befreundeten Hauſe ein Feſt veranſtaltet worden war, zu dem man die ganze Stadt gebeten hatte, lehnte ſie die Einladung ab, weil ſie gehört, die Präſidentin ſei unpaß, in der Abſicht, dieſer Geſellſchaft zu leiſten. Sie fand die Hausmutter auf dem Sofa ſitzend, hinter dem Theetiſch, um den Sohn und Töchter verſammelt waren. Ihr unvermutheter Beſuch erregte ſo große Freude, daß ſie ſich dadurch gerührt fühlte. Sie ſetzte ſich unter die Geſchwiſter und war bald in einem traulichen

Gespräch mit ihnen. Aus Georg's Augen strahlte eine Heiterkeit, die lange eine düstere Schwermuth verdrängt hatte. Seit Monaten war sie gewohnt, ihn finster und untheilnehmend zu sehen, heute war er gesprächig, sanft und liebenswürdig. Die Dankbarkeit, daß sie ihn und den stillen Kreis seiner Verwandten den Huldigungen einer schimmernden Versammlung, der Hagen einen Theil des Glanzes verlieh, vorzog, stimmte ihn weicher als je und machte ihn all das Weh, das die Zweideutigkeit ihres Betragens ihm zugefügt, vergessen. Aber sein Muth sank gewaltig, als unvermuthet Eschen in das Zimmer trat. Albertine hatte ihm im Vorbeigehen gesagt, wo sie den Abend zubringen werde, und er, der keine Gelegenheit versäumte, sie zu sehen, hatte darauf gleichfalls absagen lassen. Albertine hatte sich heute so glücklich im Beglücken gefühlt, daß ihr dies Zusammentreffen höchst unangenehm war. Sie suchte sich indessen zusammenzunehmen, ging in Eschen's Gespräch ein, und alles schien wieder in das Geleis gekommen zu sein, als plötzlich Waldau ein neues auf die Bahn brachte, es mit Gewalt herbeiziehend, das die Nothwendigkeit für ein junges Frauenzimmer, ihren Ruf zu

berückſichtigen, zum Thema hatte. An ſeinem Stocken, an ſeinem Rothwerden, an ſeinem Niederſchlagen der Augen merkte Albertine bald, daß er mit Abſicht ſprach, denn bei Perſonen, die von Natur offenherzig ſind und die ſich aus edelm Stolz in keiner Art von Verſtellung geübt haben, macht gewöhnlich die Mühe, mit der ſie die ungewohnte Arbeit verrichten, wenn ſie ſich ja einmal herablaſſen, in Anſpielungen zu reden, die Zuhörer aufmerkſam und mistrauiſch.

Ohne Albertinen anzuſehen, gegen Eſchen gewendet, ſagte er: „Nichts ſchade einem tugendhaften Frauenzimmer in der Meinung der Welt mehr, als ein häufiges Zuſammenſtellen ihres Namens mit dem eines bekannten Roué. Sie müſſe daher ſorglich vermeiden, oft mit ihm öffentlich zu erſcheinen; ſelbſt ein blos leidendes Verhalten errege Verdacht, ſie dürfe nicht hoffen, daß ihr Verhältniß mit ihm als ein die Schranken der Galanterie nicht überſchreitendes angeſehen werde. Denn da Männer und Frauen der großen Welt überhaupt nicht geneigt ſeien, vortheilhaft von dieſen zu denken, letztere aber vorzüglich deswegen, weil ſie in der Allgemeinheit der Schwäche ihre einzige Entſchuldigung

fänden, ſo zeuge alles, was im erwähnten Verhältniſſe nicht für die Tugend eines Frauenzimmers zeuge, unwiderruflich wider ſie.“

Albertine warf den ſchönen Mund ein wenig auf. Eſchen aber entgegnete, ohne nur die mindeſte Befangenheit merken zu laſſen: „Er könne ihm nur bedingt recht geben. Gewöhnliche Frauen wären allerdings den ſtrengen Geſetzen der Meinung unterworfen, es gäbe aber eine gewiſſe ſichere Tugend, die über jeden Verdacht erhaben ſei und die er die wahre weibliche Würde nennen möchte. Er halte die Welt für klug genug, dieſe von der falſchen unterſcheiden zu können, die nur von Rückſichten auf ſie und von der Furcht, bei ihr zu verlieren, bewacht werde. Indeſſen ſei ſie freilich dem Neide am meiſten ausgeſetzt, der am liebſten «das Strahlende ſchwärze» — und es könne ſich wol fügen, daß ſie öffentlich Fehltritte beſchuldigt würde, an die niemand glaubte. Dies zu vermeiden werde ein kluges Frauenzimmer ſchicklich finden, weniger aus Furcht vor böſen Zeugen ſelbſt, als weil jeder Fleck ihres Rufs einem Wüſtling ein angebliches Recht zu geben ſcheine.“ — Waldau antwortete nicht; er malte gedankenvoll auf

den Tisch; Mutter und Töchter sahen auf ihre Arbeit. Albertine saß mit derjenigen stolzen Miene da, hinter welcher sie oft ihre Verlegenheit zu verbergen pflegte.

Da führte ein unglückliches Ungefähr plötzlich den Grafen herbei. Er könne, sagte er, nicht umhin, sich im Vorüberfahren nach dem Befinden der Frau Präsidentin zu erkundigen. Diese gab ihm ziemlich lauen Bescheid und warf einen Blick auf Albertinen, dessen argwöhnischer Ausdruck sie beleidigte. Der Graf war so unbefangen, als ahne er die Störung nicht, die er verursacht. Er schwatzte allerlei; ein gewisser Hohn aber, der um seinen Mund spielte, verrieth, daß er sich heimlich an der allgemeinen Verwirrung ergötzte. Einmal, während Eschen etwas erzählte, warum ihn die Präsidentin befragt, lehnte er sich über Albertinens Stuhl und flüsterte ihr ein unbedeutendes Wort zu, das sie kaum verstand; der Gedanke aber, was die Gesellschaft von dieser Vertraulichkeit denken werde, setzte sie in eine solche Bestürzung, daß der Verdacht derselben dadurch nur vermehrt ward. Endlich erhob sich der Graf; er warf, indem er Albertinen die Hand küßte, auf Georg einen Blick des Triumphs. Dieser aber schien

weder zu ſehen noch zu hören, und fuhr wie aus einem Traume empor, als ſeine Mutter, ihn anſtoßend, ſagte: „Georg, Graf Hagen empfiehlt ſich!“ worauf er ihm eine mechaniſche Verbeugung machte.

Als er fort war, reichte Eſchen's ganze Gewandtheit nicht hin, die Unbefangenheit nur ſcheinbar wieder herzuſtellen. Albertine brach zeitig auf und ward nicht gebeten zu bleiben. —

Den andern Morgen ſtand ſie eben ſinnend am Fenſter, als ſie Waldau mit haſtigen Schritten auf ihr Haus zukommen ſah. Er blickte herauf; er hatte ſie erkannt; es war nicht mehr Zeit ſich verleugnen zu laſſen. „Ach!“ ſeufzte ſie unruhig, „jetzt gerade, jetzt! Was ſoll ich thun? Soll ich ihn abweiſen? Ihn betrügen? Eins wie das andere kann ich nicht!“ — Noch hatte ſie keine Faſſung errungen, als ſie ihn mit einer finſtern Miene eintreten ſah. Unvermögend zu reden, wies ſie ihm ſchweigend einen Platz neben ſich an. Stumm ſetzte er ſich und hob nach einer ängſtlichen Pauſe zu ſprechen an. Ohne Einleitung ſagte er ihr, daß er gekommen ſei, ſie um die Entſcheidung ſeines Lebensglücks zu bitten; er habe lange umſonſt

den Augenblick geſucht, indeß könne, daß er ſie liebe, ihr kein Geheimniß mehr ſein. „Wie theuer Sie mir ſind", fuhr er mit entſchloſſenerm Tone und düſterer Miene fort, „kann und will ich nicht ausſprechen, denn kein Mitleid ſoll Sie beſtechen, ſich gegen die Stimme Ihres Herzens aufzulehnen."

Die Trockenheit und anſcheinende Ruhe dieſer Erklärung kältete Albertine, die ſich noch eben auf das günſtigſte für ihn geſtimmt gefühlt hatte, in dem Grade ab, daß ſie den Muth in ſich fand, ihm zu ſagen, daß ſie ſeine Freundin ſei, es ewig bleiben wolle, ihm aber nimmer mehr werden könne. Er legte die Hand über die Augen und ſaß ſo lange. Dann ſtand er plötzlich auf, blickte ſie ſchmerzlich an und ſagte mit einer Stimme, der er vergebens Feſtigkeit zu geben ſuchte: „Albertine, vergönnen Sie mir eine Frage!" — „Mein Freund", erwiderte ſie gerührt, „ich will ſie Ihnen offenherzig beantworten." — „Lieben Sie Hagen?" — „Ich verachte ihn." — „Und lieben ihn? — „Waldau!"

Er ging mit raſchen Schritten das Zimmer auf und ab. Auf einmal ſtand er neben Albertinen, die ihn ängſtlich betrachtete, ſtill, ergriff ihre Hand und rief

mit einem ſo ſchmerzlichen Tone, daß ſie ſich wie eine Schwerſchuldige vorkam, mit einem Tone, der ſich aus einer zerriſſenen Bruſt mühſam loszuringen ſchien: „Leben Sie wohl, Albertine! Ich weiß, Sie wollten mir es erſparen, aber beſſer, ich leere den Giftbecher mit einem muthigen Zuge, als daß Sie mir ihn tropfenweiſe, tödlich, quälend eingeben. O leben Sie wohl! Seien Sie Eſchen's! Er liebt Sie! Wer könnte Sie ſehen und Sie nicht lieben! Aber bei dem heiligen Gotte, treuer hat es keiner mit Ihnen gemeint, als der Freund, den Sie von ſich ſtoßen! Leb' wohl!" rief er noch einmal und ſtürzte aus dem Zimmer. Erſchüttert ſah ſie ihm nach. Sie wollte ihn zurückrufen, wollte ſich die Seine nennen, beklemmt wie ſie war, verſagte zum Glück ihr die Stimme, denn wie würde ſein, nur an einem Gegenſtand leidenſchaftlich hängendes Herz die Unentſchloſſenheit ihres zerſpaltenen Gemüths gedeutet haben! Nein, ſagte ſie endlich, der Edle verdient ein ungetheiltes Herz. Eine ſo bedingte Liebe, wie die meinige, würde ſeiner ſtürmiſchen Bruſt nicht genügen!

Waldau ſuchte weder ſeinen Schmerz, noch deſſen Veranlaſſung zu verleugnen. Er vermied Albertinen

ſorgfältig, weniger ſich ſelbſt zu ſchonen, als der Geliebten eine unangenehme Empfindung zu erſparen. Dieſe ward nicht wieder zu Waldau's eingeladen und kam auch nicht von ſelbſt. Sie war billig genug, es natürlich zu finden, daß die Präſidentin, als ſie ſie einmal am dritten Orte traf, verlegen und zurückhaltend gegen ſie war. Manche Perſonen glauben recht fein zu ſein, indem ſie ſich beſtreben, jede Art von Empfindlichkeit zu verbergen und für jede Verletzung eine lächelnde Miene bereit halten. Sie bedenken nicht, daß ſie, indem ſie Gleichgültigkeit gegen eine Kränkung ihres Gefühls beweiſen, denjenigen, der ſie verurſachte, wenig zu achten ſcheinen, und daß ſie auf dieſe Art gewiſſermaßen die Beleidigung erwidern. Albertine hoffte, die Zeit werde, Georg's Wunde heilend, ihr Verhältniß zu einer Familie wieder herſtellen, die ſie ſo hoch ſchätzte; ſie war aber zu ſehr mit ihrem Plane beſchäftigt, als daß ſie ſich hätte dem Mitleid, das ihr Georg einflößte, ganz hingeben können. Sie beredete ſich, daß dieſer ſich eher erklärt als Eſchen, ſei ein Fingerzeig der Vorſehung, daß ſie dieſem angehören ſolle und nicht jenem beſtimmt ſei. Hätte ſie Eſchen

wahrhaft geliebt, ſo würde ſein furchtſames Zaudern ſie ungeduldig gemacht haben, ſie ſah aber darin nur eine Unterſtützung ihres Vorſatzes, ſicher, daß es ihr nur einen Wink koſte, den Zaghaften muthig zu machen.

So kam es auch, daß ſie es ruhig lächelnd anhörte, als dienſtfertige Freundinnen ihr hinterbrachten, daß ihr beſonnener diplomatiſcher Liebhaber ſie neulich beinahe verleugnet habe. In einem Kaffeehauſe, erzählten ſie, ſei kürzlich eine Geſellſchaft junger Männer verſammelt geweſen, von denen einige dem Grafen Hagen Glück wegen der neuen Eroberung gewünſcht hätten. Er aber habe achſelzuckend, ſeufzend und lächelnd geantwortet: „Er ſei noch weit von ſeinem Ziele entfernt; unter ihnen befinde ſich ein mächtiger Nebenbuhler, der mit leiſen Füßen ſeinen Flügelſchritt einzuholen drohe“; wobei er ſich gegen Eſchen gewendet und demſelben gleichſam eine Erklärung abgenöthigt habe. Dieſer habe darauf geäußert: „Er könne auf ein Glück keine Anſprüche machen, welches eher für den Grafen beſtimmt zu ſein ſcheine; er fühle ſich geehrt, der Freund des Fräulein von Horneck zu ſein; für einen Liebeshandel nach der Mode achte er ſie zu ſehr, und nach

der Hand der reichſten Erbin des Landes zu ſtreben, habe er zu wenig Selbſtvertrauen und zu viel Stolz. Er fühle ſich nicht berechtigt, ſich irgend jemand, der Anſprüche auf eine höhere Gunſt mache, in den Weg zu ſtellen.“

Dieſe Erklärung ſchien Hagen's Entſchluß den Ausſchlag gegeben zu haben. Er nahm einen günſtigen Augenblick wahr, ihr ſeine Liebesbetheuerungen zu wiederholen, und als ſie ihm entgegnete: ſie ſchätze ihr Herz zu ſehr, es ihm zu einem flüchtigen Spielwerk zu überlaſſen, ſie förmlich um ihre Hand zu bitten. Albertine ſchwieg, indem in ihrem Herzen triumphirende Freude mit heimlicher Angſt ſtritt. Sie ſtand auf und ſagte mit einer Stimme, der ſie kein Zittern anzukünſteln brauchte: „Herr Graf, wenn ich Ihrem Worte mistraue, ſo ſchreiben Sie ſich die Schuld ſelbſt zu. Mit eben der Miene haben Sie ſchon manches Herz getäuſcht; wer gibt mir Bürgſchaft, daß Sie es redlich mit mir meinen?“ — und ohne auf ſeine Schwüre zu achten, entfernte ſie ſich ſchnell, als fürchte ſie zu viel geſagt zu haben, wirklich aber, weil ſie glaubte, ihm genugſam angedeutet zu haben, was er zu thun hätte.

Den folgenden Morgen ließen sich mehrere der bedeutendsten Mitglieder der Familie Hagen bei der Majorin, die von ihrer Absicht unterrichtet war, ansagen; und da sie diese nicht mit vorher melden ließen, so glaubte Albertine sich nichts zu vergeben, wenn sie sie annähme. Ihr Herz klopfte ungestüm, als sie sich nun dem Ziele so nahe sah, zu welchem die Schleichwege der List und Verstellung sie geführt. Unruhig ging sie im Zimmer umher, sich es tausendmal wiederholend, was sie dem Grafen sagen, wie sie ihn beschämen, demüthigen, niederschlagen wolle. Es schien, als finde ihr Herz ein eigenthümliches Vergnügen darin, sich selbst weh zu thun, so wie man oft besonders geneigt ist, eine wunde Stelle durch allerlei Verletzungen aufzureizen. Geschäftig bereitete sie alles vor, ihren Triumph zu verherrlichen. Einige Bekannte, die ihr eine Morgenvisite zu machen kamen, bat sie, ihr heute Abend bei einem langweiligen, steifen Besuch, den sie erwarte, beizustehen; auch zu einigen Freundinnen schickte sie, und ließ sie unter verschiedenem Vorwand einladen. Sie betrieb indessen diese Angelegenheiten mit quälender Herzensangst, und als sie unerwartet Eschen zu sich eintreten

ſah, befiel ſie plötzlich eine Ahnung, daß bei ihrem Vorhaben ein Beſchützer ihr nöthig werden könne.

Auf Eſchen's Geſicht lag eine ſanfte Trauer, die Albertine nicht an ihm gewohnt war. „Was haben Sie?“ fragte ſie theilnehmend. — Zögernd antwortete er: „Ich komme von Waldau. Der Anblick des Unglücklichen hat mich ſchmerzlich aufgeregt, und mir trübe Bilder vor die Seele geführt.“ — „Auch ich beklage ihn“, verſetzte ſie, „aber Sie, Eſchen, dürfen es nicht ohne mich zu kränken.“ —

Er ſah ſie mit einem Blicke an, aus welchem der Schimmer einer ſüßen Hoffnung leuchtete; nach einer kleinen Pauſe aber erwiderte er: „Das Herz, mein Fräulein, iſt enger als das meine, das neben einem mächtigeren Gefühle nicht auch noch Raum für die Freundſchaft hat.“

Die Unterredung ging mit leiſen Schritten vorwärts, bis ſie ihr Ziel erreichte. Waldau's Zurückweiſung, Albertinens Erklärung, daß ſie Hagen nicht liebe, ihre gütigere und befangenere Stimmung flößten ihm Muth ein. Nach einer Stunde nannte Albertine, von Eſchen's Armen zärtlich umfaßt, ihn ihren Geliebten, ihren

Bräutigam, und erfreute ſich des feurigern Ausdrucks einer Liebe, die nur ſtolze Beſcheidenheit in den Schranken einer ehrfurchtsvollen Ergebenheit gehalten zu haben ſchien. Nachdem ſie eine Weile wohlgefällig angehört, wie er ſich den Glücklichſten der Sterblichen nannte, wie er ihr die ängſtlichen Zweifel ſchilderte, in denen er bisher gelebt, nahm ſie Gelegenheit von dem zu ſprechen, was nothwendig berichtigt werden mußte. Er fand ſich willig inskünftige ſich Eſchen-Horneck zu nennen, und theilte ihr, auf ihr Befragen, obwol er anfänglich meinte, er habe jetzt nicht Zeit daran zu denken, ſeine Pläne für die Zukunft mit. Seine kühnen Entwürfe ließen auf einen großen Ehrgeiz ſchließen, aber es ſchien ihn ebenſo ſehr der Wunſch, dem Staate nützlich zu ſein, als Sorge für den Vortheil ſeiner Perſon zu leiten. Schon früher hatte Albertine erfahren, daß nur ſeine Armuth ihn hindere, einen wichtigen Geſandtſchaftspoſten zu bekleiden, zu dem ſeine ungewöhnlichen Geiſtesgaben ihn fähiger als irgendjemand machten. „Ich freue mich", ſagte ſie lächelnd, als ſie es nun von ihm ſelbſt hörte, „auch meinerſeits dem Vaterlande einen Dienſt leiſten zu können." — Er

küßte ihr zärtlich die Hand, und ſie beſchied ihn auf den Abend wieder zu ſich, ihn der Majorin als ihren Bräutigam vorzuſtellen.

Als er zur beſtimmten Stunde kam, machte dieſe, welche die Hagens erwartete, ein ziemlich langes Geſicht. Da ſie aber keinen Augenblick zweifelte, der Graf werde das Jawort erhalten, ſo war ſie eben nicht unzufrieden, als ſich zufällig, wie ſie meinte, mehrere Freunde einſtellten. Die Familie aber, die vorausſetzte, man wüßte warum ſie käme, ſchien einigermaßen verwundert, Geſellſchaft zu finden. Das Geſpräch ſchlich ſteif und gezwungen eine Zeit lang fort. Eſchen war nicht wenig erſtaunt über die allgemeine Verlegenheit. Der Graf ſelbſt war der einzige Unbefangene. Seines Sieges gewiß, konnte es ihm nur ſchmeicheln, mehrere Zeugen ſeines Triumphs zu haben. Er ließ ſich auch durch Albertinens froſtigen Empfang nicht irre machen, nahte ſich ihr zuverſichtlich und küßte ihr mit einem Blicke die Hand, durch deſſen Zärtlichkeit er den letzten Reſt jungfräulicher Sprödigkeit zu verſcheuchen hoffte. Es ward ihm nicht ſchwer, eine Pauſe im Geſpräch zu ſeiner Abſicht zu benutzen. Ohne Verlegenheit ſtand er

auf, trat auf Albertinen zu, und begann mit einem Anstand, dessen Leichtigkeit die Feierlichkeit des Augenblicks milderte, und mit einer Stimme, in welche er all die Süßigkeit legte, deren sie fähig war: „Ich wäre zu glücklich, schöne Albertine, wenn ich mir schmeicheln dürfte, Ihr Herz ahne, was mich heute in so ehrwürdiger Begleitung zu Ihnen führt. Die grausamen Zweifel sind es, die Sie bisher den Betheuerungen meiner Liebe entgegengesetzt. Leider muß ich gestehen, daß ich sie mir selbst durch einen Leichtsinn zugezogen, von dessen ganzer Strafwürdigkeit das Mistrauen, das Sie in mein Wort setzen, mich überzeugt. Sie werden die Bürgschaft achtungswerther Personen, mit denen verwandt zu sein ich mir zur größten Ehre rechne, nicht verschmähen. Erlauben Sie mir also, mein theures Fräulein, Sie heute in Gegenwart dieser Damen und Herren zu bitten, mich zum Glücklichsten der Erde zu machen, und der Versicherung Glauben zu schenken, daß ich mich durch die pünktlichste Treue und unumschränkte Verehrung Ihrer würdig zu machen suchen werde!"

Während er sprach, hatte sich Albertine alles zurückgerufen, was ihr heute morgen ihr beleidigtes Herz

eingegeben, und ſich mit einer ſo wegwerfenden Kälte von ihm gewendet, daß die ganze Verwegenheit des Grafen dazu gehörte, nicht aus der Faſſung zu kommen. Eben war ſie im Begriff zu antworten, als der alte Graf Hagen, der erſte Miniſter des Landes, ſich erhob, die Worte ſeines Neffen auf eine ſchmeichelhafte Weiſe beſtätigte, und ihr verſicherte, die Familie ſei ſtolz darauf, ſie aufzunehmen, und verſpreche ſich die vortheilhafteſten Wirkungen ihrer Schönheit und Tugend. Die Scheu ſeines Vetters vor einer ernſthaften Verbindung ſei bisher das einzige geweſen, das man an ihm habe ausſetzen können, denn er ſei anerkannt einer der bravſten Offiziere der Armee und der beſte Cavalier von der Welt; dann fügte er noch einige Worte hinzu, durch die er ihr auf verſteckte Weiſe zu verſtehen gab, daß auch ſie es ſich zur Ehre rechnen müſſe, einer Familie, wie der ſeinen, anzugehören.

Albertine hörte ihn mit geſenkten Augen und achtungsvollem Schweigen an. Dann antwortete ſie mit einem ernſten und entſchloſſenen Tone: „Kein Zweifel, Herr Graf, daß mich die Verwandtſchaft mit einem der angeſehenſten und älteſten Häuſer des Landes ehren würde.

Vergönnen Sie mir, Ihnen für jetzt nur mit der Versicherung meines Dankes für Ihre gütige Gesinnung gegen mich zu antworten und mich in Hinsicht der Hauptsache an Ihren Herrn Neffen selbst zu wenden. Ihnen, mein Herr!" fuhr sie mit stolzer Strenge zu diesem gewendet fort, „will ich nicht bergen, daß die Verwegenheit, mit der Sie sowol mich als diese ehrwürdige Versammlung in die peinlichste Verlegenheit setzen, mich auf das äußerste befremdet. Erinnern Sie sich, daß es keineswegs Zweifel in die Lauterkeit Ihrer Absichten allein waren, was mich bewog, Ihre tausendmal wiederholten Anträge zurückzuweisen; daß ich Ihnen ebenso oft gesagt, daß meine Grundsätze mir durchaus verböten, einem Mann geneigt zu sein, der es sich zum Geschäft macht, die heiligsten Gesetze der Tugend mit Füßen zu treten. Diesen Grundsätzen zu folgen bin ich fest entschlossen, und ich rechne mir dies um so weniger als Verdienst an, als sie vollkommen mit meinem Herzen übereinstimmen, auf dessen Antrieb ich mich heute Morgen mit Herrn von Eschen verlobt." — So sprach sie, und trat, des Freundes Hand ergreifend, zu ihm.

Wenn ein Blitzstrahl aus heiterer Luft niederfährt, so kann er keine größere Bestürzung verursachen, als Albertinens letzte Worte. Der Mann, dem es nie an Ausdrücken gefehlt, wenn er ein Herz betrügen wollte, den noch kein unerwartetes Hinderniß aus der Fassung gebracht, der noch nie einen beleidigenden Blick ungestraft empfangen — derselbe Mann stand jetzt bleich, athemlos, ohnmächtig zur Rache, durch die Verachtung eines schwachen Mädchens vernichtet. Die Familie erhob sich schnell. Der Minister sagte, indem er seinen Zorn zu verbergen suchte: „Ei ei, mein Neffe, waren Sie Ihrer Sache nicht gewisser?“ Auch die Damen erlaubten sich einige Vorwürfe; Hagen stand wie vom Donner gerührt. Albertinens glänzende Augen sprachen einen stolzen Triumph aus. Seit lange hatte ihr Herz nicht so frei und glücklich geschlagen, als in diesem Augenblick der Rache. Sie weidete sich an seiner Bestürzung und fühlte sich gehoben durch den Sieg über eine Schwäche, deren Bewußtsein sie niederdrückte. Alle, sagte sie für sich, die er einst bezaubert, sollten ihn so sehen! Wie den Mann mit dem Gefühl seiner Allmacht plötzlich alle Anmuth verlassen; wie seine schönen Züge die Beschämung entstellt!

Plötzlich aber färbte des jungen Mannes Geſicht ſich mit dunkelm Roth und er faßte ſich ſo weit, ſagen zu können: „In der That, mein Oheim, ich habe einen andern Ausgang erwartet. Vergeben Sie mir, meine Damen! Ich glaubte mich durch Fräulein Horneck's Betragen zu andern Erwartungen berechtigt.“ — „Ich weiß, Herr Graf“, fiel Albertine mit Hohn ein, „wie gern Sie ſich Hoffnungen überlaſſen, die ſich auf das Bewußtſein Ihrer Unwiderſtehlichkeit gründen. Ich bin nicht geſonnen, dieſen Grund zu befeſtigen. Von heute an werden Sie ſich wol nach einem andern Boden umſehen müſſen, wenn Ihre Entwürfe gedeihen ſollen.“ — „Wie dem auch ſei“, verſetzte der Graf, indem er ſich vollkommen geſammelt hatte, „ich wünſche Ihnen Glück, Herr von Eſchen! ſagte ich es Ihnen nicht zuvor, Sie würden mit Ihren bedächtigen Schritten eher ans Ziel gelangen, als ich mit meinen Flügeln? Nun, wir bleiben Freunde!“ fuhr er fort, indem er jenem die Hand ſchüttelte, der verlegen daſtand. Darauf bot er einer ſeiner Tanten den Arm und verließ, ſich flüchtig verbeugend, das Zimmer. Der Miniſter und die Uebrigen folgten.

Als sie fort waren, bemerkte Albertine erst die Unzufriedenheit auf Eschen's Stirn. Sie bemühte sich zärtlich um ihn, und er ward es kaum gewahr, als er eine heitere Miene annahm, indessen blieb ihm den ganzen Abend eine gewisse Zerstreuung. Deutlicher zeigte die Majorin ihren Unmuth. Nachdem sie Albertinen auf eine steife Weise gratulirt, zog sie sich unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit in ihr Cabinet zurück.

Auch die Freunde entfernten sich, nachdem sie sich eine Weile an Hagen's Bestürzung belustigt, ohne Albertinen merken zu lassen, wie sehr sie den Uebermuth ihres Betragens misbilligten. Als später auch Eschen ihnen gefolgt, und Albertine allein war, hatte sie nicht Zeit, über den Verlauf dieses wichtigen Tages nachzudenken, so ganz nahm sie das süße Gefühl befriedigter Rache ein. Ohne Aufhören wiederholte sie sich die Scene, in der sie den Stolzen zu Boden geschmettert, und pries sich glücklich, ihr mishandeltes Geschlecht gerächt zu haben. Nur bisweilen störte sie der Gedanke an Eschen's Misbilligung.

Von dieser war übrigens nichts mehr zu spüren, als er sie den folgenden Tag besuchte. Nach einiger

Zeit erfuhr ſie, was ihn damals beunruhigt. Der alte Graf Hagen hatte einen beſondern Einfluß auf die Beſetzung der Stelle, um die ſich Eſchen bewarb. Nach jenem Auftritt wurden ihm unvermerkt bedeutende Hinderniſſe in den Weg gelegt, und er ſah ſich genöthigt, ſich um die Gunſt eines andern wichtigen Mannes zu bemühen. Er wählte dazu Mittel, die ſeiner Braut eben nicht gefielen. Der alte Mann hatte eine junge Freundin, die ihn ganz beherrſchte. Dieſe, eitel und niedrig geſinnt, war nach Eſchen's Meinung nur durch Geſchenke zu gewinnen. Albertine, ſich bewußt, ihn um Hagen's Schutz gebracht zu haben, und ihre Unzufriedenheit beſchwichtigend, indem ſie ſich beredete, Eſchen kenne die Welt beſſer als ſie, fand ſich willig, ihm bedeutende Summen anzuweiſen, die zu einem koſtbaren Shawl und einem prächtigen Schmuck angewendet werden ſollten. „Was mein iſt, ſei auch ſein!“ ſagte ſie, aber eine geheime Stimme flüſterte ihr zu, Georg würde ſolche Mittel verſchmäht haben. Sie wünſchte indeſſen ſelbſt lebhaft das Gelingen von Eſchen's Plan, damit die Heirath beſchleunigt werde und ſie eine Stadt verlaſſen könne, wo ſie ſich ſeit kurzem unbeſchreiblich unwohl fühlte.

Ihre Abſicht, den Grafen zu demüthigen, war nur allzu gut gelungen. Wie ein Lauffeuer ging das Gerücht von ſeiner Abfertigung in der Stadt umher; allein Albertine hatte ſich geirrt, wenn ſie ſich, in der Vorausſetzung, nicht ihr tugendhaftes Herz allein werde von des Grafen Uebermuth empört, mit allgemeinem Beifall ſchmeichelte. Man ergötzte ſich an der Scene; allein die Männer ſind zu ſehr von den Vorrechten, die ihnen die Natur zugetheilt, durchdrungen, und halten zu ſehr zuſammen, um nicht in einem bedeutenden Individuum ihr ganzes Geſchlecht beleidigt zu finden; die Frauen aber, fühlen ſich, ihrer Schwäche bewußt, durch die Stärke einer Andern zu ſehr beſchämt, als daß ſie nicht die Gelegenheit begierig ergreifen ſollten, Principien der Moral, der Sanftmuth, der Beſcheidenheit an den Tag zu legen. Deſſenungeachtet konnte der Graf häufigen Neckereien nicht entgehen, welche die Flamme des Zorns nur immer mehr anblieſen und den Stachel der Beleidigung nur immer tiefer in eine Bruſt drückten, die nach Rache lechzte. Er ſchwor ſich, alles daranzuſetzen, Albertinens Stolz auf das empfindlichſte zu kränken, und die Erinnerung ihrer ehemaligen Schwachheit, die

ſie in ewige Vergeſſenheit begraben glaubte, kam ihm zu Hülfe. Es gehörte Albertinens Unerfahrenheit dazu, ſich einzubilden, ein Mann, vertraut mit allen Schwächen und Verirrungen weiblicher Herzen, könne die Leidenſchaft eines ſechzehnjährigen Mädchens überſehen, die ihn ſelbſt zum Gegenſtand hatte. Wenn er ſie früher nicht bemerken wollte, ſo war es nur, weil ihm Albertine eines Liebesabenteuers nicht werth ſchien. Deſto beſſer ſollte ihm die Erinnerung dienen. Er begann damit, das Fräulein in öffentlichen Geſellſchaften förmlich zu verfolgen und ſie durch ſeine bloße Gegenwart zu beleidigen. Er war immer in ihrer Nähe, ohne die mindeſte Notiz von ihr zu nehmen, pfiff, ſang dicht neben ihr, oder ſtarrte ſie lange an, flüſterte dann ſeinem Nachbar etwas zu und lachte überlaut. Die Arme gerieth in die peinlichſte Beſtürzung; ſie mied ihn ſo ſehr, als er ſich an ſie drängte, und wußte nicht, ob es ſie verdrießen oder freuen ſollte, daß Eſchen dafür taub und blind zu ſein ſchien; daß er den Grafen immer mit großer Höflichkeit behandelte, und gerade immer im angelegentlichſten Geſpräch verwickelt war, wenn jener am ungezogenſten wurde.

Aus Furcht, endlich einen eclatanten Auftritt herbeizuführen, fing ſie an ſich immer mehr zurückzuziehen. Eſchen beſtärkte ſie darin und ſuchte ihr durch ſeine geiſtreichen Unterhaltungen die ungewohnte Einſamkeit erträglich zu machen. Da er aber ſehr viel zu thun hatte, alles in Bewegung zu ſetzen, was ſeinen Zwecken behülflich ſein konnte, ja ſich ſogar genöthigt ſah, einigemal mehrere Tage auf dem Gute der Geliebten ſeines Beſchützers, die Geſchmack an ihm gewonnen, zuzubringen, ſo blieb Albertinen Zeit genug übrig, ſich den trübſten Betrachtungen und den ſchmerzlichſten Ahnungen zu überlaſſen.

Einſt, als eben Eſchen auch abweſend war, führte der Graf mit boshafter Liſt in einer Geſellſchaft junger Männer das Geſpräch auf Albertinen und äußerte ſich nach mancherlei Hin- und Herreden ungefähr auf folgende Art: „Um billig zu ſein, kann ich's der ſchönen Albertine nicht verdenken, daß ſie mich ein wenig dafür haßt, daß ich ihr vor ein paar Jahren die reizende Leonore vorzog. Ich habe, wie man zur Genüge weiß, eben kein hartes Herz, und getraue mich allenfalls es mit zwei Schönen auf einmal aufzunehmen, ſelbſt wenn

ſie unter Einem Dache wohnen; aber die Kleine war damals ein wahres Nachtgeſpenſt, bleich, hager und verdammt eiferſüchtig. Alles das machte mir wenig Luſt zu einem doppelten Abenteuer. Das arme Kind dauerte mich indeſſen. Sie wußte ſich gar nicht zu verſtellen. Jeder Kuß Leonorens koſtete ihr eine Thräne, und um ſie nur nicht ausbrechen zu laſſen, mußte ich ſie von Zeit zu Zeit durch ein ſchmeichelndes Wörtchen beruhigen. Aber weiter zu gehen konnte ich mich doch nicht entſchließen.“ — Und nun folgten Beweiſe, Anekdoten, Erklärungen, die den Zuhörern eine frivole Luſt verurſachten, wenn auch die Mehrzahl im Herzen den Grafen tadelte. Noch ſelbigen Abend erzählten die Männer es ihren Frauen, Freundinnen, Schweſtern wieder, und ehe der folgende Tag um war, wußte die halbe Stadt die Urſache von Albertinens Haß gegen den Grafen, den dritten aber war ſchon alles zu den Ohren des Fräuleins gelangt.

Dieſe Beleidigung ſetzte ſie in einen ſolchen Zorn, daß ſie ſich ſelbſt nicht mehr kannte, laut weinte, die Hände rang, den Böſewicht verwünſchte und durchaus unfähig blieb, einen andern Gedanken zu faſſen. Be-

schämung, Schmerz, Wuth und das Gefühl ihrer Ohnmacht stritten um ihr Herz; nur die Sehnsucht nach Rache wich nicht daraus. „Wenn nur Eschen käme", seufzte sie zwanzigmal, und endlich kam er.

Ohne zu bedenken was sie that, stürzte sie ihm entgegen und erzählte ihm unter heißen Thränen, unter heftigen Verwünschungen Hagen's, wie sie mishandelt sei.

Finster hörte er sie an: „Ich verdenke es Ihnen sehr", sagte er kalt, „daß Sie dem Geschwätz müßiger Kaffeeschwestern Gehör geben." — „Wie", rief sie erschrocken; „diese Gleichgültigkeit bei meinen Thränen! Ein Geschwätz! Zu sehr nur überzeugt mich von der Wahrheit desselben das schmählich beleidigende Betragen, dessen sich der Elende seit lange gegen mich erfrecht." — „Ich hatte stets die Ehre, Ihr Begleiter zu sein", versetzte Eschen, „mich würde jede Beleidigung am empfindlichsten getroffen haben." — „Allerdings", erwiderte Albertine mit einiger Bitterkeit, „hätten Sie es bemerken müssen, hätten Sie sich nicht immer in so tiefsinnige Gespräche verwickelt." — „Das Bewußtsein, ihn beleidigt zu haben, täuscht Sie", sagte jener. — „Nicht meine Liebe zu Ihnen", antwortete sie gekränkt,

„berechtigt Sie, mir dies vorzuwerfen.“ — „Es war keineswegs meine Abſicht“, entgegnete der Bräutigam, „als Sie jenen unbeſonnenen Schritt thaten, waren Sie vollkommen Herrin Ihrer Handlungen.“ — „Daß ich es nicht mehr bin“, erwiderte ſie, „iſt die Folge einer Wahl, die Sie gewiß nicht die Abſicht haben, mich bereuen zu laſſen. Ich habe bis jetzt meine Freude und meinen Stolz darein geſetzt, meine Wünſche den Ihrigen zu unterwerfen, aber ich hätte in der That mehr Gefälligkeit gegen die meinen bei Ihnen vorausgeſetzt.“

„Was verlangen Sie von mir?“ fragte er düſter. — „Rechtfertigung meiner Ehre!“ antwortete ſie entſchloſſen. — „In der That“, verſetzte er bitter, „ich weiß nichts Unweiblicheres als das Anſtiften eines Zweikampfs.“ — „Und ich nichts Unmännlicheres als das Vermeiden deſſelben.“ — „Was die Ehre anbelangt, ſo erlaube ich niemand, mir Rath zu geben, mein Fräulein! die Geſetze derſelben ſind mir ins Herz gegraben.“ — „Erlauben Sie mir daran zu zweifeln, mein Herr, bis Sie mir den einzig möglichen Beweis davon gegeben.“ — „Wohlan“, ſagte er nach einer kurzen Pauſe; „daß ich nicht für mein Leben zittre, verſchmähe ich zu erwähnen.

Aber ich kann es nicht leugnen, es verdrießt mich, die Früchte einer mühſeligen Arbeit der Befriedigung Ihrer ungroßmüthigen Eigenliebe aufzuopfern. Denn jetzt eben, da der günſtigſte Erfolg meine mehrjährigen Bemühungen krönen ſoll, ſeh' ich mich genöthigt alles fahren zu laſſen, da ein Zweikampf mit einem ſo mächtigen Gegner mir nicht erlaubt im Lande zu bleiben." — „Wiſſen Sie", antwortete Albertine etwas kleinlaut, „ein anderes Mittel die Sache beizulegen, ſo reden Sie, nur ſei es eins, durch welches ich nicht ausgeſetzt werde." — „Sie haben nicht nöthig mich daran zu erinnern", erwiderte er. „Hat Hagen Sie wirklich beleidigt, ſo bin ich bereit Sie zu rächen. Unmöglich aber können Sie verlangen, daß ich ihm, auf ein abgeſchmacktes Geklätſch hin, eine Ausforderung zuſchicken ſoll. Erſt muß ich wiſſen, ob überhaupt etwas an der Sache iſt." — „Und wie wollen Sie das erfahren?" — „Durch den Grafen ſelbſt. Er iſt ein Mann ohne Sitten, aber von Ehre. Er wird mir die Wahrheit nicht verleugnen. Sind Sie dies zufrieden?" — „Folgen Sie Ihren Einſichten!"

Eſchen ſetzte ſich darauf an den Schreibtiſch. Sie hörte ihn ſchreiben, ausſtreichen, wieder ſchreiben. End-

lich war das Billet fertig. — „Wünſchen Sie es zu leſen?“ fragte er, indem er zu erwarten ſchien, daß ſie es ablehnen würde. Gereizt langte ſie danach und begriff nun, wie er hatte ſo lange daran zubringen können, denn ein künſtlicheres Gewebe von vorſichtigen Worten konnte man nicht ausdenken. Wenn Hagen nicht ſelbſt einen Zweikampf wünſchte (und daß dies nicht der Fall ſein werde, durfte ſie vorausſetzen, da die Welt leicht glauben konnte, er ſei durch den Vorzug veranlaßt, den ſie dem Herrn von Eſchen gegeben), ſo mußte er ihn vermeiden; denn ohne ſich ſelbſt etwas zu vergeben, legte ihm der Briefſteller eine ehrenvolle Entſchuldigung in den Mund. Albertine legte das Blatt ſchweigend hin. Eſchen ſchien ihre Miene nicht zu bemerken, ſiegelte es ein und ſchickte es auf der Stelle zum Grafen.

Darauf ſetzte er ſich zu ihr und unterhielt ſie mit gezwungener Unbefangenheit. Sie antwortete wenig und ſaß, den Kopf in die Hände geſtützt, gramvoll da.

Der Bediente kam zurück, und meldete, der Graf ſei heute Morgen verreiſt, und werde erſt in acht Tagen zurückerwartet. Er habe unterdeſſen den Brief dem

Portier hinterlaſſen. Eſchen bemühte ſich vergebens, ſeine Freude Albertinen zu verbergen. Binnen acht Tagen hoffte er im Beſitz der bewußten Stelle zu ſein. Es lag ihm alles daran Zeit zu gewinnen. Deſſenungeachtet äußerte er Verdruß, die Sache nicht gleich zu Ende bringen zu können. Albertine ſah vor ſich nieder und ſchwieg. Waldau's Bild drängte ſich vor ihre Seele und eine bange Ahnung durchzuckte ſie.

Der treue Freund, den ſie in einer unglücklichen Stunde von ſich geſtoßen, hatte, ſeit er den geliebten Mund es hatte ausſprechen hören, daß er nicht mehr hoffen ſolle, in der tiefſten Einſamkeit gelebt. Die Nachricht von Albertinens Verlöbniß kam daher erſt ſpät zu ſeinen Ohren, und ward ihm ohne gehäſſige Bemerkungen hinterbracht, da er keinen Tadel der Geliebten ertragen konnte. Es kümmerte ihn wenig, wie ſie den Uebermüthigen abgewieſen, genug, daß ſie es gethan; als Eſchen's Braut betrachtete er ſie ſchon ſeit jenem Morgen. Einer ſchmerzlichen Apathie hingegeben, riß ihn das Gerücht von Hagen's Frechheit empor. Sei es nun, daß die Möglichkeit, jener habe wahr geſprochen, oder daß ihn die Verleumdung am meiſten

empörte, er gerieth in einen ungeſtümen Zorn und ging auf der Stelle zu dem Grafen. Er forderte ſtürmiſch Widerruf. Der Graf verweigerte ihn kalt. Waldau nannte ihn einen Lügner. Der Graf forderte ihn auf Piſtolen. Es ward verabredet, morgenden Tags in ein benachbartes Grenzdorf zu reiten, wo in einem Gehölz dergleichen Ehrenſachen abgemacht zu werden pflegten. Dies war der Tag, an welchem Eſchen von ſeiner Reiſe zurückkehrte.

Waldau und Hagen waren beide gleich gute Schützen. Aber der Graf war ohne perſönliche Erbitterung, und in Waldau tobte ein gerechter Haß. Der Graf wollte Waldau nicht tödten, Waldau lechzte nach ſeinem Blute. Der Himmel lenkte des Grafen und lenkte Georg's Kugel. Waldau ſtreifte den Grafen leicht, und der Graf ſchoß ihn mitten durch die Bruſt.

Bewußtlos ſank er nieder. Der Arzt, die Secundanten, die Diener ſuchten ihn lange umſonſt in das Leben zurückzurufen; am eifrigſten zeigte ſich Hagen, ihm alle Bequemlichkeiten zu verſchaffen, deren ein Kranker bedarf, denn dies hielt er ſeiner Ehre gemäß. Als Georg endlich einen Augenblick zu ſich kam, ver-

langte er dringend, in die Reſidenz gebracht zu werden. Umſonſt ſtellte ihm der Arzt vor, daß die Reiſe ihm lebensgefährlich werden, und der Graf, daß im Fall er geneſe, er dort der Strafe nicht entgehen könne. Er lächelte wehmüthig. „Lebensgefährlich?“ ſagte er matt. „Ich weiß, daß ich ſterben muß. Ich fühle es. So will ich's denn unter den Meinen, in Ihrer Nähe! Sie, Graf, denken Sie an Ihre eigene Sicherheit. Mein Tod überzeugt mich nicht von der Wahrheit Ihrer Worte. Ein anderer Rächer wird aufſtehen gegen Sie! O der Glückliche“, fuhr er tief ſeufzend fort, „er allein ſoll alles für ſie thun, denn ſie liebt ihn!“

Der Graf erwiderte finſter: „Sprechen Sie anders, Herr von Waldau, Sie ſind ein Sterbender, ich kann es Ihnen nicht mehr beweiſen, daß ich die Wahrheit geſprochen.“ — „Wie dem auch ſei“, antwortete Waldau ſchwach, „meinen Tod verzeihe ich Ihnen von Herzen; nicht aber, daß Sie ſie haſſen konnten!“

Darauf wiederholte er, daß er in die Stadt wolle, und drang in den Grafen, für ſeine Sicherheit zu ſorgen. Er hielt den Mann einer harten Strafe würdig, aber er wollte nicht, daß er ſie ſeinetwegen

erleide, wie gerade die Beſten lieber edelmüthig ſind als gerecht.

Albertine war zu einer kranken Freundin gegangen, und ſtand eben, während dieſe mit dem Arzt ſprach, traurig am Fenſter, als ein Reiſewagen dumpf und langſam vorüberrollte. Ein Blick und ſie erkannte Georg, bleich, kraftlos, und in Kiſſen gehüllt. Erſchrocken fuhr ſie zurück und indem ſie ſich wendete, hörte ſie den Doctor leiſe ſagen: „Wiſſen Sie wol, daß ſich Waldau geſtern mit Hagen geſchoſſen? der Horneck wegen. Es wird Aufſehen machen. Ich bin unruhig zu erfahren, wie es abgelaufen.“ — „Heiliger Gott!“ rief Albertine entſetzt, „ich, ich weiß es, für mich! Was ſagen Sie! Für mich ſtirbt er!“ Die Kranke fuhr zuſammen, der Arzt war äußerſt beſtürzt.

„Wer ſagt Ihnen, daß er ſtirbt?“ unterbrach er ſie; „eine Streifwunde, die in ein paar Wochen heilt.“ — „O“, ſagte ſie jammernd, „habe ich nicht ſeine geiſterbleichen Wangen geſehen, das gebrochene Auge, den ſterbenden Blick, der mir zurief: Elende, du biſt meine Mörderin!“ — Der Arzt ſah ſie verwirrt an. Er glaubte, ſie rede im Fieber, und bat ſie liebreich zu ſich

zu kommen. Indem aber trat ein Dienſtmädchen herein, und bat, der Doctor möchte gleich zu Waldaus kommen, der junge Herr ſei eben ſterbenskrank angekommen. Er ſtarrte Albertinen an, wie eine Seherin, und ging raſch aus dem Zimmer. Die Unglückliche folgte ihm. „Nehmen Sie mich mit", flehte ſie, „o nehmen Sie mich mit! Ich will ihn bitten, mich nicht im Tode zu haſſen, ich will die Mutter beſchwören, mir nicht zu fluchen!"

Aber ſogleich fuhr ſie wieder vor ihrem Vorſatz zurück. „Ich ihn ſehen!" rief ſie; „mein Anblick würde ihn tödten. Retten Sie ihn, o retten Sie ihn", ſeufzte ſie noch, als der gute Doctor längſt fort war.

Man brachte ſie endlich in ihrem Wagen nach Hauſe, wo ſie einen Tag voll Qual zubrachte. Eſchen wollte ſie durchaus nicht ſehen, obwol er mehrere mal kam, ſich nach ihrem Befinden zu erkundigen. Den Abend erſchien der Arzt endlich, ſie hatte alle halben Stunden zu ihm geſchickt; zu Waldaus ſelbſt Boten zu ſenden, getraute ſie ſich nicht. Er bemühte ſich ſie aufzurichten, aber ſeine eigene Niedergeſchlagenheit raubte ihr den letzten Reſt von Hoffnung. Die Nacht ſchlich ihr dahin wie einer Verbrecherin, und bleich, thränenlos ſaß

ſie am frühen Morgen, vor ſich hinſtarrend da, als ſich leiſe die Thür öffnete und Mariane, Georg's älteſte Schweſter, mit rothgeweinten Augen hereintrat. Albertine fuhr empor. „Was wollen Sie", rief ſie entſetzt, „kommen Sie mich zur Rede zu ſtellen?" — „Ich komme", erwiderte jene weinend, „Sie um die letzte Gefälligkeit für einen Sterbenden zu erſuchen. Mein armer Bruder ſehnt ſich, Sie noch einmal zu ſehen. Er kann nicht ſterben ohne das, ſagt er. Enden Sie ſein Leiden! Wollen Sie?" — „Ob ich will?" ſprach Albertine bebend. „O du Engel der Barmherzigkeit, kommſt du, mich emporzuheben aus dem Staube?" — „So kommen Sie", ſagte das Fräulein, „ehe es zu ſpät iſt." — „Zu ſpät, Gott, was ſagſt du! Komm, komm", rief Albertine und ſtürzte zur Thür hinaus, über die Straße, daß Mariane ihr kaum folgen konnte. Als ſie aber das Trauerhaus betrat, brach ihre Kraft. Sie mußte ſich niederſetzen auf die Stufen und ſo innig-lich weinen, daß das Fräulein voll Angſt ihre Mutter rief.

Die Präſidentin kam und hob ſie ſanft auf. „Gott", rief Albertine, „Sie haſſen mich nicht?" — „Sollt' ich Sie haſſen, weil mein bedauernswerther Sohn ſie liebt?"

antwortete sie sanft. — „Himmlische Güte!“ seufzte die Weinende. — „Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind“, fuhr jene fort, „fassen, sammeln Sie sich jetzt, daß Ihr Anblick ihn nicht mehr erschrecke als erfreue!“ Damit führte sie die Zitternde in ein verhängtes Gemach und bedeutete sie in einiger Entfernung stehen zu bleiben.

„Georg“, sagte sie, an das Krankenbett tretend, „Albertine ist gekommen. Wünschest du noch sie zu sehen?“ — „O wo ist sie?“ fragte er mit matter Stimme. Die Präsidentin winkte ihr. Sie stand bebend, die schönen Wangen mit heißen Thränen benetzt vor ihm, als er halb bewußtlos noch immer fragte: „Wo ist sie? Ich sehe sie nicht. Verschmäht sie es zu mir zu kommen? Zürnt sie mit mir, daß ich dem Geliebten ihres Herzens vorgriff?“ — Albertine beugte sich dicht zu ihm nieder und sah ihm schmerzlich in das halberloschene Auge. Plötzlich erkannte er sie, riß sich gewaltsam empor, und schlug den Arm um ihren Leib. Fest, inbrünstig, drückte er sie an das immer matter schlagende Herz, küßte die Weinende heftig, bis die Kraft brach und er in eine tiefe Ohnmacht sank.

Als er erwachte und die Geliebte an seinem Lager

ſitzen ſah, ſagte er: „Wie iſt mir? Ich habe nicht geträumt! Sie ſind es wirklich! Ich habe Sie in dieſen Armen gehalten! O, es iſt grauſam, mich im Tode die ganze Süßigkeit des Lebens kennen zu lehren! O, ſehr grauſam", fügte er, tief aufſeufzend hinzu. „Sie weinen, Albertine?" fuhr er ſanft fort, als er ſie umſonſt nach Worten ringen ſah. „So iſt es, ach! mein trauriges Los, Sie zu betrüben? Es iſt gütig, daß Sie gekommen ſind; o bleiben Sie bei mir, ich bitte Sie, Eſchen kann Ihnen nicht zürnen, daß Sie einem Sterbenden den letzten Troſt nicht verweigert." — „Georg", hob Albertine an, und ein unendlicher Schmerz riß durch ihre Bruſt, „Sie wiſſen nicht, wie tief mein Herz verwundet iſt! Als eine rettungslos Unglückliche laſſen Sie mich zurück. O ſagen Sie mir, ſagen Sie mir, daß Sie mir vergeben." — „Ich Ihnen vergeben", rief Waldau, „Engel des Himmels!" — „O", fuhr ſie jammernd fort, „Ihr Herz, rein und groß, ahnt nicht, welch eine Schuld auf meiner gedrückten Seele laſtet. Hören Sie mich!" — Aber er unterbrach ſie mit krankhafter Haſt: „Still, ſtill, halten Sie ein! Rauben Sie mir nicht das ſüße Bild, das mich beglückt!" — Schwei-

gend ſank ſie zurück und verbarg ihr bleiches Geſicht mit beiden Händen.

Darauf fing er an gefaßter von ſeinem Tode zu reden, dankte Aeltern und Schweſtern liebevoll und bat ſie um Verzeihung für den Kummer, den er ihnen bereitet. Als ſie ihm weinend ihren Segen gaben, fuhr Albertine plötzlich empor: „O mein Freund", rief ſie, „für mich flehen Sie um Vergebung! Thun Sie mir dieſen letzten Liebesdienſt. Bitten Sie Ihre Aeltern, Ihre Schweſtern, daß ſie Ihrer Mörderin nicht fluchen ſollen!" — „Sie werden Sie lieben, meine Albertine!" ſagte er mit brechender Stimme. „O meine Aeltern, vergönnt mir den Troſt, nennt ſie eure Tochter, daß noch einmal ein Strahl in die Nacht falle, die ſchon mich umdunkelt." — Albertine warf ſich zu den Füßen des Greiſes, der troſtlos am Sterbebette des einzigen Sohnes ſtand. Er hob ſie auf, führte ſie zu ſeiner Gattin; ſie nannten ſie weinend ihre Tochter, weil er es wünſchte, vergaben ihr, und ſegneten ſie. Er ſah es mit dem Lächeln eines Verklärten, faßte nach Albertinens Hand, drückte ſie mit letzter Kraft und verſchied in den Armen ſeiner Mutter.

Acht Tage lang ſchloß die Unglückliche ſich ein, nur für Waldaus ſichtbar, unvermögend Eſchen zu ſprechen. Dieſer war unterdeſſen zu dem Beſitz jener Stelle gelangt und rüſtete alles zur Hochzeit und Abreiſe. Vorher aber hatte er ſich entſchloſſen, ſeine Braut zu rächen, denn er ſah, wie ſehr die Welt es ihm verdachte, daß er dies Geſchäft einem andern überlaſſen. Albertine hörte davon und ſchrieb ihm, daß ſie von ihren Forderungen abſtehe, ja ſie bat ihn, als um eine Gefälligkeit, es zu unterlaſſen. Er antwortete ihr, wo die Ehre gebiete, müſſe jede andere Stimme ſchweigen.

Er ſchickte demnach dem Grafen, der ſich in einem benachbarten Badeorte aufhielt, eine ſchriftliche Ausforderung und beſchied ihn nach jenem Grenzdorfe. Der Graf, obwol in einen neuen Liebeshandel verwickelt, ſäumte nicht ſich einzuſtellen. Beide ſchonten einander; ſie verwundeten einander leicht. Der Graf reiſte darauf nach dem Bade zurück; nur intereſſanter durch die neue Wunde, beſiegte er die Schöne völlig, und einige andere beiher. Eſchen begab ſich nach der Reſidenz. Er fuhr, den Arm in der Binde, zu Albertinen, die ihn nach langer Zeit zum erſten male annahm. Sie empfing

ihn mit ruhigem Anſtand, ohne ſeine Wunde eines Blickes zu würdigen. Gelaſſen hörte ſie ihn an, als er ſie mit zärtlichen Worten bat, den Hochzeitstag zu beſtimmen, und antwortete nach einer geringen Pauſe: „Herr von Eſchen, ich bin Ihnen meine Hand ſchuldig und denke mein Wort zu halten, wenn Sie nicht ſelbſt ſo edelmüthig ſind, mich deſſen zu entbinden. Hören Sie mich ohne Unterbrechung an!“ — Darauf enthüllte ſie ihm alles, was bisher in ihrer Bruſt vorgegangen, ſo wie ſie es während ihrer Einſamkeit unter heißen Thränen hatte verſtehen lernen. „Sie ſehen“, fügte ſie hinzu, „ich habe Sie nie geliebt. Ich weiß, daß auch Sie mich nicht lieben. Wollen Sie nach dieſer Erklärung mich noch zur Gattin, ſo reden Sie!“

Eſchen hatte mehrere male umſonſt verſucht ſie zu unterbrechen. Was ſie ihm ſagte, war ihm keineswegs ganz neu. Schon lange im Innerſten gegen ſie erbittert, war er doch geſonnen, eine ſo reiche, ſchöne und geiſtvolle Frau nicht fahren zu laſſen. Er ſchwor ihr die Uneigennützigkeit ſeiner Liebe, nannte Zufall, was ſie Schickſal nannte, und ließ nichts unverſucht ſie zu bewegen. Als ſie ungerührt blieb, mahnte er ſie endlich finſter an ihr gegebenes Wort.

„Gut“, ſagte ſie, „übermorgen ſei unſer Hochzeitstag. Ich will nicht eine neue Schuld auf meine Seele laden, indem ich ein feierlich gegebenes Verſprechen eigenmächtig breche. Meine Hand ſoll Ihnen gehören, auch ein Theil meines Vermögens. Sie wollten nie mehr. Keine Geſetze der Erde können mich zwingen, Ihnen mein Herz zu übergeben, der Sie nie eins für mich hatten. Aber fürchten Sie nicht, daß Ihre Gemahlin es einem andern Lebenden zuwenden werde; ach! es liegt in einer tiefen Gruft verſenkt und ſoll dort ewig liegen. Ein Schatten wird Ihren Neid nicht reizen. Den Tag nach der Hochzeit trennen wir uns. Keine Einwendung! Ich bin feſt entſchloſſen. Folgen Sie Ihrem Beruf, ich will dem meinen folgen, und in tiefer Einſamkeit danach ringen, den Willen des Himmels verſtehen zu lernen.“

Eſchen verſchwendete Vorſtellungen, Bitten und Vorwürfe an ſie: ſie blieb unerſchütterlich. Endlich verließ er ſie, in der Hoffnung, daß die Zeit ihre Stimmung ändern werde. Sie aber ſetzte ſich an den Schreibtiſch, entdeckte Marien alles und fügte die traurigen Worte hinzu:

„Wollen Sie, meine Marie, noch einmal die Unglückliche bei ſich aufnehmen, die auf der ganzen wei-

Verfehlte Bestimmung.

1820.

O das ist es eben, das ist ja eben der Jammer des Lebens, daß so manche edle Menschen ihr Herz verschenken müssen an Mittelmäßige, weil gerade kein Anderer da ist; und das einzige rechte Leiden der Welt ist der Raum, sind die gedehnten starren Meilen, die zwischen denen liegen, die allein zusammengehören.

Fr. Horn.

Malwine, die Tochter eines berühmten deutschen Gelehrten, war 24 Jahre alt geworden, ohne auch nur einen Anflug dessen kennen gelernt zu haben, was man gemeiniglich ausschließlich unter dem Namen Liebe versteht. Ihre Neigungen waren zwischen einem zärtlichen Vater, einem kleinen Kreis trefflicher Freunde und zwischen edeln Beschäftigungen getheilt, und sie empfand oder schien wenigstens keine Spur von der Leere zu empfinden, welche die Zufriedenheit, auch der Bessern ihres Geschlechts, gewöhnlich zu stören pflegt, wenn sie über die Zwanzig hinaus sind und ihr Schicksal sich noch nicht fixirt hat. Eine heitere Be-

ſonnenheit, wahrhafte Geiſtesbildung, gefällige Feinheit im Umgange und ein warmes, treues Herz hatten ihr die Achtung und Liebe aller, die ſie näher kannten, und nicht ſelten auch die Auszeichnung von Fremden erworben. So ſchien ihr Herz befriedigt und ihr Blick in die Zukunft mehr ihren Freunden gewidmet zu ſein als ihrem eigenen Glücke.

In einer ſolchen Seelenſtimmung war ſie, als ihr Vater, der ſeit einiger Zeit kränkelte, dem Rathe des Arztes folgend, mit ihr nach einem beliebten Badeorte Schleſiens reiſte. Eine zahlreiche Geſellſchaft war hier ſchon eine Zeit lang verſammelt; da kündigte das Gerücht einen jungen Grafen an, der zu einem der erſten Häuſer der polniſchen Provinzen gehörte. Das Glück, hieß es, habe ihn zum Liebling erkoren und ihn mit allen Gaben ausgeſtattet, die Menſchen liebenswerth machen. Einige ältere Damen, welche ihn in Berlin geſehen, meinten, er ſei ein Urbild von männlicher Schönheit; ihre Töchter rühmten ihn als den beſten Tänzer und erzählten Wunderdinge von ſeiner Bravour. Mehrere Tage lang ward von nichts als von ihm geſprochen, noch mehr aber an ihn gedacht, ja

einigen zärtlichen Müttern ſoll er ſogar im Traume erſchienen ſein.

Als er nun endlich ſelbſt in den Saal trat, wo die Geſellſchaft zum Frühſtück verſammelt war, flogen ihm ſo viele Blicke entgegen, daß Malwine und einige andere beſcheidene Mädchen erröthend die ihrigen wegwendeten und, einen kleinen Kreis bildend, ein gleichgültiges Geſpräch anfingen. Malwine ſcheute dieſe männlichen Schoskinder des Glücks und hegte die Ueberzeugung, daß der gefeiertſte Mann auch der eitelſte ſei. Dieſer Graf indeſſen ſchien ihre Erfahrungen widerlegen zu wollen; denn als er mit der ſüßeſten und wohllautendſten Stimme, die ſie je gehört, zu ſprechen anhob, konnte ſie nicht umhin, aufzuſehen, und nachdem ſie ihn eine Weile aus der Ferne beobachtet, mußte ſie geſtehen, daß er ebenſo beſcheiden ſcheine, als er ſchön ſei. Er war den ihm bekannten Damen zugeführt und bald in ein neckendes Geſpräch verwickelt. Ein alter Cavalier, der ſich manchen unzarten Scherz zu erlauben pflegte, miſchte ſich hinein und bot ſich dem Ankömmling lachend zum Secundanten an, indem er hinzuſetzte: „Es werde ohne

Zweikampf nicht abgehen, denn wenn schon sein bloßer Ruf solchen Rumor in den Damenherzen gemacht, so würde gar seine Erscheinung alle Ehemänner in Bewegung bringen.“ Die Verlegenheit, in welche diese unbescheidenen Worte den jungen Mann setzten, kleidete ihn ungemein; Malwine betrachtete ihn mit Wohlgefallen, aber indem sie im Kreise umhersah, glaubte sie auf den Gesichtern so vieler zu bemerken, daß ein und derselbe Gegenstand die Phantasie aller beschäftige, daß sie sich unmuthig wegwendete, verletzt von dieser übertriebenen Erregbarkeit ihres Geschlechts. Sie nahte sich dem alten Landrathe, der mit ihr zugleich aus ihrer fernen Heimat gekommen; einem liebenswürdigen gebildeten Greise, welcher sich gar gern mit ihr zu unterhalten pflegte und jetzt lesend in einer Ecke saß. Ueber seine Schulter gelehnt, fragte sie ihn freundlich: ob auch für sie etwas darin stände? — „Nichts, mein Töchterchen“, antwortete der Alte, indem er unmuthig das Buch auf den Tisch warf: „Sie sind mir zu gut für diesen abgeschmackten Ritterspuk, diese Phantasterei, die sich Poesie nennt, Sie, die Sie die wahre in Ihrem jungfräulichen Herzen tragen!“

Malwine ergriff lächelnd das Buch, und ohne nach Titel und Verfasser zu sehen, erkannte sie, als sie, es aufschlagend, einige wenige Verse gelesen, einen ihrer Lieblingsdichter an seinen Vorzügen und Mängeln. „Ei, ei! mein werther Freund", sagte sie: „schelten Sie mir nicht diese süße Mahnung an ein Zeitalter, das uns Frauen vor allen andern theuer sein muß, denn so hat kein anderes uns und die Liebe geehrt."

„Die Liebe?" erwiderte der Landrath; „die Galanterie, wollen Sie sagen."

„Sie sind Schwestern", entgegnete Malwine, „die sich nimmer trennen sollten, und die Ehemänner irren sehr, die eine so schnell zu verabschieden."

„Kind", versetzte der Landrath, „glauben Sie mir, wo wahre Liebe ist, hält es die Galanterie von selbst nicht lange aus. Auch ich, so zusammengefallen sie mich jetzt sehen, bin einmal ein straffer junger Kerl gewesen, der den Damen die Sonnenschirme nachtrug, vor jedem Fenster, aus dem ein weiß und roth Gesichtchen gaffte, sein Pferd zu kunstreichen Sprüngen stachelte, sich für drei oder vier schoß und mit zierlichen Redensarten stets bei der Hand war.

Bei alledem hatte ich den gesündesten Appetit, einen wahren Siebenschläferschlaf und den regelmäßigsten Pulsschlag von der Welt. Aber als nun meine Stunde kam, da wußte ich keins mehr von allen meinen schönen Worten; von ferne stand ich, ganz Auge, ganz Ohr, jedoch mit gelähmten Gliedern, denn begehrte sie was, so sprang, ehe ich zur Besinnung kam, irgendein galanter Thor zu und schnappte mir ihren Dank weg; unter ihren Fenstern schlich ich mich weg, wie ein armer Sünder, und begegnete ich ihr, so war mir der Hut wie auf dem Kopfe festgenagelt. Mein Blut hätte ich mit tausend Freuden für sie verspritzt, aber sie auf die Zungen der Leute zu bringen, weil sie einem andern einen Tanz zugesagt, das fiel mir nicht mehr ein.

„Als ich mir endlich einmal ein Herz gefaßt hatte und das kühne Wort: Ich liebe dich! heraus war, da hätte ich sie um alles nicht mehr meine Gnädige nennen können; nichts anderes kam über meine Lippen als: mein Herz, mein Mädchen, mein Engel. Da haben Sie die Liebe und die Galanterie!“

Malwine lächelte über die Wärme des alten Mannes.

„Ei“, ſagte ſie, „wir wollen aber nicht allein geliebt, wir wollen auch geehrt ſein. Uebrigens thun Sie Unrecht, mit Waffen zu kämpfen, mit denen ich mich nicht vertheidigen kann, indem Sie ſich auf eigene Erfahrungen berufen!“ Dies ſagte ſie ablenkend und ſpielte darauf mit einer Geſchicklichkeit, die ihr eigen war, das Geſpräch wieder in das Allgemeine über. Sie liebte das Mittelalter als ein weites Feld für die Poeſie und vertheidigte es mit allem, was ein dichteriſches Gemüth und ein Frauenzimmer für daſſelbe ſagen kann, den politiſchen Gegengründen des Landraths ſtets mit gewandtem Scherz ausweichend.

Die Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ſprach, hatte nach und nach einen Kreis von Zuhörern um ſie verſammelt. Als ſie es bemerkte, ſah ſie mit einer Verlegenheit umher, die ihr ungemein gut ſtand. Ihr Blick traf auf den jungen Fremden, deſſen Augen mit dem wohlgefälligſten Ausdruck auf ihr ruhten. Erröthend wendete ſie ſich ab und fing an, ihrem Gegner unvollſtändige Antworten zu geben. Sie half ſich, indem ſie aufſtand, es unverzeihlich fand, das ſchöne Wetter aus dem Fenſter anzuſehen, und einen der

Umstehenden, der als ein galanter Mann bekannt war, beauftragte, ihre Sache zu führen. Im Fortgehen streifte sie dicht an dem Grafen hin, und ohne sich nach ihm umzusehen, fühlte sie, daß seine Blicke ihr folgten. Sie schlug einer jungen Dame einen Spaziergang vor und ging an ihrer Seite aus dem Saal. In der Thür sah sie sich noch einmal um und ihr Blick traf abermals den des Grafen. Beschämt und verwirrt ging sie die Allee hinunter; in dem unbehaglichen Bewußtsein, daß manche misbilligende Bemerkung hinter ihr hergeschickt werde (wie kein Frauenzimmer, das in gemischtern Gesellschaften entschiedene Ansichten ausspricht, ihnen entgehen kann), ergriff sie eine Art Wehmuth, und es that ihr wohl, daß doch Einer sie liebevoll angeblickt. —

Als sie das gemeinschaftliche Mittagsmahl wieder zur Gesellschaft führte, hatte sie diesen Einen längst vergessen. Sie saß entfernt von ihm, und der Landrath, ihr Nachbar, gab sich vergebliche Mühe, den Faden des vorigen Gesprächs wieder anzuknüpfen. Eine mädchenhafte Scheu hielt sie ab, über die Liebe zu sprechen; sie glaubte im Innersten des Herzens zu

empfinden, was sie sei, obwol sie 24 Jahre alt geworden war, ohne sie kennen gelernt zu haben.

Mancher hatte sie zu heirathen gewünscht, mehrere hatten ihr den Hof gemacht, aber sie behauptete immer, geliebt habe sie noch keiner. Ihr Vater, ihre Freunde warfen ihr vor, sie verlange zu viel; die Romane, die sie in früher Jugend gelesen, hätten die Ansprüche, zu denen sie ihr eigener Werth berechtigte, zu einer ungeziemenden Höhe gesteigert. Und gewissermaßen mochten sie recht haben. Ueberhaupt, will man die Phantasie junger empfindender Mädchen auf eine unschädliche Weise nähren, so gebe man ihnen Zaubermärchen, Feengedichte, aber man bewahre sie vor Romanen, man hüte sie vor der Vorstellung eines Glücks, deren Realisirung durch Natur und Verhältnisse nur unwahrscheinlich, nicht unmöglich gemacht ist. Daß unter jenem Schäfer kein verzauberter Prinz verborgen, wird kein junges Herz unglücklich machen, wohl aber, daß unter alle den glatten, kalten und selbstsüchtigen Herren kein Werther zu finden. Die Wirklichkeit wird durch diese süße Nahrung der Phantasie immer schaler und enger, und da die Gegenwart

der Einbildungskraft den geringsten Spielraum läßt, so fängt dieſe an, ſich, vorſchnell, deſto mehr mit der Zukunft zu beſchäftigen, und das Herz erwartet von dieſer, was das Jetzt immer zu verweigern ſcheint. Darüber vergeht ein Jahr nach dem andern, und manches treffliche Mädchen geht dem Wirkungskreiſe verloren, für den die Natur ſelbſt ſie beſtimmt zu haben ſchien.

Nach Tiſche zerſtreute ſich die Geſellſchaft, um Abends beim Ball ſich wieder zu verſammeln. Malwine liebte den Tanz nicht; vielleicht, wie ja die Eitelkeit auch über die Verſtändigſten eine gewiſſe Macht ausübt, würde er ihr mehr gegolten haben, wenn er ſie ſo glänzend gezeigt hätte, als ihre Geſpräche; aber Malwine war nicht ſchön. Zwar machte ihre ſchlanke hohe Geſtalt und der herrliche Anſtand ihrer Bewegungen auf jeden, der ſie ſah, den angenehmſten Eindruck, aber ihr Geſicht konnte, wenn nicht irgendein Affect, eine Gemüthsbewegung es verſchönte, für unbedeutend gelten. Ihre Augen waren groß und ſprechend, ihre Farbe blühend, ihre Zähne hörte ſie häufig mit zwei Perlenſchnuren vergleichen; aber ihre Züge waren

unregelmäßig, ihre Stirn war offenbar zu breit, und wenn ſie ſich langweilte, was häufig in größern Cirkeln der Fall war, verlor ſich jeder Reiz ihres Geſichts. Dagegen war es eine Luſt, ſie zu beobachten, wenn ein lebhaftes Geſpräch ſie beſchäftigte, oder wenn ihr Herz ſich einer zärtlichen Empfindung überließ, oder wenn ſie, in Nachdenken vertieft, einſam daſaß: dann war ihr Geſicht der wahrhafteſte Spiegel der ſchönſten und größten Seele.

So kam es, daß Malwine in kleinen Kreiſen unendlich viel, in großen ziemlich wenig galt. Als ſie zuerſt in die Welt trat, hatte ſie mit Befremden oft Frauenzimmer ſich vorgezogen geſehen, die ſie in jeder Hinſicht unter ſich ſetzen durfte. Ein ſtolzer Sinn irrt häufig darin, daß er die Anerkennung ſeiner Rechte von andern zu ungeſtüm fordert. Zwar hält er ſich wohl der Ehre für zu geſichert, als daß er nicht diejenigen, die ſie ihm verweigern, verachten ſollte; aber es gibt doch Verhältniſſe, die dieſes Selbſtbewußtſein zerſtören können, und dann entſteht leicht eine gewiſſe verderbliche Bitterkeit, ein Gemiſch von Haß und Verachtung, Gefühle, die den, der ſie in ſeiner Bruſt mit

sich herumträgt, am meisten quälen. Malwinens guter Verstand und ihre natürliche Sanftmuth schützten sie von jeher davor, und wenn sie auch in jüngern Jahren bisweilen ein Verkennen ihrer Vorzüge übel empfand, so ließ jetzt ihre Billigkeit und das sich immer tiefer einwurzelnde Bewußtsein ihres Werthes keine Empfindlichkeit in ihr aufkommen.

Malwine entschloß sich heute erst spät auf den Ball zu gehen. Der Morgenspaziergang hatte sie abgespannt, da indeß ihr Vater sie selbst dazu aufforderte, kleidete sie sich schnell, was ihr einige Mühe kostete, indem sie sich immer mit viel Sorgfalt anzuziehen pflegte, und trat an seiner Seite in den Saal. Mit Verwunderung bemerkte sie, daß der Tanz noch nicht angefangen; die jüngern Herren gingen noch von den Damen gesondert auf und nieder, flüsternd, lachend, mit Gläsern bewaffnet und ein bescheidenes Gefühl ihrer heutigen Wichtigkeit nicht verleugnend. An den Wänden umher sah Malwine die jungen Damen in höchster Spannung sitzen; sie konnte sich die Verzögerung nicht erklären, bis jemand hinzutrat und erzählte, der junge Graf sei vom Ceremonienmeister aufgefordert,

den Ball zu eröffnen, und habe um einen geringen Aufschub ersucht. Malwine strengte sich einige Minuten lang vergebens an, mit ihren Nachbarinnen ein Gespräch anzuknüpfen; sie gaben ihr einsilbige und verworrene Antworten, und ihre hochrothen Wangen und starren Augen verriethen noch deutlicher, daß ihre abwesenden Geister mit den zu erwartenden Freuden beschäftigt seien. Malwine hatte nicht Zeit, hierüber eine spöttische Bemerkung zu machen, denn der Graf, dessen Eile zu erkennen gab, daß er sie gesucht, trat auf sie zu, und bat sie um die Ehre des Tanzes. Sie war überrascht, seine Wahl auf sich fallen zu sehen, da sie ihm unbekannt, nicht die Schönste und bei weitem nicht die Vornehmste im Saale war. Im Tanz unterhielt er sie auf eine leichte und anmuthige Weise. Was er sagte, war eben nicht geistreich, obwol diejenigen, welche, ihn aus der Ferne beobachtend, ihn nur sprechen *sahen* oder oberflächlich urtheilend hinhörten, es leicht glauben konnten, denn er begleitete jedes Wort mit jenen ausdrucksvollen Bewegungen und graziösen Mienen, die bei dem Adel seiner Nation diese Art von Täuschung so häufig machen.

Malwine dagegen erkannte einen nicht ungebildeten, wohlerzogenen jungen Cavalier in ihm, der die Welt geſehen und dieſelbe mit freundlicher Geſinnung betrachtete. Seine Ausſprache verrieth den Ausländer wenig, denn er hatte einen Theil ſeiner Jugend in Berlin zugebracht: ein Umſtand, der ihn Malwinen empfahl, welche die ſeltſame Liebhaberei ihrer Landsmänninnen für fremdartige Dialekte nicht theilte. Als der Walzer geendigt war, bat er ſie noch einmal um einen Tanz, ſtellte ſich, als ſie ſchon verſagt war, hinter ſie, und tanzte den ganzen Abend nicht mehr. —

Dies auffallende Betragen fing an Malwinen zu ängſtigen. Sie wußte, wie vieler Erwartungen er täuſchte, und begriff nicht, warum er gerade ſie zum Gegenſtande ſeiner Huldigungen machte. Als ſie den Ball verließ, bot er ſich ihr beſcheiden zum Führer an, da ſie aber die Blicke der Umſtehenden auf ſich gerichtet ſah, dankte ſie ihm höflich, und ſagte, ſie hätte einen Begleiter in ihrem Vater. Seine Beſtürzung verrieth deutlich, wie wenig er abſchlägige Antworten gewohnt war. Er verbeugte ſich ſchweigend und entfernte ſich ſchnell. „Wie eitel, wie verzogen er

iſt", dachte Malwine beim Auskleiden; „gewiß, er iſt ein Mann wie alle andern, und wir werden es bald erleben, dieſen Phönix in einen gewöhnlichen Haushahn verwandelt zu ſehen." Sie ſchlief ein, ohne mehr an ihn zu denken, träumte von einer entfernten Freundin, und der darauf folgende Morgen wäre wahrſcheinlich vergangen, ohne daß ihr ſein Bild ein einziges mal erſchienen, wenn nicht der Hufſchlag eines Pferdes ſie an das Fenſter gezogen. Sie ſah den Grafen Arthur, der hinaufgrüßte, dankte und wollte zurücktreten; indem ſie aber bemerkte, daß er das ſchöne, muthige und wohldreſſirte Pferd allerlei Künſte machen ließ, ſchien es ihr hart, eine unſchuldige Eitelkeit durch gänzliche Nichtbeachtung zu beſtrafen. Sie blieb ſtehen, zum Theil auch durch das Wohlgefallen gehalten, mit dem alle Frauen der Uebung ritterlicher Geſchicklichkeiten zuſehen. Ein vollkommenerer Reiter, mußte ſie bekennen, konnte nicht geſehen werden; ſie ſah die Vorübergehenden ſtehen bleiben und hörte ſie in Ausruf der Bewunderung ausbrechen.

Plötzlich aber ſchien das ungeſtüme Thier den Reiter überwältigen zu wollen, indem es ſich zu über-

ſchlagen drohte. Malwinen entfuhr ein leiſer Schrei, der Graf bezwang das Roß ſchnell, dankte grüßend mit einem Blick, der von Anmuth und Freudigkeit ſtrahlte, und ſprengte davon. Malwine trat beſchämt zurück; „der eitle Thor", ſagte ſie, indem ihr eine leiſe Stimme vorwarf, daß ſie ihm Unrecht thue, „was wird er von mir denken?" Eine geheime Unruhe befiel ſie, aber als ſie an des Landraths Definition der Galanterie und an die Reiterkünſte dachte, mußte ſie lachen, und wie ſie den Grafen beim Frühſtück ſah, ſagte ſie ihm mit der größten Unbefangenheit ſelbſt, welche Angſt er ihr eingeflößt; worauf er ſie mit einer Stimme, die faſt zärtlich war, um Verzeihung bat, und ihr verſicherte, in keiner Gefahr geweſen zu ſein. Malwine entzog ihm befremdet ihre Hand, welche er dabei ergriffen; jener ſchien aber ihre Blicke nicht bemerken zu wollen, fand bei Tiſche Mittel ihr Nachbar, beim nachherigen Spaziergange ihr Führer, und abends ihr Tänzer zu werden, kurz, er ſchien nur für ſie da zu ſein und alle übrigen kaum zu bemerken. Es konnte nicht fehlen, daß der weibliche Theil der Geſellſchaft ihn dreiſt, rückſichtslos, ungezogen nannte,

daß die jungen Herren, die früher nicht ohne Neid alle ſchönen Augen auf ihn gerichtet geſehen, nun einige hämiſche Bemerkungen über die getäuſchten Erwartungen machten, daß die Damen dies ihnen übel nahmen und dadurch eine Zeit lang ein gewiſſer Unmuth unter den jüngern Perſonen der Geſellſchaft entſtand.

Malwinen, die unverſchuldet etwas davon empfinden mußte, fingen Arthur's Huldigungen immer mehr an zu ängſtigen. Doch war ſie unvermögend, ſie abzuwehren, da ſie mit ſolcher Beſcheidenheit und Herzlichkeit dargebracht wurden, und er nichts zu begehren ſchien als Duldung. Auch hatte bald ſeine heitere Nähe einen unwiderſtehlichen Reiz für ſie gewonnen; er ſagte ihr nicht, daß ſie ſchön ſei, aber ſeine Augen ſagten es ihr deutlicher, als ſein Mund es hätte ausſprechen können. Ihr leiſeſter Wunſch war ihm Befehl, und in den zarteſten Aufmerkſamkeiten ſchien er unermüdlich zu ſein. Sie gewöhnte ſich daran, ihn täglich bei ihrem Fenſter vorbeireiten, ihn jeden Morgen, jeden Mittag, jeden Abend als ihren Partner und ſich die Königin jedes Feſtes zu ſehen; und die Geſellſchaft fand ſich darein. Mit einiger Verwunderung

bemerkte ſie, daß des Grafen Huldigungen ihr die vieler anderer jungen Elegants, die ſonſt kaum Notiz von ihr zu nehmen geſchienen hatten, zuzogen. Sie ſah ſich plötzlich von einem Heer von Anbetern umringt, denn es bedarf nur der Aufmerkſamkeit irgendeines Tonangebers in der Mode, um der ganzen eleganten Welt einen Gegenſtand bemerkenswürdig zu machen.

Dies iſt ein Umſtand, der die Galanterie weſentlich von der Liebe unterſcheidet. Die Liebe zieht einen Zauberkreis um die Erwählte, von dem ſich Müßige fernhalten, und ſetzt ſich gewiſſermaßen in alleinigen Beſitz.

Malwine lernte es bald einſehen; ſie verachtete den bunten Schwarm herzlich und verbarg es kaum, doch den Grafen konnte ſie nicht umhin mit Auszeichnung zu behandeln. Was ſie vorzüglich für ihn einnahm, war, ſie konnte ſich es nicht verhehlen, der ſchnelle Eindruck, den ſie auf ihn gemacht. Sie war gewohnt, ſich als geiſtreich, geehrt, ſich als liebenswerth geſucht zu ſehen, aber auch die Klügſte hört ſich lieber ſchön als klug nennen. Ihr Betragen

hatte ſehr viele gefeſſelt, ihr alleiniger Anblick noch keinen. Sie fing an, die Bälle, die Feſtlichkeiten weniger abgeſchmackt, ſie fing an, ſie ergötzlich zu finden. Indeſſen war ſie nicht jung und eitel genug, um ſich dieſer Schwäche lange zu überlaſſen. Gewohnt, ſich von ihren Handlungen und Gefühlen Rechenſchaft zu geben und ſich ſelbſt eine ſtrenge Richterin zu ſein, ſagte ſie eines Abends zu ſich: „Iſt es möglich? bin ich nach ſo treuen Beſtrebungen nicht weiter vorwärts geſchritten? bin ich ſo alt geworden, ohne mich der Herrſchaft einer thörichten Eitelkeit entzogen zu haben? Oder will ich mich etwa bereden, ich liebe den Grafen? Lieben! einen Mann, der jünger iſt als ich, der mir weit nachſteht an Geiſt und Einſicht, der keine meiner Neigungen theilt, von dem mich Natur und Verhältniſſe ſo weit wie möglich getrennt? Wahr iſt's, die Welt hat recht, ihn das Muſter eines vollkommenen Cavaliers zu nennen: er weiß ſo viel als ſich für ſeinen Stand gehört, in allen ritterlichen Künſten iſt er ein Meiſter, und ſein Geld verliert er im Spiele oder in Wetten als wären es Zahlpfennige; er iſt liebenswürdig, großmüthig, brav; ſeine Leute beten ihn

an und ſeine Freunde ließen Blut und Leben für ihn. Er liebt mich und — ich bin ihm herzlich gut. Ich wollte, er wäre mein Bruder, aber eine Thorheit wär' es, wenn er mir mehr wäre. Er, ein Graf! Ich, eine Bürgerliche! — Nein!" fuhr ſie fort, nachdem ſie eine Weile nachgeſonnen, „ich liebe ihn nicht; wie anders war der Mann, der einſt meine kindiſchen Träume füllte, vor deſſen Geiſte ich mich gern und willig beugte, der mir erſchien wie ein Gott! — Aber, warum rufſt du, Thörin, jenes Trugbild zurück, das ſich ſo lange zwiſchen dich und die Welt geſtellt? Schien es doch endlich der ſiegenden Vernunft gewichen zu ſein!" Abermals verſank ſie in ein tiefes und thränenreiches Nachdenken. „Nein", rief ſie dann noch einmal, „ich liebe ihn nicht! nun ſo ſoll mich denn auch keine Eitelkeit, keine empfindſame Schwäche mehr bewegen, von dem abzuweichen, was nach dieſer Erkenntniß mir ziemt." —

Den andern Morgen mied ſie das Fenſter; das Herz klopfte ihr ein wenig, als ſie ihn mehrere male vorüberreiten und ihn ſich unter dem Fenſter verweilen hörte. Sie blieb vom Frühſtück weg, als ſie

aber zur Mittagstafel ging und beim Eintreten in den Saal ſein unruhiger und zärtlich forſchender Blick ſie traf, ward es ihr ſchwer, ihren Vorſatz, ihn fremder und gleichgültiger zu behandeln, auszuführen. Doch blieb ſie ſich mehrere Tage lang gleich; ſie hörte ſeine Seufzer nicht, beantwortete ſeine Klagen mit Scherzen, und wußte ſich oft geſchickt ſeiner Nähe zu entziehen. Bald aber ſah ſie ihn ſich einem lebhaften Schmerze hingeben und mit Schrecken entdeckte ſie, daß ihre Kälte ſeine halbſchlummernde Empfindung gänzlich geweckt, daß jedes Hinderniß dieſen verzogenen Sohn des Glücks beharrlicher, jeder Widerſtand ihn feuriger mache. Und je dringender er ward, je ſchwerer ward ihr ihre Gleichgültigkeit; denn wenn ſie einen andern Mann unter dieſen Umſtänden zudringlich, läſtig, unerträglich genannt haben würde, ſo mußte ſie ſich bekennen, daß dieſen Arthur ſein leidenſchaftlicher Ungeſtüm, ſein durch keine Abweiſung gebeugter Muth, ſeine Unverzagtheit liebenswürdig, unwiderſtehlich machte. „Warum“, ſagte ſie eines Abends zu ſich ſelbſt, „zwingſt du dein Herz zu dieſer Härte? Iſt es wohlgethan, die einzige Hand zurückzuweiſen, die Liebe nach

dir ausſtreckt? und ſollte dieſe allmächtige Empfindung nicht manches auszugleichen vermögend ſein? Biſt du ſo alt, daß du auf das Glück derſelben verzichten ſollſt, und iſt ein zufälliger Unterſchied der Jahre wol wichtig genug, dir dieſes Glück zu verleiden? Iſt das Herz nicht ein unendlich köſtlicheres Gut, als das anmaßende Ding, das ſich Verſtand nennt, und ſein Schatzkäſtlein voll aufgehäufter, lückenhafter Kenntniſſe? und die erbärmlichen Vorurtheile, die eine hohe Mauer zwiſchen ſeinem und meinem Stande aufgethürmt — wenn er ſelbſt den Muth hat, ſie niederzureißen?" —

Plötzlich aber kam ihr der Gedanke an den bekannten Stolz ſeines Hauſes; er empörte ihr edles Herz und gab ihr den Muth, als Graf Arthur am folgenden Tage eine einſame Stunde zu einer abermaligen Erklärung benutzte, ihm zu ſagen, er ſei ihr werth, aber nie werde ſie ſich entſchließen, ſich in eine ſtolze Familie einzudrängen, denn ſie würde es ſich nicht vergeben können, ſich Demüthigungen auszuſetzen, die ſie in ſeinen und ihren eigenen Augen entehren würden. Vergebens ſchwor er ihr, er ſei Herr ſeines Schickſals, keinem ſeiner Verwandten wäre

er Rechenſchaft ſchuldig, ſeine Mutter liebe ihn zärtlichſt, — ſie hatte zu viel von dem Despotismus des Vorurtheils, von der Geſinnung ſeines Hauſes gehört, als daß ſie ihm hätte trauen ſollen.

Solche Unterredungen wiederholten ſich oft, Malwina bekam einen immer ſchwerern Stand und ſah endlich in der Flucht das einzige Rettungsmittel. Sie erſuchte ihren Vater um eine ſchleunige Abreiſe und verſchwieg ihm, der ihr beſter Freund war, ihre Bewegungsgründe nicht. Er billigte ihr Verfahren, verdammte eine ſolche Verbindung durchaus und erwog nicht blos den Unterſchied der Jahre und des Standes, der bedeutendſte ſchien ihm der zwiſchen ihrer beiderſeitigen Bildung zu ſein. „Eine Leidenſchaft", ſagte er, „für einen jungen Menſchen, den nur äußere Glücksgüter bemerkenswerth machen, würde ſich für deinen Verſtand wenig ziemen, und eine eheliche Verbindung mit ihm würde dem eigentlichen Weſen der Ehe, das, indem es dem Manne entſchiedene Vorrechte einräumt, auf eine gewiſſe geiſtige Ueberlegenheit deſſelben gegründet zu ſein ſcheint, widerſprechen." — Er fuhr fort, ihr dies mit lehr- und liebreichen Worten

anſchaulich zu machen und hörte ſich gern von ihr unterbrechen, indem ſie ausrief: „Sie haben recht, mein Vater! morgen, morgen laſſen Sie uns reiſen!“ Er ging, der Geſellſchaft die ſchnelle Abreiſe zu verkündigen. Sie packte unterdeſſen mit Haſt ihren Koffer und ging dann mit zitternden Schritten nach dem gemeinſchaftlichen Verſammlungsſaale, ſich zu beurlauben. Man empfing ſie mit vielen Worten der Klage; Arthurn ſuchte ihr Blick vergebens; lange harrte ſie ſeiner, endlich ſagte eine ihrer Freundinnen ihr leiſe: „Der arme Graf! Der erträgt Ihre Abreiſe nicht. Als Ihr Vater vorhin das böſe Wort ausſprach, ſahen wir ihn todtenbleich werden, ſchnell zur Thüre hinausgehen, bald darauf ſein Pferd vorführen und ihn mit wilder Hitze in den Forſt jagen.“ — Malwine hätte dem Freunde gern das letzte Lebewohl geſagt, doch erkannte ſie ſeine Abweſenheit als einen Fingerzeig der Vorſehung, daß ſie ihn nicht mehr ſehen ſolle.

Sie nahm von der Geſellſchaft einen freundlichen Abſchied, ſagte ihrem Vater gute Nacht und ging auf ihr Zimmer.

Kaum aber war ſie hier angelangt, als ſie den

Grafen bleich und athemlos zu ſich eintreten ſah, als ſie ſich eine Grauſame, eine Herzloſe nennen hörte, ſich mit den Vorwürfen eines tobenden Herzens überſchüttet ſah und vergeblich verſtändige und liebreiche Vorſtellungen anwendete, ihn zu beruhigen. Mitleid und eine ſüßere Stimme in ihrer Bruſt beſiegten endlich ihre Vernunft: ſein Flehen, ſeine Thränen, ſein Toben nicht länger ertragend, gab ſie ihm ihr Wort, unter der Bedingung, daß ſeine Mutter ſich willig erkläre, ſie als Tochter aufzunehmen, die Seinige zu werden. Nach dem erſten Ausbruche des Entzückens des Jünglings mußte er ihr eine genaue Darſtellung ſeiner Verhältniſſe verſprechen, und mit bebendem Herzen hörte ſie, daß er ſeit ſeiner Kindheit der Bräutigam ſeiner Couſine, der jungen Gräfin Franziska, ſei, der Tochter ſeines väterlichen Oheims. Sein Großvater habe die Verbindung gewünſcht, um ſein Vermögen durch beide Enkel wieder vereinigt zu ſehen, und die Mutter Franziska's, ein verſchmitztes und ränkevolles Weib, habe mit allen Kräften ihres Einfluſſes und ihres intriguanten Geiſtes die Heirath begünſtigt. Eine frühere unſinnige Verſchwendung zwinge

ſie, jetzt auf Saſtawna, einem alten Schloſſe in einer der ödeſten Gegenden Polens, zu leben, was für ihren weltlichen Sinn eine Qual ſein müſſe. Von ihr fürchte er, ſich die meiſten Hinderniſſe in den Weg gelegt zu ſehen, weniger von ſeiner Mutter, die zwar eine von Vorurtheilen befangene Frau ſei, aber nur für ſein Glück lebe.

Malwine hörte dieſe Nachrichten mit Zagen; ſie wiederholte ihre Bedingung, der Graf nannte ſie eine leichte und nahm in der ſichern Hoffnung eines glücklichen Wiederſehens von ihr Abſchied.

Den folgenden Morgen ſaß ſie ſchweigend neben ihrem Vater im Reiſewagen. „Ach!“ ſeufzte ſie leiſe, „habe ich doch immer gehört, die Liebe beglücke und erhebe; warum denn fühle ich mich ſo tief niedergebeugt, ſo ſorgenvoll und ſo klein?“ —

Als ſie wieder an der fernen Oſtſee in ihrer Heimat war, bemächtigte ſich eine Unzufriedenheit ihrer Seele, welche die Vernunft vergeblich zu bemeiſtern ſuchte. Verwöhnt durch die Huldigungen eines flammenden Herzens, konnte es nicht fehlen, daß ihr die ſtille Achtung ihrer Freunde, auf welche ſie ſonſt ein

beſcheidenes Glück gegründet, lau und unzulänglich erſchien. Vergebens ſuchte ſie auch diesmal, wie ſie es oft gethan, die ſehnende Stimme des Herzens durch eine raſtloſe Thätigkeit zu erſticken. Durch ein ſechswöchentliches zerſtreutes Leben dem gewohnten Kreiſe ihrer Beſchäftigungen entfremdet, ward es ihr ſchwer, ſich zurechtzufinden. Sie fing ein Buch an, hatte den folgenden Tag vergeſſen welches, griff nach einem andern und hatte es ſchon eine halbe Stunde lang aufgeſchlagen in der Hand, als ihr Vater zu ihr trat und ſie fragte, was ſie leſe? Wie ſie verwirrt und erröthend das Titelblatt aufſchlug, ſah der treffliche Mann ſie mit einem langen, ſchmerzlichen Blicke an. Sie hätte vor Scham vergehen mögen, ſie zitterte vor der Nichtachtung dieſes tief verehrten Vaters, und der Gedanke, von ihm als ein armes verliebtes Ding bemitleidet zu werden, war ihr unerträglich. Ihr Stolz gab ihr Kräfte, ſich vollkommen zu faſſen, und als ſie des Abends mit ihrem Vater einen kleinen Cirkel beſuchte, der ſich wöchentlich zu einer gemeinſchaftlichen Lektüre zu verſammeln pflegte, war ſie ſo ganz wieder die vorige heitere und unbefangene Malwine, daß die

Herzen ihrer Freunde, seither durch manche Launen verletzt, sich ihr bald von neuem zuwandten.

Ein Ungefähr wollte indessen, daß das Buch der heutigen Wahl den Seelenzustand einer hoffnungslos Liebenden schilderte, in welchem Malwine, der das Amt einer Vorleserin für heute übertragen war, so deutlich den ihrigen wieder zu erkennen glaubte, daß sie verwirrt ward, die Farbe wechselte, und indem die Furcht, man möchte sie durchschauen, ihre Bestürzung vermehrte, unverständlich zu stammeln und die Redetheile zu wiederholen anfing. Ihr Vater verwies ihr diese Zerstreuung in einem Tone, den sie nicht gewohnt war von ihm zu hören und der sie innerlich kränkte. Sie ersuchte ihn fortzufahren, zog sich, unter dem Vorwand einer Unpäßlichkeit zurück und schlich, während die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf den Sinn des Buchs gerichtet war, leise aus dem Zimmer. Einem im Vorzimmer befindlichen Bedienten trug sie auf, sie bei der Wirthin und bei ihrem Vater mit plötzlichem Uebelbefinden zu entschuldigen, und ging ganz allein durch die Dunkelheit nach Hause. In ihrem Zimmer warf sie sich, in Thränen zerfließend, auf ihr

Sofa: „Was“, ſeufzte ſie, „was iſt aus dir geworden! du darfſt es dir nicht mehr leugnen! du verzehrſt dich in einer unwürdigen Leidenſchaft! du trotzeſt deiner eigenen Vernunft, du trotzeſt der Meinung der Verſtändigen, ja du hörſt nicht auf die Stimme der Natur, die dir laut zuruft: bleibe fern von dieſem Manne, ich ſchuf ihn nicht für dich! Iſt es genug, daß er dich liebt? darf dich eine raſend auflodernde Leidenſchaft beſtechen, deren Flamme ein Windhauch verlöſchen kann? iſt es genug, daß er liebenswürdig ſei, iſt es genug, daß die Herzen einander begegnen, wenn die Geiſter ewig und ewig ſich fremd bleiben?“

So ſprach ſie zu ſich ſelbſt und hätte ohne Zweifel ſich noch lange dem Ungeſtüme ihres erregten Gefühls hingegeben, wenn nicht ihr eintretendes Mädchen ſie unterbrochen und, nachdem ſie ihr ihre Verwunderung zu erkennen gegeben, ſie ſchon zu Hauſe zu ſehen, ihr zwei Briefe gebracht hätte, die in der Zeit ihrer Abweſenheit angekommen ſeien.

Malwine griff danach, und mit Erröthen erkannte ſie auf dem einen die Handſchrift des Grafen. Wie trat ihr ſein ganzes anmuthiges Bild wieder mit

frischen Farben vor die Seele, als sie sein Schreiben nun erbrach und las! wie war doch jedes Wort ein Himmelslaut der Liebe, wie doch ein jedes der Abdruck eines sehnenden Herzens! Er sagte ihr, und glaubte es nicht sagen zu können, wie sehr er sie liebe, wie er sich nach ihr sehne, wie ihr letztes Wort ihn beglückt. Er meldete ihr, daß er bereits an seine Mutter geschrieben, daß er das Beste hoffe, daß er indeß mit Misvergnügen gehört, seine Tante, die Gräfin Josephine, sei zum Besuch nach Goray, dem Witwensitze seiner Mutter gekommen, daß er aber geeilt habe, ihren Einfluß zu entkräften, seiner Mutter erklärend, er werde sich unter keiner Bedingung zu einer Verbindung mit Franziska willig finden. Dies schrieb er ihr und schloß mit den feurigsten Betheuerungen seiner Zärtlichkeit.

Malwine sah sich durch den Brief erheitert und gestärkt. Sie fühlte ihre Schwäche für den Grafen, deren sie sich noch eben so streng angeklagt hatte, plötzlich gerechtfertigt durch dies neue Zeugniß seiner Liebe, sie fühlte sich minder klein, und weil ein edles Herz nichts schwerer erträgt als Demüthigung, so mußte es sich fügen, daß ihr Stolz der mächtigste Bundes-

genoſſe Arthur's ward. Durch ſeinen Muth gehoben, fing auch ihr an das Bild der Zukunft weniger düſter zu erſcheinen, und erweicht wie ſie war, beſchloß ſie ihm auf der Stelle zu antworten. Schon ſaß ſie an dem Schreibtiſch, ſchon ſchrieb ſie ihm herzlichere Worte, als je ihr Mund ihm geſagt, als ihr plötzlich, wie durch eine Eingebung, der andere Brief einfiel, den ſie unerbrochen liegen gelaſſen. Sie ſtand auf, ergriff ihn, ſah eine incorrecte, weibliche Handſchrift, und als ſie ihn erbrochen, mit Entſetzen in der Unterſchrift den Namen von Arthur's Mutter. In der höchſten Spannung fing ſie an ihn zu leſen; aber kaum hatte ſie die erſten Zeilen überblickt, als ein Zittern in den Knien ſie zwang ſich niederzulaſſen. Wer malt ihr Erſtarren, ihren Schmerz, ihren Zorn, als ſie ſich in dem unwürdigſten Tone als eine Verführerin angeredet ſah, als ihr vorgeworfen ward, den jungen Grafen an ſich gezogen, ihm ein Heirathsverſprechen entlockt zu haben; als ſie eine Schamloſe genannt ward, die ſich entblöde, ſich in eine der erſten Familien des Königreichs eindrängen zu wollen, als ihr nicht allein mit dem gräßlichſten mütterlichen Fluche,

als ihr ſogar mit der ſtrafenden Gerechtigkeit gedroht und ihr anbefohlen ward, den Grafen, der doch ſelbſt bei zeiten anfangen werde, ſich ihrer zu ſchämen, ſeines Wortes zu entlaſſen.

Während Malwine las, kämpfte Zorn und Verachtung in ihrer, ach! vor wenig Minuten noch ſo ſeligen Bruſt! Sie legte das Blatt auf den Tiſch, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Es iſt gut nun! ſo iſt es aus, auf ewig.“ Darauf ging ſie mit ſchnellem Schritt an den Schreibtiſch, zerriß das an den Grafen angefangene Blatt und ſchrieb mit feſter Hand folgende Zeilen:

Herr Graf!

Inliegender Brief Ihrer Frau Mutter, den ich zu gleicher Zeit mit dem Ihrigen erhielt, mag Sie überzeugen, daß ich dieſen nicht anders beantworten kann, als mit der Bitte, mich ferner mit allen Zuſchriften, ſowie mit allen Beſuchen zu verſchonen. Ich füge noch hinzu, daß ich Ihnen die Erlaubniß gebe, mich auf das tiefſte zu verachten, wenn ich mich jemals wieder zu einer gefälligern Geſinnung erniedrige.

Malwina.

Ohne das Blatt zu überlesen, schlug sie den Brief der Gräfin hinein, siegelte und gab es auf der Stelle ihrem Mädchen, mit dem Befehl, es morgen in aller Frühe auf die Post zu befördern. Als sie darauf in ihr Zimmer zurücktrat, nahm sie noch allerlei kleine Beschäftigungen vor, indem sie sich überreden wollte, sie sei ruhig. Ja, es gibt eine gewisse Ruhe der Verachtung, aber gefühlvollen Herzen ist diese Ruhe, diese Seelenstarrsucht, eine peinigende Krankheit. Auch die Nacht brachte der Schwerbeleidigten den wahren Frieden nicht. Sie legte sich zeitig nieder, die Zuhausekunft ihres Vaters fürchtend.

Zwar machte sie es sich zur heiligsten Pflicht, ihm alles zu entdecken, aber heute, nur heute nicht! Nach einer Stunde hörte sie ihn in das Nebenzimmer treten, sie hörte ihn auf- und niedergehen, hörte ihn seufzen. Ach! sie ahnte, wem diese Seufzer galten. Er wähnte, seine Tochter verzehre sich in einer hoffnungslosen Liebe, und doch glaubte sie in diesem Augenblicke so sicher zu wissen, sie liebe den Grafen nicht, habe ihn nimmer geliebt. Das Gefühl der Beleidigung schien ihre ganze Seele eingenommen zu haben, und

ſie wünſchte ſich Glück, ſich aus einem Verhältniſſe erlöſt zu ſehen, das ſie mehr geängſtigt, als beglückt hatte. Davon ſuchte ſie auch ihren Vater zu überzeugen, als ſie ihm bald darauf alles entdeckte; und wie dieſer ſie mehrere Wochen lang thätig, heiter, wie er ſie zwei Briefe Arthur's und einen von Gorah unerbrochen zurückſenden ſah, fing er an ihr zu glauben.

Einſt ſaß ſie einſam mit ihrer Arbeit beſchäftigt, als ihr zwei Frauenzimmer angemeldet wurden, und ſie eine Matrone, deren Anſtand und Kleidung eine vornehme Dame zu erkennen gab, begleitet von einer jüngern, wunderſchönen Frau, mit Augen, aus denen ſüdländiſche Glut leuchtete, zu ſich in das Zimmer treten ſah. Sie bewillkommnete ſie mit der freundlichen Würde, die ihr eigen war, aber ehe ſie noch Zeit hatte, ſich nach ihrem Begehren zu erkundigen, nannte ſich die alte Dame als Arthur's Mutter und fuhr fort: „Ich komme, Mademoiſelle! Sie der argen Beleidigung wegen, die ich Ihnen, übel berichtet, zugefügt, um Verzeihung zu bitten, und Sie zu erſuchen, meinem Sohne die Kränkung der Mutter nicht entgelten zu laſſen.“

Bei den erſten Worten hatte ſich Malwine entſetzt weggewendet, aber die Schwägerin der Matrone, die Gräfin Joſephine — denn dieſe war die Begleiterin —, umfaßte ſie liebevoll, und beſchwor ſie, ſie anzuhören. Jene ſetzte hinzu, ſie ſei gekommen, ſie ſelbſt um ihre Hand für ihren theuern Arthur zu bitten, indem ſie ſich überzeugt habe, daß ſie ihr dieſe Genugthuung ſchuldig ſei. Es war etwas Steifes und Unfreiwilliges in ihrer Erklärung, daher ſcheute ſich Malwine nicht, mit allen Zeichen eines erbitterten Gemüths zu antworten: „Wenn Sie, Frau Gräfin, oder der Graf glauben, meine häufigen Abweiſungen hätten dieſen für Ihren Stolz demüthigenden Schritt bezweckt, ſo irren Sie gänzlich. Der Graf wird ſich erinnern, daß ich ihm ſchrieb, ich würde unter keiner Bedingung die Seinige werden. Ich weiß zwar, daß Sie ſich die Freiheit nehmen, gering von mir zu denken, aber nimmermehr werde ich durch eine Nachgiebigkeit, die mich entehren würde, Ihre Verachtung rechtfertigen.“

Vergeblich redete die ältere Gräfin ihr zu, vergeblich liebkoſte ihr die jüngere: Malwine blieb unerſchütterlich. Endlich ſagte jene erſchöpft: „Sie ſind

mir Zeugin, liebe Schweſter, daß ich mein Mögliches gethan"; und ſchon ſchienen beide Damen von ihr ablaſſen zu wollen, als der Graf ſtürmiſch in das Zimmer trat, und ehe ſich Malwine beſinnen konnte, zu ihren Füßen lag. Als ſie ihn erblickte, entfuhr ihr ein Schrei der Angſt, denn ſie kannte die Gewalt ſeiner Liebenswürdigkeit über ihr Gemüth. „Gott", rief ſie, „Herr Graf, ſo erfüllen Sie meine letzte Bitte!" — aber er hörte nicht im Entzücken des Wiederſehens; er drückte ſie an ſein ſeliges Herz, gab ihr die ſüßeſten Worte, nannte ſie ſein, und ſchwor, keine menſchliche Macht ſolle ſie ihm entreißen.

So von allen Seiten beſtürmt, bat Malwine endlich um die Erlaubniß, ſich ihres Vaters Rath zu holen. Arthur aber ließ ſie nicht allein gehen. Er umarmte den Profeſſor, er beſchwor ihn, nicht grauſam zu ſein, er zog ihn in Malwinens Zimmer, wo ſeine Mutter den Antrag erneuete und die Gräfin Joſephine in ihn drang; ſo willigte die Tochter und etwas ſpäter der Vater, ungern, gegen ihre Ueberzeugung, aber unfähig zu widerſtehen, endlich ein. Ein Notar war ſchon herbeſchieden, den Ehecontract

aufzunehmen. Malwine erſchrak vor dieſer Eile, aber der Graf drang darauf und auch die Gräfin war ſeiner Meinung, indem ein nothwendiges Geſchäft ſie ſchon morgen nach Goray zurückrief.

Im Punkte der Religion fand man keine Schwierigkeiten zu beſeitigen, da des Grafen Familie, zu der Partei der Diſſidenten gehörend, wie Malwine ſich zum lutheriſchen Glauben bekannte. Ein anderes war es mit den ökonomiſchen Einrichtungen. Mit Rührung bemerkte Malwine, wie großmüthig der Graf für ſie ſorgte; ſie hatte tauſend Einwendungen, da ſie aber ſah, wie die Einwürfe ihres Vaters Sohn und Mutter beleidigten, ſchwieg ſie und unterſchrieb mit mühſam unterdrückten Seufzern ihren Namen. Ehe ſich die Damen entfernten, kam man überein, daß die Hochzeit in drei Monaten, am Tage der Mündigkeit des Grafen, ſtattfinden ſolle.

Als Malwine mit dieſem und ihrem Vater allein war, ward ihr erſt wieder leichter. Des Jünglings Entzücken goß eine wohlthätige Wärme in ihr betäubtes Herz. Sie wollte nicht fragen, wie alles gekommen ſei, ſie wollte glücklich ſein im Beglücken.

Den folgenden Tag machte ſie den Damen ihren Gegenbeſuch. Die alte Gräfin empfing ſie ſteif und förmlich, aber verbindlich; deſto liebevoller die Gräfin Joſephine. Ihre Herzlichkeit, ihre Anmuth nahmen Malwinen ganz ein und ſie hörte ſich mit Vergnügen von der liebenswürdigen Frau einladen, ihr einige Wochen lang ihre Einſamkeit in Saſtawna zu verſchönen. Da indeſſen der Graf noch hier zu bleiben gedachte, ſo nahm ſie ihre Bitte: gleich jetzt mit ihr zu gehen, nicht an. Zu der alten Gräfin konnte ſie kein Herz faſſen; Arthur ſchien dies wehe zu thun; er liebte ſeine Mutter und konnte einen Widerwillen gegen ſeine Tante nicht bezwingen, obgleich er geſtehen mußte, daß ſie ſich in dieſer Sache bewundernswürdig benommen. Er wähnte ſie von der Gewalt der Liebenswürdigkeit Malwinens beſiegt, denn er war ſich bewußt, ſie nicht auf das glimpflichſte behandelt zu haben, als er ſie für die Anſtifterin jenes Briefs hielt. Durch ihn in eine furchtbare Wuth geſetzt, war der junge Mann eiligſt nach Goray gejagt, hatte Mutter und Tante mit raſenden Vorwürfen beſtürmt, einen Vetter, der ſich dareingemiſcht, zur Thür hinaus-

geworfen, einen andern im Zweikampf durch den Arm geſchoſſen und durch Drohungen und Flehen die alte Gräfin zu einem Briefe, und als dieſer unerbrochen zurückgeſchickt ward, zu einem Beſuche gezwungen.

Die Gräfin Joſephine hatte bei zeiten erklärt, alle Anſprüche im Namen ihrer Tochter aufzugeben, und ihr Zureden war es, was hauptſächlich ihre Schwägerin zur Nachgiebigkeit bewogen.

Der Graf erzählte Malwinen dies alles ſo mildernd als möglich, dennoch verwundete er ſie oft und häufiger, als ſie es ſehen ließ. Doch machte das Glück der Gegenwart und ſeine Nähe manches wieder gut. Hatte ihn die Beſorgniß, ihr nicht zu misfallen, liebenswürdig gemacht, hatten ihm die Zweifel ſeines liebenden Herzens gekleidet, ſo verſchönte ihn noch mehr die ſelige Sicherheit des Beſitzes und die zarte Beſcheidenheit, mit welcher er, bei allem Feuer der Jugend und der Liebe, der Rechte des Bräutigams genoß. Als er ſich nach acht Tagen von ihr trennte, war ihr der Abſchied höchſt traurig; ach! ſie ahnte noch nicht, daß ihr ein noch weit traurigerer bevorſtand. Denn als ihr Vater kurz darauf plötzlich erkrankte und nach

wenigen Tagen in ihren Armen, sie segnend, verschied, überfiel sie ein grenzenloser Schmerz und die Liebe des herbeieilenden Freundes konnte ihr keinen Trost gewähren. Umsonst sagte sie zu sich selbst: habe ich doch Ihn! Ein Gefühl des Verwaistseins, der Verlassenheit bemeisterte sie, und sie konnte es nicht wehren, daß vor ihrer zerrütteten Seele das Bild einer entsetzlichen Zukunft aufstieg!

Während sie noch überlegte, welcher Aufenthalt sich nun bis zu ihrer Hochzeit für sie zieme, kam ein Brief der Gräfin Josephine, der ihre Einladung mit den herzlichsten Worten wiederholte. Arthur hatte manches dawider einzuwenden; er wünschte, bei den veränderten Umständen die Hochzeit zu beschleunigen; da sie aber mit alle den Feierlichkeiten, die bei ähnlichen Gelegenheiten in seinem Hause üblich waren, begangen werden sollte, und er, obwol sie ihm verhaßt waren, sie diesmal nicht übergehen wollte, so mußte er der allgemeinen Stimme Gehör geben, die ein Freudenfest vor dem Ablauf der ersten Hälfte des Trauerjahrs unschicklich nannte. Er rieth demnach Malwinen endlich selbst, zu seiner Tante nach Sastawna

zu gehen, da er sehr wünschte, der Welt ein gutes Vernehmen zwischen seiner Braut und seiner Familie zu zeigen, und er vergebens auf eine Einladung seiner Mutter gehofft hatte.

Malwine beschloß nun die ersten vier Wochen bei einer Jugendbekannten, von deren älterer Freundschaft sie mit Recht mehr Nachsicht mit den lebhaften Ausbrüchen ihres Schmerzes erwarten konnte, zuzubringen. Nach Verlauf dieser Zeit schickte ihr die Gräfin Josephine, die ihrer Ankunft mit Sehnsucht entgegensah, ihren Wagen und eine vertraute Kammerfrau, welche ihre Reisegefährtin und Dienerin sein sollte. Es war eine Frau bei Jahren; von demüthigem, stillem Wesen, bleichen, kummervollen Wangen, und Gesichtszügen, vor deren Stumpfheit sich Malwinens ganzes Herz zusammenzog. An der Seite einer solchen Begleiterin, mit so neuem Grame in der Brust, verließ Malwine in ängstlicher Beklemmung ihre Heimat. Bald hörte sie rings um sich statt ihres geliebten Deutsch eine Sprache, die ihr gänzlich fremd war, und die gebrochenen Worte der alten Katharine waren die einzigen, die sie, mühsam entziffernd, verstand. Es war

Spätherbst; öde und wüst umgab sie ein trauriges Land, lange Waldstrecken dehnten sich vor ihren Augen aus, sparsam lagen elende Dörfer zerstreut umher, in denen kein glückliches Gesicht sie erfreute, kein ihr vertrauter Ton ihr entgegenklang. Je mehr sie sich der Grenze Galiziens näherte, je mehr nahm eine quälende Ahnung ihr Herz ein.

Die Trennung vom Grafen fing an sie zu ängstigen; sie hatte sich Sastawna nicht so entfernt gedacht, sie verlangte sehnsüchtig danach; als sie aber eines Abends das prächtige Schloß der Gräfin aus armseligen Hütten hervorragen sah, konnte sie sich des endlich erreichten Ziels kaum freuen. Ihr Mismuth vermehrte sich, als sie sich von einer Schar zerlumpter Bedienten empfangen sah, als sie durch die weiten wüsten Säle des Schlosses schritt, um zu den Zimmern der Dame zu gelangen. Die zärtliche Begrüßung derselben, ihre Liebenswürdigkeit, die lebhafte Theilnahme, die sie ihrem Schmerze bezeigte, verlöschte die empfangenen Eindrücke nach und nach; auch machte es ihr unbewußt eine angenehme Empfindung, als sie in Franziska, des Grafen ehemaliger Braut, ein zwar wohlgebildetes,

aber ganz unbedeutendes Geſchöpf erkannte. Es that ihr wohl ſich zu ſagen, daß ſie dem Freunde nichts geraubt, daß er den Tauſch nicht bereuen dürfe.

Die gänzliche Abgeſchiedenheit, in welcher die Gräfin Joſephine, wegen der Entlegenheit anderer Rittergüter, lebte, war Malwinens trüber Gemüthsſtimmung recht. Sie ſah dem Winter ohne Furcht entgegen; an Beſchäftigung fehlte es ihrem reichen Geiſte nicht und in den Unterhaltungen mit ihrer Wirthin ging ihr eine neue, wenn auch nicht liebenswerthe, doch intereſſante Welt auf. Zwar fehlte es jener ganz an eigentlicher Geiſtesbildung; ſie hatte beinahe nichts geleſen und war ohne allen Unterricht aufgewachſen. Aber ihr ausgezeichneter Verſtand, ihre feurige Einbildungskraft, ihr leicht entzündliches Gefühl, ihre mannichfachen Welterfahrungen machten ſie Malwinen zu einer der merkwürdigſten Erſcheinungen.

Ihr Vater, ein polniſcher Großer, war Geſandter in Konſtantinopel, als ſie ihm von einer Gattin geboren ward, die er verachtete und deren Leichtſinn ihm den Verdacht einflößte, Joſephine ſei nicht ſein Kind. Er betrachtete ſie mit Widerwillen, und während die

Mutter nur mit ihren Liebesintriguen beſchäftigt war, blieb die Kleine ihren Wärterinnen, griechiſchen Sklavinnen, überlaſſen, die wechſelsweiſe ihr ſchmeichelten und ſie mishandelten. Als ihr Vater Konſtantinopel verließ und ſich nach Neapel begab, that man ſie in ein Kloſter, wo ſie auch blieb, als ihre Aeltern ſich in Paris niederließen. Endlich wünſchte ihre Mutter, in einem Anfall von Zärtlichkeit, ſie zu ſehen; ſie ſchickte eine alte vertraute Kammerfrau, ein käufliches, ränkevolles Weib, nach Neapel, ihre damals dreizehnjährige Tochter abzuholen. Ehe ſie aber die weite Reiſe von Neapel nach Paris zurückgelegt, hatte Joſephinens Vater plötzlich den Befehl erhalten, nach Warſchau zurückzukehren; die Briefe mit Geld, die ſeine Gattin den Reiſenden entgegengeſchickt und welche die Weiſung enthielten, ſich durch das Oeſterreichiſche nach Polen zu begeben, hatten dieſelben verfehlt. Ohne Geld, ohne anderweitige Bekannte als jene Dienerin, befand ſich Joſephine in der peinlichſten Verlegenheit. Erſt nach einem beträchtlichen Zeitraum ſah ſie ſich in den Stand geſetzt, zu ihren Aeltern nach Warſchau zu gehen. In dieſem Theile der Erzählung bemerkte

Malwine manches Dunkle; Josephine verhüllte ihr weinendes Gesicht, als sie von diesem ersten Aufenthalte in Paris sprach, und ihre Freundin konnte nicht zweifeln, daß ihre Verbindung mit jenem sittenlosen Weibe und ihre Abhängigkeit von derselben sie zu Schritten geführt, deren Erinnerung sie schmerzlich und beschämend ergriff. Kaum war sie in Warschau angelangt, als ihre Aeltern ihr einen Bräutigam zuführten, der, mehr wie zweimal so alt als sie, widerwärtig und unedel, ihr nichts zu bieten hatte als Reichthum.

Zwei unglückliche Jahre verlebte sie an seiner Seite, bis ihr ein Ungefähr ihren zweiten Gemahl, des Grafen Arthur Oheim, zuführte. Im Umgange mit ihm, erzählte Josephine, sei ihr erst das wahre Lebensglück, der Stern der Liebe aufgegangen; sie habe dem mächtigen Zuge ihres Herzens, nach unsäglichen Kämpfen, nicht widerstehen können. Von dem Grafen Stanislaus entführt, lebte sie, vermählt mit ihm, von neuem in Paris, bis des ersten Gatten Tod ihr die Rückkehr nach Polen vergönnte. Abwechselnd hielten sie sich nun hier und in Frankreich auf; endlich zogen

ſie ſich nach dem einſamen Saſtawna zurück, um, wie die Gräfin ſagte, hier ganz der Liebe zu leben. Aber ſchon nach einem Jahre ſtarb der edle Stanislaus. Mit Thränen und Händeringen bejammerte die Gattin noch jetzt ſeinen Tod, und oft mußte Malwine ihr liebevoll zuſprechen und ſie mit dem Wiederſehen tröſten.

So hatte die Gräfin frühe ſchon die verſchiedenſten Zuſtände des innern und äußern Lebens kennen gelernt, und alle ihre Vergehungen ſchienen mehr ihren Verhältniſſen, als ihrem Herzen zur Laſt zu fallen. Sie geſtand indeſſen Malwinen, daß die Zerrüttung ihres Vermögens die Schuld ihrer Jugend ſei, und daß ſie geglaubt habe, ihre Tochter, die ſie mit großer Zärtlichkeit behandelte, durch eine reiche Heirath entſchädigen zu müſſen, und da der Plan, ſie mit ihrem Vetter, dem Grafen, zu verbinden, ſchon im Kopfe des Großvaters entſtanden ſei, habe ſie ihn mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit ergriffen und zu ſeiner Ausführung mitgewirkt. Anfänglich habe ſie des Grafen Leidenſchaft für eine jugendliche Thorheit gehalten, und wenig Rückſichten darauf genommen. Sobald ſie aber,

wie er geſinnt ſei, erfahren, und vorzüglich, ſobald ſie ſie ſelbſt kennen gelernt, habe ſie ihr Project freudig aufgegeben.

Bei dieſen Worten umarmte ſie Malwinen, in welcher ſie eine unangenehme Erinnerung erwecken mußten. Ueberhaupt ſchien ſie zu fühlen, daß manche misbilligende Bemerkung ihrer Freundin durch ihre Liebkoſungen erſtickt werden müſſe. Dieſe konnte es nicht bergen, daß ihr die Härte misfiel, mit welcher jene ihre Dienſtboten behandelte, daß die knechtiſche Unterwürfigkeit derſelben ihr aus Furcht herzurühren ſchien, und mit Befremden ſah ſie die Unterthanen der Gräfin in der drückendſten Armuth. Indeß hörte ſie dieſe ſo oft ſich ſelbſt der Hitze anklagen, hörte ſie ſo oft über ihre zerrütteten Vermögensumſtände ſeufzen, daß ſie ihr verzieh, und die Großmuth doppelt erkannte, mit der ſie ihr einſt den reichen Grafen abgetreten. Ja, ſelbſt der Leichtſinn, der ihr in manchen Augenblicken Ruchloſigkeit ſchien, mit welchem jene die Religion behandelte, erregte mehr ihr Mitleid, indem ſie ihn einer verwahrloſten Erziehung zuſchrieb, als ihren Tadel.

Joſephinens Liebenswürdigkeit, ihre Offenheit und die warme Freundſchaft, die ſie ihr ſtets bewies, feſſelten immer mehr ihr Herz. Nie hatte ſie liebevoller für ſich geſorgt geſehen: das freundlichſte Zimmer des Schloſſes, neben ihrer Schlafkammer gelegen, war für ſie zum Cabinet eingerichtet; die Gräfin pflegte es ihr ſelbſt von Zeit zu Zeit mit künſtlich im Gewächshaus gezogenen Blumen zu verzieren, und weil ſie die Frühſtunden gern einſam beſchäftigt zubrachte, ihr hierher ihren, mit eigener Hand bereiteten Thee zu ſchicken. Der Mittag führte dann die drei Damen zuſammen, nach Tiſche fuhren oder ritten ſie ſpazieren. Der Abend ward mit Muſik, Kartenſpiel oder Geſpräch verkürzt.

Von dem Grafen liefen häufig Briefe ein, die vor wie nach Liebesbetheuerungen enthielten. Malwine fühlte indeß bald, daß, wenn auch das Herz ſich gern mit ſolcher ſüßen Speiſe ſättige, doch der Geiſt dabei darbe. Sie fing nun an, andere allgemein intereſſirende Gegenſtände in ihren Briefen zu beſprechen, und freute ſich, daß ihr Freund nicht anſtand, darauf einzugehen. Sie wünſchte ſich Glück auf dieſe Art ſeine Sinnes-

weiſe näher kennen zu lernen, aber beſchämt und verletzt mußte ſie ſich endlich geſtehen, daß nur die Liebe ſeinen Briefen Seele und Geiſt eingehaucht, daß ſeine Bemerkungen oberflächlich, ſeine Begriffe unklar, ſeine Anſichten die gewöhnlichen eines jungen Cavaliers ſeien. Der Mismuth, den ihr dieſe Entdeckung einflößte, vermehrte noch ein immer zunehmendes körperliches Uebelbefinden; von Zeit zu Zeit ſtechende Schmerzen, eine Entkräftung, die ſie ſich nicht zu erklären wußte, und ein Zucken in den Gliedern, wie ſie es nie vorher gekannt. Die große Abgeſchiedenheit des Gutes machte es ihr unmöglich, einen Arzt zu berathen, der elende Feldſcherer des nächſten Städtchens machte das Uebel nur ärger und ſie ſah ſich gezwungen, zu der Hausapotheke der Gräfin ihre Zuflucht zu nehmen.

Dieſe pflegte ſie mit einer Sorgfalt, die Malwinen rührte; auch fühlte ſie ſich einige male durch ihre Arzneien erleichtert. Da aber ihre Schwermuth täglich zunahm, und auch die Krankheit überhandzunehmen ſchien, als ſie ſich bleicher und bleicher werden und ihre Adern unnatürlich aufſchwellen ſah, bat ſie

ihre Wirthin, sie entweder nach Warschau, der nächsten großen Stadt, zu entlassen, oder ihr von dort den Doctor Archibald, einen berühmten Arzt, dessen Namen sie oft in ihrer Heimat hatte preisen hören, kommen zu lassen. Die Gräfin war sogleich zu letzterm erbötig, und schickte auf der Stelle einen Reitknecht nach Warschau; mehrere Tage vergingen und weder Reitknecht noch Arzt erschien; endlich kam ein Bote mit der Nachricht, ersterer sei unterwegs gestürzt und liege in einem Dorfe krank darnieder. Man schickte sogleich einen zweiten nach Warschau, aber dieser kam den dritten Tag zurück und meldete: Archibald sei selbst krank und könne nicht kommen. Die Gräfin schalt ihn heftig, nannte ihn einen Dummkopf und schickte ihn noch selbigen Tages zurück, einen andern Arzt zu holen.

Unterdeß war aber Malwine immer kränker geworden, sie wankte wie ein Gespenst umher, der Schmerz ließ ihr auf ihrem Lager keine Ruhe, und mit halbgebrochenen Augen sank sie bisweilen entkräftet zusammen.

Eines Abends, als sie kränker als je auf dem

Sofa der Gräfin lag, leiſe Seufzer ausſtoßend, nahte ſich dieſe ihr von neuem mit einem Trank, den ſie, wie ſie ihr mit der zärtlichſten Stimme verſicherte, zu ihrer Labung bereitet habe. Malwine, von einem geheimen Grauſen ergriffen, ſtieß ſie mit Heftigkeit von ſich; als aber die Freundin erſchrocken rief: „Gott, Malwine, ich bin's ja, kennen Sie mich nicht mehr?“ und, da ſie ſie abermals von ſich wies, weinend zurücktrat, beſiegte ihr weiches Herz jenes dunkle Gefühl: ſie rief ſie zurück, ergriff den Becher, und leerte ihn, trotz Joſephinens Ermahnungen, ihn nur nach und nach zu trinken, mit einem muthigen Zuge. Kaum aber waren einige Minuten verfloſſen, als eine namenloſe Angſt ſie faßte; ſie richtete ſich empor, und indem ihr Blick in den Spiegel fiel, ſah ſie mit Entſetzen auf dem Geſichte der Frau ein teufliſches Lächeln. Sie ſprang auf, jene eilte zu ihr, umarmte ſie und rief: „Was iſt Ihnen, meine Theuerſte! was haben Sie vor!“ — Aber „fort“, ſchrie Malwine, „fort, Entſetzliche!“ und darauf ſich ſammelnd: „Gräfin, laſſen Sie mich! ich bin krank!“ — riß ſich gewaltſam los, und ſtürzte nach ihrem Zimmer. Joſephine

folgte ihr, aber die Unglückliche verschloß die Thür, und versicherte ihn, die Einsamkeit sei ihr nöthig.

Als jene sich zaudernd entfernt, sprach Mealwine weinend zu sich selbst: „Gott, wär' es möglich, wär' es wahr? Solcher schändlicher Verrath, solcher unmenschlicher Trug! O mein weissagendes Herz! Ja, ich fühl's, ich bin verloren: das Gift schleicht brennend, tödtend durch meine Adern, dieser Blick sagte mir alles. Aber sie! — nein, nein, es ist nicht, kann nicht sein! Gott, wenn du mit mir enden willst, so laß meine Seele sich nicht beflecken mit diesem frevelhaften Argwohn! und vergib ihr die Lästerung des heiligen Namens der Freundschaft!" —

Während sie so sprach, hatte es einige male leise geklopft, und als sie zitternd anstand zu öffnen, hörte sie eine furchtsame Stimme sie um Einlaß bitten. Sie erkannte die alte Katharina, jene vertraute Kammerfrau der Gräfin, welche sie hierher begleitet: ein unglückliches Geschöpf, das sie oft mitleidig angesehen, weil sie auf ihrem verkümmerten Gesichte die Spuren nagender Reue zu entdecken glaubte.

Sie öffnete nach kurzem Besinnen. Die Alte trat

ein, ſah ſich ängſtlich um, fragte ob niemand ſie behorchen könne, ergriff darauf Malwinens Hand und verlangte von ihr einen heiligen Schwur, ſie nicht zu verrathen. Malwinen durchzuckten entſetzliche Ahnungen und mit immer wachſender Angſt hörte ſie die Alte ſagen: „Gutes Fräulein, nehmen Sie nicht mehr von den Arzneien meiner Gräfin! Glauben Sie mir, ſie meint's nicht gut mit Ihnen. Sie — aber verrathen Sie mich ja nicht, wenn ſie's wüßte, daß ich's Ihnen ſagte, ich wäre verloren.“ —

„Ich weiß alles“, unterbrach ſie Malwine.

„Nichts wiſſen Sie, beſtes Fräulein, keine Ahnung ſcheinen Sie zu haben von dem, was ſie mit Ihnen vorhat. Ach! liebſtes Fräulein, trinken Sie kein Frühſtück mehr, und die Blumen, welche die gnädige Frau in Ihr Zimmer ſetzt, werfen Sie ſie fort!“ —

„Wär' es möglich!“ ſagte Malwine ſchaudernd.

„Ach!“ jammerte die Alte, „ich weiß es nicht, ich will's nicht behaupten, aber die gnädige Frau iſt eine boshafte Dame! Hab' ich's doch mit angeſehen, wie der Graf Stanislaus, der ſelige gnädige Herr, ſo

langsam hat hinsterben müssen, weil er's nicht leiden wollte, daß das junge Volk um sie herum war, und sie einsperrte, und sie kurz hielt. Da ward sie auf einmal so demüthig wie ein Lämmchen, und schmeichelte und liebkoste ihm; und dabei verzehrte er sich und welkte hin, gerade wie Sie, mein bestes Fräulein! Und als er todt war, da war sie ganz von sich vor Schmerz, und weinte so viel, daß die Verwandten des seligen Herrn genug zu thun hatten, sie zu trösten. Das hat sie mit Ihnen auch vor, liebstes Fräulein! kein Mensch soll's merken, aber ich merke es doch, und mich jammert Ihre Jugend und Ihr gutes Herz." —

„Gott", rief Malwine, „du wußtest es schon lange, du warntest mich nicht, du bliebest in diesem Hause des Mordes!" —

„Ach!" entgegnete die Alte weinend, „wen einmal der Teufel in der Schlinge hat, den läßt er nimmermehr wieder los! Wer soll mich aufnehmen in meinen alten Tagen? wer mir Brot geben?" —

„Unglückliche", erwiderte Malwine erschüttert, „fliehe mit mir, rette deine Seele, ich gehe nach Warschau,

noch habe ich Kraft genug, das Rechte zu thun. Ich verklage dies Ungeheuer, du bist mir Zeugin vor Gericht!“ —

„Nimmermehr“, unterbrach sie Katharina in höchster Angst; „was haben Sie mir versprochen? — Verlassen Sie sich darauf, ich leugne alles. Bewahre mich Gott davor, meine Herrschaft zu verrathen!“ —

„Wie du willst“, erwiderte Malwine verächtlich, „du hast mein Wort. Ich bitte dich, verlaß mich jetzt, ich will überlegen, was zu thun sei!“ —

Katharina ging, nachdem sie noch einmal dringend gebeten, sie nicht unglücklich zu machen.

Malwine verlebte in Körper- und Seelenschmerzen eine entsetzliche Nacht. Sie erinnerte sich verschiedener Vorfälle aus der französischen Geschichte, die dem Verdachte der Alten Wahrscheinlichkeit gaben: des furchtbaren Aqua-Tofana, das so lange unmerklich Unglückliche hingeopfert, und jenes Blumenstraußes, an dessen Geruch der Herzog von Guise starb. Sie entsann sich ferner einmal gehört zu haben, wie durch die Arglist der Jesuiten vermittels vier Wachslichter, welche man täglich in das Cabinet Kaiser Leopold's I.

geſetzt, die Atmoſphäre deſſelben vergiftet worden ſei, und wie der Monarch langſam aber ſicher dahingewelkt. Alle dieſe Bilder traten ihr mit Schreckensgewalt vor die Seele und füllten ſie mit Angſt und Grauſen.

Den andern Morgen bat ſie ihre Wirthin, die ſie mit einer Freundlichkeit empfing, deren Falſchheit ſie jetzt, acht zu ſpät erkannte, mit mühſamer Faſſung um ihren Wagen, indem ſie erklärte, da der Arzt abermals nicht zu kommen ſcheine, ſei ſie entſchloſſen ihn ſelbſt aufzuſuchen. Sie fordere die Gefälligkeit von ihr als einen Beweis der Freundſchaft, die ſie ihr ſo oft verſichert. „Meine Freundin“, antwortete ihr die Gräfin mit der ſüßeſten Stimme, „können Sie mir zumuthen, Sie ſo krank wie Sie ſind, reiſen zu laſſen?“ Allein Malwine ſah die Frau mit einem Blick an, den die Elende nicht zu ertragen vermochte. Bald aber entgegnete ſie ihn mit einem flammenden Blitze der Augen, und der Unglücklichen ſchien es indem, als ob das zehrende Feuer, das in ihren Adern brannte, aus dieſen entſetzlichen Augen flöſſe. Im Gefühl ihrer Wehrloſigkeit ſagte ſie, indem ſie die ihrigen niederſchlug, die Gräfin habe recht; eine Reiſe

könne ihr lebensgefährlich werden, beſſer ſei es, ſich noch einige Tage zu ſchonen. Jene faßte ſich gleich wieder, lobte ſie, und verſprach ihr, wenn der Arzt morgen nicht käme, ſelbſt mit ihr nach Warſchau zu fahren. Malwine nahm ſich den Tag über ſoviel als möglich zuſammen und gebrauchte nur die Vorſicht, blos von den Speiſen zu eſſen, die von Franziska oder ihrer Mutter berührt wurden.

Abends klagte ſie über Müdigkeit, beurlaubte ſich zeitig und hatte kaum ihr Schlafzimmer betreten, als ſie eilte ihren Koffer zu packen, außerdem ein kleines Bündel ſchnürte, ſich mit Geld verſah und, in einen wärmenden Mantel gehüllt, ſich zur Flucht bereit hielt. Als ſie alles in Schlaf verſunken wußte, ſchlich ſie ſich aus ihrem Zimmer, ſchob leiſe den Riegel der Gartenthür zurück, eilte durch den nur von Hecken umzäunten Park und befand ſich mitten in der ſcharfen Winternacht, verlaſſen, hülflos, des Weges unkundig, auf der Heerſtraße. Die Verzweiflung gab ihr Muth und Scharfſicht. Gegen Morgen erreichte ſie ein Städtchen, durch welches die Poſtſtraße führte. Hier nahm ſie, nachdem ſie ſich von dem Nachtweg erſchöpft

und gebrochen polniſch ſprechend, mühſam verſtändigt, Extrapoſt bis nach Warſchau. Sie verließ den Wagen beinahe gar nicht; zwar fühlte ſie ſich unbeſchreiblich beklemmt in der engen Kutſche, aber noch mehr ängſtigten ſie die verwunderten und argwöhniſchen Blicke der Poſtmeiſter und ihrer Leute! Sie beſchloß, ſich dem Doctor Archibald anzuvertrauen, deſſen große Einſicht und liebenswürdige Menſchlichkeit vielfach gerühmt ward. Je mehr ſie ſich ihrem Ziele näherte, je mehr ſtieg ihre Hoffnung und ihr Muth. „Nein", ſagte ſie, „ich werde noch nicht ſterben!" Was iſt doch das menſchliche Herz! wie geneigt das gebrechliche Gut: irdiſches Leben, zu überſchätzen!

Gewiß, es war echt menſchlich, daß die arme Malwine ſo ängſtlich bemüht war, ihr elendes Daſein zu friſten; um alles betrogen, was es ziert und ſchmückt, um Geſundheit, um die Kraft ihrer Jugend, um den Reiz ihrer blühenden Geſtalt, um den heiligen Glauben an Freundſchaft, ach! und vielleicht auch um ihr Herz betrogen!

Es war Abend, als ſie in Warſchau anlangte; hier ließ ſie ſich vor das Haus des Doctor Archibald

führen, deſſen Lage ſie glücklicherweiſe anzugeben wußte. Die beſtimmte Vorſtellung, durch ſeinen ausgebreiteten Ruf begründet, in ihm einen ehrwürdigen Greis zu finden, hatte ihr den Muth gegeben, ſich an ihn zu wenden; mit welcher Beſtürzung ſtand ſie daher nun vor der angenehmen Geſtalt eines blühenden Mannes von kaum 30 Jahren. Als er ſie mit mildem Tone nach ihrem Begehren fragte, wußte ſie ihm nichts zu ſagen: der Muth entfiel ihr, geſchwächt von der Reiſe, erſchöpft, fing ſie an heftig zu zittern, und als der junge Mann zuſprang, ſank ſie leblos in ſeine Arme. Nach mehrern Stunden erwachend, fand ſie ſich auf einem zierlichen Ruhebette liegen; ihr zur Seite ſtand ein liebliches, junges Geſchöpf, das mit freundlicher Sorgfalt um ſie beſchäftigt ſchien, und, als ſie die Augen aufſchlug, freudig rief: „Sie lebt, Bruder! ſie iſt erwacht!“ Sogleich trat Archibald herzu; er bat ſie, ſich ruhig zu verhalten, und duldete nicht, daß ſie aufſtand. Malwine ſah ſchnell ein, daß ſie ſprechen müſſe, daß gänzliches Vertrauen hier nothwendig ſei. Gerührt durch die liebende Pflege löſte ſich die entſetzliche Bitterkeit, die ſeit einigen Tagen ihr unglück-

liches, verrathenes Herz eingenommen, in einen wohlthätigen Thränenstrom auf. Hatte sich auch durch den unerhörten Betrug ein ihm fremdes Mistrauen hineingeschlichen, das redliche Auge des Mannes, die hohe Seele, die in jedem seiner Züge sich spiegelte, der unschuldsvolle Blick des jungen Mädchens — nein! alles dies konnte nicht lügen. Sie entdeckte dem Doctor ihre Gefahr, theilte ihm in kurzen Worten das Nöthige mit und fragte ihn auf sein Gewissen, ob er sie zu retten hoffe. Er hörte sie mit immer steigendem Zorn an, drang in sie, die Elende der strafenden Gerechtigkeit zu übergeben, ja machte es ihr zur Pflicht, und erbot sich, ihre Sache zu führen. Vergeblich sagte sie ihm, sie wolle ein Wesen, das sie einmal geliebt, nicht unglücklich machen; er stand erst ab, als sie ihres Schwures gegen die alte Katharine gedachte. Er versprach ihr, indem er ihre Hand ergriff und sie sanft drückte, mit Gottes Hülfe sie wieder herzustellen, machte es ihr aber zur Bedingung, bei seiner Schwester zu wohnen, um ganz seiner Pflege überlassen zu sein, und dies liebenswürdige Mädchen drang mit so herzlichen Bitten in sie, daß sie nicht zu

widerstehen vermochte. Sie schickte den folgenden Tag einen Boten nach Sastawna, ihren Koffer zu holen, und schrieb der Gräfin Josephine: „Ihre Grausamkeit, Frau Gräfin, hat mich zu einem Schritte gezwungen, den ich ungern und nur that, weil er der einzige war, der mir zu meiner Rettung übrigblieb. Gott verzeihe Ihnen den entsetzlichen Verrath an Menschlichkeit und Freundschaft, und lasse wenigstens Franziska nicht für den Frevel ihrer Mutter büßen! Ich will mich bemühen, Ihnen vergeben zu können, daß Sie mehr als mein Leben, daß Sie meine Seele unheilbar verletzten!“

Kurz darauf hörte sie, die Gräfin habe Sastawna schleunig verlassen und sich über die österreichische Grenze begeben.

Nach einigen Tagen schrieb sie mit widerstrebendem Herzen an den Grafen Arthur. Sie stand lange an, es zu thun, denn der Gedanke, daß auch seine Mutter Theil an jener Frevelthat haben könne, machte ihr jede Annäherung doppelt schwer. Indessen bewog sie endlich die Furcht dazu, daß er ihre Flucht durch ein Gerücht, und zwar ohne ihre Motive, hören könnte.

Ein Monat verging, ohne daß ſie ein Wort von ihm vernahm, ein Monat voll, trotz der ſorgſamſten und weiſeſten Pflege, immer wiederkehrender Schmerzen, ach! und dennoch ein Monat einer unendlichen Seligkeit. Denn aus Archibald's geiſtreichem Umgang, aus ſeinen milden, belehrenden und ehrfurchtsvollen Worten, aus der Bewunderung ſeines raſtloſen menſchenfreundlichen Wirkens, aus ſeiner Liebe ſproßte ihr die Blüte eines nie empfundenen Glücks. Lange wollte ſie ſich es nicht geſtehen: Freundſchaft nannte ſie es, wenn er ihre Hand ergriff, ſie drückte und plötzlich fahren ließ; Mitleiden, wenn ſein Auge lange mit unendlicher Wehmuth auf ihr ruhte; Dankbarkeit war es ihr, daß ſeine liebevollen Züge ihr im Traume erſchienen, daß ſie, wenn ſein edles Geſchäft ihn auswärts führte, ſtundenlang am Fenſter ſtehend die Straße hinaufſah, die ihn wieder zu ihr brachte; Dankbarkeit, daß ein glühendes Roth ihre Wangen überzog, wenn ſie unerwartet ſeine Stimme hörte.

Aber wie ſollte ſie ſich den namenloſen Schmerz erklären, der ſie oft in einſamen Stunden ergriff, der ſie zu lauten Seufzern, zum Händeringen, zu heißen

Thränengüſſen zwang? Sie überredete ſich, es ſei einzig des Bräutigams Schweigen, das ſie ängſtige; es ſei allein die verlorene Kraft ihrer Jugend, die ſie beweine. Endlich aber bildete ſich der Entſchluß in ihr aus, nie den Grafen, noch irgendeinen Mann an ihre zerrüttete Geſtalt zu feſſeln, allein — arme, arme Malwine! hebt neben dieſem Entſchluſſe nicht die Hoffnung ihre Stirn empor und flüſtert dir zu: „Er hat dich vergeſſen, ſo biſt du frei!“ —

In ſolche Gedanken vertieft, ſaß ſie einſt an Archibald's Seite, der vielleicht ſich ſchon kühnern Hoffnungen zu überlaſſen wagte, als ſie plötzlich die Stimme Arthur's vor der Thür vernahm und, ehe ſie ſich beſinnen konnte, ihn zu ihren Füßen liegen ſah. Betäubt von der unerwarteten Erſcheinung, gab ihr kaum des Freundes Erbleichen Kraft, ſich ſeinen ſtürmiſchen Liebkoſungen zu entziehen. Sie erfuhr, daß er, auf einer Reiſe begriffen, ihren Brief erſt vor einigen Tagen erhalten; daß er nach Saſtawna geeilt, die Abſcheuliche zu züchtigen, und hörte ihn ſchwören, daß der Arm der Rache auch die Flüchtige erreichen ſolle. Seine ganze Familie, verſicherte er ihr, ſei empört

über die Unthat, und ſeine Mutter williger als je, ſie als Tochter aufzunehmen. Er flehte ſie an, ihn nicht das Unglück entgelten zu laſſen, in welches ſeine unſelige Liebe ſie verwickelt, ſprach ihr von ſeiner Sehnſucht, ſeinem Entzücken ſie wiederzuſehen, und als Malwina Archibald nannte als denjenigen, der ſie einem ſichern Tode entriſſen, warf er ſich ungeſtüm an ſeine Bruſt und dankte ihm in den feurigſten Worten. Der Freund drückte ihn ſanft an ſich, ſagte mit einer Stimme, die ein bewegtes Herz verrieth: „Sie iſt die Ihrige, machen Sie ſie glücklich!“ und verließ mit raſchen Schritten das Zimmer.

Mit Arthur allein, fand Malwine endlich den Muth, ihm ihren Vorſatz zu eröffnen. Sie ſagte ihm, ſie halte es weder für recht gethan, ſeine jugendliche Kraft an ihre verwelkte Geſtalt zu ketten, noch für klug, ſich in neue Gefahren zu begeben. Sie erkenne dieſen abermaligen Fingerzeig der Vorſehung, die nicht müde werde, ſie vor einer Verbindung zu warnen, die ſie beide unglücklich machen werde; es wäre Vermeſſenheit, ihrem ſo deutlich offenbarten Willen trotzen zu wollen. Arthur, der ſie ſchwer beleidigt

wußte, der ſie ihn liebend wähnte, beſchwor ſie, nicht dem Schickſal aufzubürden, was Thorheit und Laſter der Menſchen verbrochen; er hielt für Zorn, was ſie Billigkeit nannte, er betheuerte ihr, daß ſeine Liebe, daß die Freundlichkeit ſeines ganzen Hauſes ihr die Mishandlung jener Schändlichen vergüten ſolle, er mahnte ſie an ihr gegebenes Wort, und die Unglückſelige, die meinte, dieſelbe Liebe ſpreche aus ihm, die er ihr ſo oft gezeigt, die ſich durch tauſend Bande an ihn gefeſſelt ſah, die ſich ſcheute, den Unſchuldigen um des Verbrechens jener willen zu ſtrafen, gab ihm von neuem ihr Wort, gab es ihm mit tief verwundetem Herzen. Ach! und hätte ſie gewußt, daß ſein Ungeſtüm nicht mehr ein Kind ſeiner Liebe, daß er die Frucht ſeiner Großmuth war, ſeines Mitleids, daß die Sicherheit ihres Beſitzes, das drückende Gefühl ihrer Superiorität nach und nach die raſch auflodernde Flamme ſeiner Leidenſchaft erſtickt; daß eine andere blühende Schöne, ein Mädchen, welches die Natur ſelbſt für ihn geſchaffen zu haben ſchien, ihn an ſich gezogen; daß er, ſie auf dem Gute ihrer Aeltern beſuchend, bereit war, ſich dem mächtigen Zuge ſeines

Herzens zu überlaſſen, als der ihm nachgeſendete Brief, der ihm die Schandthat entdeckte, ſein Gewiſſen aus dem Schlummer weckte! Ach! hätte ſie gewußt, wie ihre bleichen Wangen, ihre verblühte Geſtalt, ihre aus dunkeln Schatten leuchtenden Augen ihn erſchreckten, und wie ſeine Großmuth ihn antrieb, immer dringender zu werden, je klarer er es ſich bewußt ward, er liebe ſie nicht mehr!

Ach, hätte die Unglückliche es gewußt; aber ſie ahnte nichts, und ſo betrogen beide einander aus einem ſtrengen Tugendgefühl. So überſprangen ſie die Kluft, die Natur, Schickſal, Meinung, Geſinnung, ja ſelbſt Empfindungen zwiſchen ihnen gegraben.

Malwine riß ſich mit blutendem Herzen los von Warſchau und ſagte Archibald das letzte Lebewohl. Sie ward Arthur's Gattin; er führte ſie zu ſeiner Mutter, in den Kreis ſeiner Verwandten. Man empfing ſie mit höflichem Mitleid. Hämiſche Eingebungen ſagten ihr bald, was ihr den Gemahl zugeführt; nicht ſein Betragen. Er war freundlich und zärtlich gegen ſie; als ſie aber, beleidigt, ſich aus der vornehmen Welt, in die er ſie geführt, zurückzog, dem Hochmuth

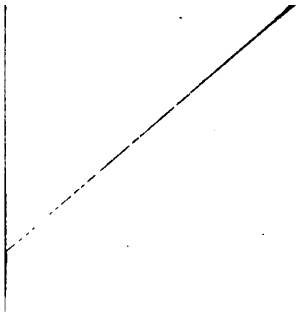
der Geburt den Stolz des Geiſtes entgegenſetzte, einen Kreis von Gelehrten um ſich verſammelte und darin einen ſchwachen Erſatz für das Glück des betrogenen Herzens ſuchte, fing der Graf bald an in ihrer Nähe ſich unwohl zu fühlen: er ſpielte, wettete, jagte. So entfremdeten die Herzen einander immer mehr, Malwinens Geſundheit war zerrüttet, ſie kränkelte fort und fort. Die Mutterfreuden blieben ihr verſagt. Mit Schmerz ſah der Graf ſein altes Geſchlecht verlöſchen, und als er nach mehrern Jahren ſeine Geliebte, als eine blühende Hausmutter, im Kreiſe liebenswürdiger Kinder wiederfand, klagte er laut das Schickſal an. Der Ungerechte! den kein Schickſal irregeleitet! der ſich ſelbſt eigenmächtig ſeine Bahn gebrochen und ein anderes theures Weſen mit in den Untergang gezogen!

Malwine klagte nicht. Sie rühmte ihren Gatten, ſie pries die Behaglichkeit ihrer Lage, ihre Unabhängigkeit, ihre Mittel, ſich das Leben zu verſchönen; aber in ſchlafloſen Nächten ſtieg das Bild des fernen Freundes vor ihr auf. Sie empfand es tief und innig, daß er der Mann ſei, der einſt ihre Jugendträume verherrlicht, daß aus dem Einklang ihrer Gefühle, aus

seinem sanften, männlichen Sinne, aus seiner überlegenen Geisteskraft ihr ein eheliches Glück erblüht sein würde, wie sie es sich in frühern Jahren ersehnt, empfand es schmerzlich, daß Mitleid und geschmeichelte Eitelkeit nicht die wahre Liebe, daß nur Achtung und Bewunderung sie erzeugen. Dann barg sie sich weinend in ihre Kissen und wie eine Last legte sich das Bewußtsein auf ihre Brust, daß sie die Stelle nicht gefunden, auf welche die Vorsehung sie gewiesen, daß sie ihre Bestimmung verfehlt.

Menſchliche Schwäche.

1822.



„Wer unter euch ohne Sünde iſt, der werfe den erſten Stein auf ſie! — Hat dich niemand verdammt, ſo verdamme auch ich dich nicht: gehe hin, und ſündige hinfort nicht mehr!“ — Evang. Joh. Kap. 8, V. 7 und 11.

Im Jahre 1678, als noch innere Kriege das Königreich Ungarn zerriſſen, verheirathete ſich zu Preßburg ein reicher Edelmann, Namens Andreas Oprah, nachdem er bereits ſein fünfundſechzigſtes Jahr zurückgelegt, mit einem blühendſchönen ſiebzehnjährigen Mädchen, das der Aeltern Noth und Geiz ihm in die Arme lieferte. Am Hochzeitstage trat das arme, bleiche Kind, während der alte Bräutigam in der Mitte ſeiner Zechbrüder ſaß, einen einzigen unbewachten Augenblick mit ſchwerem Herzen an das Fenſter. Ihre thränenvollen Augen ſtarrten auf die Straße hinab, wo lauter

Glücklichere ſich hin- und herbewegten. Da ritt eben der junge Ferdinand Szentiranh, in der glänzenden Uniform ſeines Regiments, vorüber, und blickte ſo klagend und zärtlich hinauf, daß gewiß nur ein ſchwer beleidigtes Herz ſich mit der tödlich kalten Verachtung von ihm zu wenden vermochte, wie jetzt die geſchmückte Braut es that. Vorher aber ſchleuderten ihre Augen durch die Thränen einen Blitzſtrahl des Zorns auf den ſchönen Reiter hinunter. Bis zum geſtrigen Abend hatte die arme Maria gehofft, er werde ſie retten; er, der ihr ſo oft mit tauſend Eiden zugeſchworen, nimmer von ihr zu laſſen. Nun war alles aus. Jetzt wußte ſie es, er hatte ſie nie geliebt. Er war ein zaghafter eigenſüchtiger Mann. Die Zeit hatte er tödten wollen mit verliebten Tändeleien, aber keinen muthigen Schritt wagte er um ihren Beſitz. Sie glaubte ihn tief zu verachten, und es gewährte ihr eine gewiſſe Genugthuung, es ihm wenigſtens durch einen Blick gezeigt zu haben.

Den Tag nach der Hochzeit verbrannte ſie mit bebender Hand alle die italieniſchen Liebesbriefchen, die ſie, meiſt in anmuthiger Sonettenform, von dem Verräther

erhalten, vernichtete mit heißen Thränenſtrömen den Roſenkranz, durch den er ihr zuerſt ſeine Leidenſchaft geſtanden, freilich nachdem ſeine Augen ſchon tauſendmal eine kühnere und beredtere Sprache geführt. Eine kunſtvolle Hand hatte in die einzelnen Perlen des Kranzes mit zierlich eingegrabener Schrift die einzelnen Worte der zärtlichſten Liebeserklärung vertheilt.

Als ſie, verwirrt durch die Blicke des ihr zur Seite Knienden, einſt in der Meſſe ihren Roſenkranz fallen ließ, ſchien er gewandt und hülfreich ihn vom Boden heben zu wollen, aber ſie erkannte ſogleich den, welchen er ihr reichte, nicht für den ihren, bemerkte auch von der Seite, daß er den aufgehobenen an die Lippen drückte. Zu Hauſe, in ihrem einſamen Kämmerchen, ſuchte ſie anfänglich vergebens die Verſe zu entziffern; die Sprache war ihr fremd, aber bald half ihr Herz und das Latein, welches ſie den Vater mit den Freunden von Jugend auf ſprechen gehört hatte, ihr zum Verſtändniß. Nach und nach machte die Liebe ſie mit einer Sprache vertraut, die damals, beſonders in jenen Gegenden, beinahe die einzige der Eleganz und der Poeſie war, und ſie brachte es in kurzem ſo weit, alle

zärtlichen Zuschriften Ferdinand's, mochten sie in Versen oder in Prosa sein, zu verstehen; ja sie unternahm es wol gar, sie ebenfalls italienisch, aber blos in einigen einfachen, herzlichen Worten zu erwidern. All diese Briefe, diese Andenken, all die Entwürfe zu ihren Antworten, vernichtete sie jetzt mit Entschlossenheit, und wenn sich ihre Hand einigemal unwillkürlich mit diesem oder jenem süßen Pfand an ihre Lippen bewegte, fuhr sie gleich darauf erschrocken zurück, und schleuderte es in das Feuer.

Oft dachte sie sich während der ersten Monate ihrer Ehe, was sie ihm alles Bitteres und Strafendes sagen wollte, wenn einmal ein Zufall sie mit ihm zusammenführe. Allein sie sah ihn seit ihrem Hochzeitstage nicht wieder. Er verließ Preßburg, um im Gefolge seines Oheims, eines mächtigen Magnaten, an dem Kaiserhofe eine glänzende Bahn zu betreten. Bald darauf bezog sie auch selbst mit ihrem Gemahl die Güter desselben auf der mährischen Grenze. Als die Türken und Graf Theokeoli's*) Truppen jene Gegend überzogen, suchte

*) Sprich Tökölí.

das Ehepaar bald in dieſer, bald in jener Feſte Schutz vor dem Feinde, ohne jedoch ſeinem Andrange ausweichen zu können. Aber wo ſie auch war, überall verlebte die arme Maria an der Seite eines mürriſchen, kränkelnden Greiſes trübſelige Tage. Von der Natur auf das liebreichſte ausgeſtattet, zu tauſend Anſprüchen an das Leben berechtigt, war doch ihr Herz zu gut und liebebedürftig, um in der tiefen Einſamkeit, zu welcher die Eiferſucht ihres Gatten ſie verdammte, in der Einen Hoffnung Troſt zu finden, einſt, und vielleicht bald, im Beſitz anſehnlicher Reichthümer zu ſein und ihrer frei genießen zu können. An Unterwürfigkeit gewöhnt, ſanftmüthig von Natur, lernte ſie ſich nach und nach in die finſtern Launen des Alten ſchicken, gewann ihn lieb und verpflegte ihn ſorgſam.

Es war überdem eine Zeit, in welcher eine junge ſchöne Frau es wol für ein Glück anſehen konnte, den Schutz eines durch Alter und Rang achtbaren Mannes zu genießen. Heftige Kriegsſtürme bewegten das Land und ſchienen alle Schranken niedergeriſſen zu haben, die Geſetz und Sitte wohlthätig aufgebaut hatten. Schon ſeit anderthalb hundert Jahren herrſchte das Haus

Oesterreich in Ungarn, aber noch war es ihm nicht gelungen, sich die Herzen zu gewinnen. Stets glaubte die Nation, das heißt der Adel und die Geistlichkeit, gegen die Regierung im Wehrstande sein zu müssen, und selbst als die immer mehr um sich greifende neue Religionssekte den Klerus und das Erzhaus zu einer Art Vereinigung brachte, hörte weder dieses auf, den allzu begünstigten beeinträchtigen zu wollen, noch jener, die verjährten Rechte ängstlich zu bewachen. So auch fand die Regierung den Adel nur dann willig und mit ihr Eines Sinnes, wenn es galt, der gemeinsamen Noth zu wehren, welche die Ungläubigen immer wieder von neuem über das Land brachten. Bei allen Versuchen aber, gegen die Verfassung gerichtet, hatte sie es mit offenem Trotz oder versteckter Widersetzlichkeit zu thun. Schon Ferdinand's I. Lieblingswunsch war es, das freie Wahlreich den Staaten seines Hauses einzuverleiben; ja, er erklärte es sogar ohne weiteres geradezu für ein Erbreich; allein sein Kampf mit den Zapolyas und den Türken nahm seine Kräfte zu sehr in Anspruch, und machte ihm die Anhänglichkeit der Nation zu kostbar, als daß er hätte andere als unbedeutende Schritte

zu dieſem Ziele hin thun können. Er begnügte ſich demnach, ſeinen Sohn Maximilian noch bei ſeinem Leben zu ſeinem Nachfolger erwählt zu ſehen. Ebenſo bewirkte dieſer die Wahl ſeines Sohnes Rudolf, unter deſſen langer Regierung das unglückliche Reich zu gleicher Zeit der Schauplatz des entſetzlichſten Doppelkriegs zwiſchen Türken und Ungarn, kaiſerlichen Söldnern und Proteſtanten war, und des geheimeren Kampfes zwiſchen Herrſcher und Nation um die Rechte der letztern. Noch heimlicher ſuchte Kaiſer Matthias die Wahlfreiheit des Reichs zu untergraben. Ja, es ſieht faſt wie eine leere Beſchuldigung aus, wenn einige behaupten, er, der doch jeden Punkt der Verfaſſung äußerlich ehrte, habe, mit Argliſt in Siebenbürgen den Samen der Zwietracht ausſtreuend und dann als Vermittler auftretend, ſich dort feſtſetzen wollen, um, in Beſitz Oeſterreichs und Siebenbürgens, Ungarn ganz in ſeiner Gewalt zu haben. Den beiden Ferdinanden ließ der Glaubenskrieg in Deutſchland und der, welcher ſich durch die Fürſten Bethlen und Rakoczy über ganz Ungarn zog, nicht Zeit, ernſthafte Schritte zur Verwirklichung der Lieblingsideen des Erzhauſes, in Ungarn

erblich zu herrſchen, zu thun. Die Streitigkeiten der beiden Kaiſer mit den Unterthanen galten faſt einzig der proteſtantiſchen Religion, deren Beſchützer die ſiebenbürgiſchen Fürſten waren. So gelang es auch Ferdinand III. nacheinander ſeine beiden Söhne Ferdinand IV. und Leopold zu apoſtoliſchen Königen krönen zu laſſen. Die heftigſten Angriffe gegen die ungariſche Reichsverfaſſung fallen unter Leopold's lange Regierung. So auch die einfach-traurige Erzählung, die wir dem geneigten Leſer hier mitzutheilen in Begriff ſind. Es iſt eine abgeriſſene Scene, die vielleicht nur in Bezug auf die große Tragödie einiges Intereſſe hat, in welcher die ungariſche Freiheit ſo blutig unterging. Weit entfernt indeſſen, hier Geſchichte und Novelle verſchmelzen zu wollen, was einzig der Meiſterhand eines Walter Scott, oder wie der große Unbekannte ſonſt heißt, vergönnt ſein mag, machen wir es uns zur Pflicht, von allem Geſchichtlichen nur das zu berühren, was zum Verſtändniß dieſer einzelnen Begebenheit nothwendig iſt.

Der Kaiſer hatte unter mehreren Vorwänden deutſche Truppen in das Land geſchickt, und dadurch eine der wichtigſten Bedingungen übertreten, unter

welchen die Stände ihm die Krone übergeben hatten. Nur mit ihrer Bewilligung sollten fremde Soldaten in das Land kommen, sie sollten dem Palatin untergeordnet sein; aber jetzt war es der berühmte Montecuculi, der an ihrer Spitze stand, und bald war ein großer Theil der festen Plätze von deutschen Garnisonen besetzt. Die Reichstage von Kaschau und Preßburg hatten keine Frucht als gesteigerte Erbitterung, und man ging auseinander, ohne sich über die Hauptpunkte vereinigt zu haben. Der ausbrechende Türkenkrieg schien für das erste den innern Spaltungen ein Ende gemacht zu haben, und als die Kaiserlichen im Jahre 1664 die merkwürdige Schlacht bei St.-Gotthardt gewonnen, in welcher fast das ganze osmanische Heer zu Grunde ging, war die Nation von der Hoffnung belebt, jetzt endlich einmal durch einen günstigen Frieden oder einen fortgesetzten Kampf den Erbfeind aus dem Lande vertrieben zu sehen, von dem er seit so lange schon einen der schönsten Theile innehatte. Aber wie groß war Bestürzung und Zorn, als sechs Wochen nach der Schlacht bei St.-Gotthardt zwischen Kaiser und Großherrn ein Frieden geschlossen ward, bei welchem jener

einzig und allein die Privatvortheile ſeines Hauſes berückſichtigt zu haben ſchien, worin des Königreichs kaum gedacht war und der einige der wichtigſten Plätze in den Händen der Türken ließ. Die Ungarn, welche, ganz der Verfaſſung zuwider, von dieſem Vertrage erſt erfuhren, als er bereits abgeſchloſſen, betrachteten ihn als eine der größten Beleidigungen, welche ſie noch erlitten hatten. Auch war er von den traurigſten Folgen für ſie. Die Paſchas von Neuhäuſel und Ofen forderten durch das ganze Land bis an die mähriſche Grenze den gewohnten Tribut. Der wiener Hof verbot ihn zu zahlen, ohne die Unterthanen mit dem Mittel zu verſehen, der Macht zu widerſtehen, die nur zwiſchen pünktlichem Gehorſam und grauſamem Tod die Wahl ließ. Man verlangte vom wiener Hofe die Erlaubniß, Geſandte nach Konſtantinopel zu ſchicken, um vermittels friedlicher Unterhandlungen ein anderes Verhältniß zu erzwingen, und die Verweigerung dieſer Erlaubniß erbitterte die Ungarn in einem ſolchen Grade, daß auch ſie ſich berechtigt glaubten, alle Schranken zu überſchreiten. Sie meinten in dem unthätigen Verhalten der Regierung die Abſicht zu erkennen, ſowol die Kraft

des Feindes zum Angriff, als die der Unterthanen zum Widerſtand gegen Beeinträchtigung ihrer Rechte, ſich nach und nach aufreiben zu ſehen. Die Großen warben vor wie nach Truppen, ſetzten ihre feſten Schlöſſer in Vertheidigungsſtand und eine heftige Bewegung der Gemüther zeigte ſich überall. Es iſt wahr, daß die Aufführung der Osmanen genug zu dieſen kriegeriſchen Rüſtungen aufzufordern ſchien. Die Gefechte zwiſchen Ungarn und Türken nahmen kein Ende, während die kaiſerlichen Soldaten geſichert und ruhig in ihren Feſtungen lagen. Ja, es klingt faſt ebenſo märchen- als grauſenhaft, wenn ungariſche Geſchichtſchreiber berichten, daß während dieſes blutigen Friedens, dem 1683 der förmlich ausbrechende Krieg ein Ende machte, allein an den Grenzen von Veſzprim und Papa, von beiden Seiten ſechzigtauſend der Gefallenen gezählt wurden. Deſſenungeachtet deutete der wiener Hof dieſe Rüſtungen auf das übelſte und ahnte wol nicht mit Unrecht einen kriegeriſchen Ausbruch des unbeſonnen erweckten Haſſes. Als demnach die Stände auf den zuſammenberufenen Reichstagen zu Preßburg und Neuſohl ſich endlich förmlich weigerten, ſowol die im Lande

müßig liegenden kaiſerlichen Truppen mit Lebensunterhalt zu verſehen, als ihnen neue Feſtungen zu erbauen, ſah der Hof in dieſer Widerſetzlichkeit Verrath und Empörung. Zu eben dieſer Zeit entdeckte man eine große Verſchwörung, deren Mitglieder meiſt aus den bedrückten und misvergnügten Proteſtanten beſtanden zu haben ſcheinen, als deren Häupter aber ſich die vornehmſten Edelleute des Reichs auswieſen. Nadasdi, Frangipani, Zrini und Tattenbach wurden nacheinander in Wien, Neuſtadt und Gratz hingerichtet, ohne daß die Stände es erlangen konnten, ſie der Verfaſſung gemäß vor ihr Tribunal geſtellt zu ſehen. Ihre Güter wurden eingezogen, ja zum Theil ihre Namen vernichtet. Andere Häupter, Rakoczy und Oſtroſicz, erhielten Gnade. Aber nöthiger als je ſchien es, die feſten Plätze des Königreichs durch deutſche Garniſonen zu ſichern. Einem der Großen nach dem andern ſank der Muth zum längern Widerſtande; der alte Graf Stephan Theokeoli allein weigerte ſich entſchieden, ſein Schloß zu übergeben und erklärte frei, er habe nie an eine Untreue gegen die Krone oder Se. apoſtoliſche Majeſtät gedacht; man dürfe ihn nicht angreifen, und thäte man

es, ſo würde er mit den gerechteſten Waffen in den Händen fallen. Er ſtarb auch, während der General Heiſter die Feſte belagerte, die ſich bald nachher ergab. Kurz vor ſeinem Tode aber hatte er noch die Flucht ſeines Sohnes Emmerich, in Bauernkleider verhüllt, mitten in der Nacht, bewerkſtelligt, welcher ſich mit einigen ihn begleitenden Edelleuten nach Polen und dann nach dem Hofe des Prinzen Apaſi begab. Mehrere noch folgten ihm, und die Walachei, die Moldau, wie Siebenbürgen waren mit vornehmen ungariſchen Flüchtlingen überſchwemmt.

Durch die Verſchwörung aber und dieſe Schritte ſah ſich der Kaiſer veranlaßt, Ungarn als ein rebelliſches, erobertes Land zu betrachten und zu behandeln. Strafen und Androhung noch größerer erſchreckten die Nation und machten ſie für eine kurze Zeit williger. Während deſſen aber war die Zahl der kriegeriſch Gerüſteten unter den Malcontenten immer größer geworden, und der junge Graf Theokeoli hatte ſich an ihre Spitze geſtellt. Er fiel in Ungarn ein, und obwol immer wieder von den Kaiſerlichen zurückgetrieben und von keinem Beiſtand einer fremden Macht, als dem des

Fürſten von Siebenbürgen begünſtigt, wuchs die Anzahl ſeiner Anhänger doch täglich. Vergeblich wendete der wiener Hof ſeine ganze Strenge an, dieſen neuen Aufſtand zu unterdrücken; beinahe fünf Jahre ſpann ſich ein unentſcheidender, aber nicht unblutiger Krieg fort, bis ein beträchtlicher Schwarm aus Polen entlaſſener Truppen, unter Anführung des Marquis von Bohan, Theokeoli's Macht bis zu dem Grade verſtärkte, die Kaiſerlichen ganz aus dem Felde ſchlagen zu können. Immer tiefer drangen die Empörer in das Land, und machten, bis an die Vorſtädte von Wien hinſtreifend, den Hof ſehr bedenklich. In ſolcher Stimmung ließ dieſer nichts unverſucht, die Misvergnügten untereinander zu entzweien und Theokeoli perſönlich zu gewinnen. Die Liebe, welche der junge Graf für Helene Zrini, die Witwe Franz Rakoczy's, im Herzen hegte, kam den friedlichen Vorſchlägen zu Hülfe. Denn nur mit Bewilligung des Hofes konnte er die ſchöne Freundin zu beſitzen hoffen. Von der andern Seite ſchien wieder die Pforte kräftigern Beiſtand bieten zu wollen, und wenn ſie anfänglich dem Grafen nur unautoriſirte Hülfsvölker bewilligt hatte, ſich jetzt zum offenen Krieg

gegen Oeſterreich zu rüſten. So war er unentſchloſſen, und die Meinungen ſeiner Rathgeber und Freunde waren getheilter als je.

Zu den wärmſten und thätigſten Anhängern des Grafen gehörten damals die Gebrüder Barone Barcoczy, von denen der Jüngſte, Emmerich, einen nahen und traurigen Antheil an unſerer Erzählung nimmt. Ihre Vorfahren hatten für die neue Lehre gefochten, und ihr Vater, der alte Stephan Barcoczy, hatte noch bei Lebzeiten Ferdinand's III. ſeine Anhänglichkeit an dieſelbe, die ihn zu lautem Murren gegen die drückenden Maßregeln der Machthaber hinriß, auf dem Schafot gebüßt. Der älteſte der Söhne, mit dem Vater gleichen Namens, war damals ſchon ein halberwachſener Jüngling; der jüngſte noch in der Wiege. Sieben dazwiſchenſtehende Brüder raffte nach und nach die Peſt und jener verderbliche Krieg hinweg, zu dem, während des Friedens des Kaiſers, die Türken die Nation zwangen. Als der junge Graf Theokeoli aus dem belagerten Schloſſe ſeines Vaters floh, waren Stephan und Emmerich noch allein übrig; Stephan's glühende Bruſt, von Rachelust dürſtend, voll des leidenſchaftlichſten

Hasses gegen das Erzhaus; Emmerich, ein Knabe von funfzehn Jahren, aber kräftig und kühn. Die Brüder, verschiedenen Temperaments, entgegengesetzten Charakters, stimmten nur in treuer Liebe für einander und im gemeinschaftlichen Haß gegen die Regierung zusammen. Aber auch dieser Haß war nicht gleicher Art. Beider Abscheu zwar galt den Feinden ihres Hauses, den Mördern ihres Vaters, aber während Stephan zunächst die verletzten Rechte des Adels, die mannichfachen Uebertretungen der Grundgesetze des Reiches im Auge hatte, mehr aber als alles, die persönlichen Beleidigungen, welche er vom wiener Hofe hatte erdulden müssen, — denn schon bei seines Vaters Tode war ein Theil seiner Güter eingezogen worden, und als einem Mitgliede jener berüchtigten Verschwörung waren ihm die übrigen genommen — so hatte es Emmerich dagegen, als einer der wärmsten Anhänger der lutherischen Lehre, die es damals gab, ganz besonders mit den Unterdrückern dieser Lehre zu thun. Beide entschlossen sich ohne Anstand dem Grafen zu folgen, und trugen elf Jahre lang treulich Glück und Unglück mit ihm. Emmerich, mit Theokeoli fast eines Alters, in seinem Kriegslager, an

ſeiner Seite aufwachſend, hing ſich an den glänzenden, geiſtvollen Jüngling mit aller Liebe und Verblendung eines jugendlichen, warmen Gemüths, und auch der Graf, deſſen Herz für zarte Empfindungen nichts weniger als unempfänglich war, faßte eine ungewöhnliche Zuneigung zu ihm. Bereit Theokeoli als ſeinen König anzuerkennen, wenn ſtatt der Türken ihn die Nation dazu erwähle, erlaubte Emmerich ſich dagegen, jenem mit Eifer und Hitze die Verbindung mit den Ungläubigen zu widerrathen, die der Jüngling noch heftige haßte als Kaiſer und Papſt, und mit denen Freundſchaft zu halten ihm als Sünde erſchien. Aber auch von ſeiten der Politik betrachtet, glaubte der junge Barcoczy davor warnen zu müſſen, und er prophezeite, was hernach eintraf, wie ſich die Herzen der Nation allmählich von dem Bundesgenoſſen des Erbfeindes der Chriſtenheit abwenden würden.

Graf Theokeoli ſchloß dreimal Waffenſtillſtand mit dem wiener Hofe, und wie wir ſchon oben bemerkten, ſein Herz machte ihn nicht ungeneigt, die günſtigen Friedensbedingungen, welche der Kaiſer ihm bot, anzunehmen. Aber war es nun, daß er ſich am Ende zu tief mit der Pforte

eingelaſſen, um zurücktreten zu können, oder daß ſich ſein ungemeſſener Ehrgeiz mehr Vortheile von dieſer Verbindung verſprach, als alles, was ihm der wiener Hof bieten konnte; genug er fand während des dritten Waffenſtillſtandes im Jahre 1682 Mittel, ſich mit der Prinzeſſin Rakoczy zu vermählen, ohne vorher eine Erklärung über ſeine Geſinnung gegeben zu haben. Kurz nachher brach der Krieg zwiſchen dem Kaiſer und der Pforte aus, und Theokeoli, der ſchon früher ſeine feindlichen Operationen gegen erſtern von neuem begonnen hatte, trat nun als erklärter Bundesgenoſſe der Ungläubigen auf. Er nahm mehrere der bedeutendſten Plätze und war glücklicher als je. Aber die ungariſche Nation hatte keinen Theil mehr an dieſen Siegen. Alle Beſſern verließen ihn, und ein großer Theil derſelben ging zu dem Kaiſer über. Auch Emmerich Barcoczy riß ſich mit ſchwerem Herzen von dem geliebten Freunde los, aber er that es nicht ohne offene Erklärung, und Theokeoli ſah ihn, nachdem er vergebens Vorſtellung und Ueberredung angewendet, ihn zu halten, ohne Zorn, aber nicht ohne Schmerz ſcheiden. Der erſchütterte Jüngling hingegen gab in der Stunde der Trennung

unaufgefordert das Verſprechen, nie gegen ihn zu fechten und ſtets zu ſeinen perſönlichen Dienſten zu ſein, ſobald er es verlange.

Den Grafen riß ſein dunkles Verhängniß fort, das ihm nach und nach Freunde, Vaterland und die Achtung der Welt raubte, und ihn zuletzt fern von der Heimat, in dunkler Vergeſſenheit, unter Barbaren ſterben ließ. Wir erwähnen hier nicht, wie das türkiſche Heer nun Ungarn überſchwemmte und, die Kaiſerſtadt belagernd, alle chriſtlichen Mächte in Bewegung ſetzte. Wie ein Strom ergoß ſich die Zahl der Flüchtigen und Verfolgenden abermals über das unglückliche Land. Im Innern herrſchte inzwiſchen, ſeitdem der Kaiſer, durch die Noth zu Milde und Mäßigung gezwungen, auf dem Reichstage zu Oedenburg feierlichſt die alte Verfaſſung erneut hatte, bei weitem mehr Uebereinſtimmung als noch vor kurzem, und die Mehrheit der Nation bewährte ſich im Verlaufe dieſes Kriegs als dem Kaiſerhauſe ergeben, und half die Ungläubigen in ihre alten Grenzen zurückjagen.

Wir haben nun die geneigten Leſer auf einen Punkt geführt, wo unſere ſcheinbar abgebrochene Erzählung

von neuem beginnt. Bis dahin war das Schicksal Maria's zu sehr mit den allgemeinen Begebenheiten verschlungen, um vereinzelt berichtet zu werden. Zu dieser Zeit aber, ungefähr sechs Jahre nach ihrer ersten Heirath, finden wir sie, zum zweiten male vermählt, in der Gespanschaft Ungwar, auf einem alten Schlosse wieder, das, hart an der polnischen Grenze in einem der unzugänglichsten Theile der Karpaten gelegen, dicht von Wald und Gebirge umdrängt ist.

Der Besitzer des Schlosses, das den slawischen Namen Samosko führte, war eben jener Emmerich Barcoczy, dessen wir oben erwähnten. Dieses einzige alte baufällige Haus war, von der Regierung in seiner Verborgenheit und Unbedeutendheit unbeachtet, den beiden Freiherren von ihrem Eigenthum übriggeblieben. Früher aber, bei der Theilung des väterlichen Erbes, war es dem jüngsten Bruder zugefallen. Dies uneinträgliche Besitzthum war Emmerich theuer, weil er hier die Tage seiner Kindheit verlebt hatte, weil auf dem nächsten Kirchhofe die Gebeine seiner Mutter ruhten. Hier hauste er, seitdem er sich von dem Grafen Theokeoli getrennt, und wenn dieser andere Edelleute, welche von ihm abfielen, mit

Liſt und Gewalt zurückzuhalten ſchien, ſo hatten dagegen die Seinigen Befehl, den jüngern Barcoczy unangefochten auf ſeinem Hofe wohnen und in den benachbarten Wäldern jagen zu laſſen. Die Kaiſerlichen ſchienen auf ihren Streifzügen durch die Saroſer und Ungwarer Geſpanſchaften gar nichts von dem Daſein von Samosko zu ahnen. Aber Emmerich's alte Waffenbrüder wußten ihn bald hier aufzufinden. Theokoli's Truppen hielten das Schloß Ungwar, auf welches ſich der von ihm abgefallene Graf Hammonay zurückgezogen, umlagert. Auch hatten ſie wechſelsweiſe mit den Kaiſerlichen Eperies, Kaſchau und andere Orte inne, aus deren Beſatzungen dann faſt täglich Offiziere nach dem nahen Samosko ſtrömten, wo eine gaſtliche Tafel ſie empfing. Andere Misvergnügte ſchloſſen ſich ihnen an; Reden wurden gehalten, Gelage gefeiert und Tag und Nacht ein wildrohes Leben geführt. Allein dies dauerte nur kurze Zeit. Denn ſeitdem Emmerich ſeine Wohnung mit einer ſchönen, reichen und fein erzogenen Hausfrau geſchmückt, lebte er ſtille und friedliche Tage, blieb immer daheim, außer daß er ſich von Zeit zu Zeit an der Jagd erluſtigte, und ſchien alle

Abenteuer ſeiner frühern Jugend vergeſſen zu haben. Seine Freunde verließen ihn nach und nach, verwünſchten die entnervende Liebe und hörten auf, das Haus zu Samosko zum Ort ihrer Zuſammenkünfte zu wählen.

Durch das kecke Wagſtück einer Entführung war Emmerich zu Maria's Beſitz gelangt; durch eine feurige und zärtliche Liebe ſchien er ſie verſöhnt und ihr Herz gewonnen zu haben. Die Roheit der wilden Geſellen, welche ſich ihres Gatten Freunde nannten, und die ſich durch die thätige Hülfe, welche ſie ihm geleiſtet, und durch die reiche Heirath zu neuen Hoffnungen berechtigt glaubten, ſcheuchte die zarte Maria bei jedem Beſuche in ihre Kammer zurück. So ſah es der Baron am Ende gern, daß ſie wegblieben. Er hoffte überdem bald ſeinen Frieden mit dem Kaiſer zu machen. Der Monarch hatte eine allgemeine Amneſtie ergehen laſſen und den Misvergnügten Wiederherſtellung ihrer Ehren und Würden, ſogar, ſoweit es möglich ſein werde, Zurückgabe ihrer Güter verſprochen. Zu dem Ende waren alle, welche Theokeoli und die Türken verlaſſen wollten, nach Preßburg beſchieden, wo Commiſſarien ihrer harrten, denen ſie ihre Beſchwerden vortragen

ſollten, um geziemende Genugthuung zu erhalten. Emmerich wußte zu gut, wie verhaßt ſein Haus dem wiener Hofe war, um es der Vorſicht gemäß zu finden, ohne weiteres ſelbſt nach Preßburg zu gehen; aber er beauftragte einen klugen, wohlangeſchriebenen Freund, den eigene Angelegenheiten dahin führten, auch mit den ſeinigen und ſah vergnügt und ſorglos einer baldigen Entſcheidung entgegen.

So lebte das Ehepaar mehrere Monate lang in gänzlicher Abgeſchiedenheit von der übrigen Welt. Der Einzige, der noch von Zeit zu Zeit zu Samosko vorſprach und der ſich oft nicht vergebens bemühte, die alte kecke Luſt an Abenteuern wieder in Emmerich's Bruſt zu erwecken, war ſein älteſter Bruder Stephan. Auch er hatte Theokeoli verlaſſen, allein nicht wegen des Türkenbundes, der ihm im Gegentheil höchſt erwünſcht war; er glaubte ſich von dem Grafen durch Zurückſetzung beleidigt, brach in der Hitze mit ihm, und ließ nichts unverſucht, dem frühern Gegner Theokeoli's, dem jungen Vezzelini, von neuem eine Partei zu bilden. Jener ſuchte ihn darauf durch lockende Verſprechungen wieder an ſich zu ziehen, denn er wußte wol, was er

an dem finstern, entschlossenen Manne hatte, welchen ein glühendes Herz und ein eiserner Wille zu Verbrechen und Großthaten gleich fähig machten. Stephan kehrte nun zwar nicht förmlich in seine Dienste zurück, allein er gab Bezzelini auf, und schweifte, unermüdlich das mißliche Geschäft eines Werbenden treibend, rastlos, heimatlos im Lande umher, bald mitten unter Kaiserlichen, bald unter Freunden. Aber wo er auch war, immer richtete man ein wachsames Auge auf ihn, und selbst wenn er sich still und friedlich hielt, konnte er der Beschuldigung nicht entgehen, er streue durch seine Reden den Samen zu neuen Unruhen aus.

Einst, an einem strengen Wintertage, als Emmerich früh mit seinen Dienern auf die Jagd geritten und gegen Abend noch nicht heimgekehrt war, saß seine Gattin, die schöne Maria, zu Hause in Thränen zerfließend und überdachte ihr trauriges Schicksal. Von Zeit zu Zeit trat sie an das Fenster, zu sehen, ob die Ankunft ihres Mannes den Verdruß und die Langeweile ihrer Einsamkeit unterbreche. Der Sturm tobte draußen und trug die Schneeflocken auf wilden Schwingen hin und her, daß ihr Blick nicht zu dem Hofthor

zu bringen vermochte, durch welches er zu ihr kommen mußte. Mit geſteigertem Unmuth kehrte ſie dann zu ihrem Sitze zurück, ſich von neuem bittern Betrachtungen überlaſſend. Der Glanz ihrer franzöſiſchen, modiſch geſchnittenen Kleider bildete einen wunderlichen Gegenſatz zu den alten, nur dem gröbſten Bedürfniſſe abhelfenden Geräthſchaften, die ſie umgaben; die rohen Geſtalten der ſlowakiſchen Mägde, welche bisweilen in das Zimmer traten, um das Feuer zu ſchüren oder ſonſtige Geſchäfte zu verſehen, einen noch ſchneidendern mit der zarten Bildung und den anmuthigen Bewegungen der jungen Frau. Dieſe ſtützte das Köpfchen mit den Armen, und die thränenſchweren Augen feſt zudrückend, die Vergangenheit zurückrufend, ſchien ſie einige Minuten lang die Gegenwart ganz vergeſſen zu wollen.

Mit kindlichem Gefühl gedachte ſie ihrer Aeltern, die nun ſchon ſeit mehreren Jahren im Grabe ruhten. Sie hatten ſie zwar ſtreng, aber doch ſorglich und liebevoll erzogen. Selbſt der Gedanke, daß ihr harter Befehl ſie gezwungen, einem Manne die Hand zu reichen, der beinahe funfzig Jahre älter als ſie und

kränklich und mürriſch war, miſchte jetzt in ihr Gefühl für ſie nichts Bitteres mehr. Hatte der, den ſie einzig und innig liebte, doch genugſam gezeigt, daß er ihrer nicht werth ſei. Nie hatte er wieder von ſich hören laſſen. Blos aus zufälligen Nachrichten wußte ſie, daß er noch in Wien war und ſehr in Gunſt am Kaiſerhofe ſtehe. „Ich habe ihn aus meinem Herzen geriſſen!“ ſagte ſie, und drückte dabei die Hand feſt auf das in Unmuth höher ſchlagende Herz. Dann dachte ſie auch an den alten Oprah. In ſtiller, freudenloſer Eingezogenheit hatte ſie über fünf Jahre an ſeiner Seite gelebt. Ob auf ſeinen Gütern, oder in den Städten, immer blieb ſeine Thür Gäſten verſchloſſen; und kaum hatte er ihr einen andern Ausgang erlaubt, als diejenigen, welche ſie in die Kirche führten. Auch dieſe wurden ihr nicht aus Frömmigkeit oder gutem Willen verſtattet, denn wenn auch ein Katholik, war doch der Alte eher einer freigeiſteriſchen Philoſophie zugethan; ſondern weil es die damalige Sitte ſo mit ſich brachte, auch er dadurch ſeine Anhänglichkeit an die öſterreichiſche Herrſchaft zu offenbaren glaubte, von der er perſönliche Vortheile zog.

Dieſe Kirchenbeſuche waren indeſſen von wichtigen Folgen für Maria. Auch in Leutſchau ſuchte ihr Gemahl Zuflucht vor dem Feinde. Kaum aber war er hier mit ſeiner jungen Gattin angelangt, als Theokeoli's Truppen die Stadt belagerten und einnahmen. Auf einem ſolchen Kirchwege nun ſah Emmerich Barcoczy ſie zum erſten male, um ſie nie wieder zu vergeſſen.

Nicht ohne ſchmeichelnd wohlthätige Empfindung gedachte Maria jetzt dieſes Augenblicks. Ein Haufen junger Offiziere, Ungarn, Polen und Franzoſen, hielt die Kirchthüren umlagert, um mit allem Uebermuth des Siegers den ſchönen Frauen, die Frömmigkeit, Gewohnheit oder Luſt zu ſehen und geſehen zu werden, auch in dieſen kriegeriſchen Zeiten in das Gotteshaus führte, unter das Geſicht zu ſchauen. Maria ging mit ſittſamen Schritten, die Augen zu Boden geſenkt. Eine Magd folgte ihr. Worte der Bewunderung wurden laut beim Anblick der glänzenden Schönen. Sie fühlte ſich dichter umdrängt. Furchtſam bittend ſchlug ſie die Augen auf und ihr Blick fiel auf einen jungen blühenden Mann, der ſie mit bewegten, unbeſchreiblichen Mienen anſtaunte. Es lag ein Etwas darin, das nicht

misverstanden werden konnte. Bestürzt senkte sie das Auge nieder und ein glühendes Roth überzog ihre schönen Wangen. Sie suchte verlegen und zaghaft weiter zu dringen. Da machte ein kräftiger Arm plötzlich vor ihr Raum. Jener Offizier ging ihr zur Seite, den Blick mit innigem Ausdruck auf sie gerichtet; eine breite Straße that sich vor ihr auf. An der Kirchthür blieb er, sie öffnend, stehen und verbeugte sich tief, ehrfurchtsvoll, hoch erröthend. Nicht ohne Verwirrung, aber mit dem holdesten Lächeln des Dankes ging sie an ihm vorüber. Der heftige Eindruck, den sie auf ihn gemacht, konnte ihr nicht entgangen sein, und wir wollen nicht behaupten, daß nicht der schmeichelhafte Gedanke daran ihre Andacht heute ein wenig gestört hätte.

So lange sie mit ihrem Gemahl in Leutschau blieb, fand sie den jungen Ungarn regelmäßig an der Kirchthüre. Seine Sorgsamkeit, sein Ansehen schützte sie vor jeder Art von Zudringlichkeit. Seine Augen hingen liebend, bewundernd an ihr, aber nie versuchte er es, sich ihr mehr zu nähern, sie anzureden. Sie wußte es ihm Dank, daß er sie nicht in ihrem Hause aufsuchte, was

dem Sieger nicht ſchwer hätte werden können, und was ihr bei der Eiferſucht ihres Gemahls theuer würde zu ſtehen gekommen ſein. Zufällig nur erfuhr ſie ſeinen Namen; für einen Adjutanten Theokoli's hatte ſie ihn an ſeiner Kleidung erkannt. Sie kehrte mit dem alten Oprah nach dem Trencziner Comitat zurück, und dachte bald ſelten, endlich gar nicht mehr an ihn. Jahre vergingen und ihr Gatte ſtarb. Maria war unſchlüſſig, was ſie nun beginnen ſolle, und ſo lange gewöhnt, von dem Willen, ja den Launen Anderer abzuhängen, war es anfangs faſt, als ob ihre Freiheit ſie drückte. Wie ſonſt vor dem Feinde, von Schloß zu Schloß, von Stadt zu Stadt flüchtend, im Lande umherzuziehen, wäre der jungen Witwe wenig geziemend geweſen; den Feind zu erwarten, gefahrvoll. Nach dem Beiſpiel der Gräfin Bezzelini aber und anderer Landsmännnimen, ihre Schlöſſer zu befeſtigen und ſie gegen die bewaffnete Macht zu vertheidigen, fehlte es Marien ganz an Muth und Entſchloſſenheit. Sie entſchied ſich demnach dafür, ſich nach Bukowina, dem abgelegenſten ihrer Güter an der ſchleſiſchen Grenze zurückzuziehen und dort das Trauerjahr in klöſterlicher Stille zu verleben.

Dann — — für die fernere Zukunft bildeten ſich nach und nach in ihrem Köpfchen glänzende Pläne. Wien, Italien, die Welt lag offen vor ihr. In Venedig wohnte eine Schweſter ihrer Mutter, in Wien waren zwei ihrer Pathen einheimiſch. Ihnen allen konnte ſie hoffen willkommen zu ſein. Ihre Freiheit fing an ihr lieb zu werden, und ſie glaubte alle die Lebensfreuden, zu denen Jugend, Reichthum und Schönheit ſie berechtigten, welche ihr die Vergangenheit verſagt, von der kommenden Zeit erwarten zu dürfen.

Allein das Schickſal ſchien anderes über ſie beſchloſſen zu haben. Acht Wochen lang war ſie Witwe; kein Soldat, weder von dieſer noch von jener Partei hatte ſich ſeitdem im Arvaer Comitate blicken laſſen, als eines Abends plötzlich ihr Haus zu Bukowina von einem kriegeriſchen Haufen überfallen ward. Aus einer Ohnmacht in die andere ſinkend, fand ſie ſich endlich in einer verſchloſſenen Kutſche wieder, welche die ganze Nacht nach Oſten zu raſtlos weiter rollend, von einer rohen, ſeltſam vermummten Reiterſchar umringt war. In der nächtlichen Finſterniß erkannte ſie dennoch, daß der Weg ſie durch dicke Waldungen,

zwiſchen Gebirgen hinführte. An öden abgelegenen Stellen ward angehalten. Friſche Pferde ſtanden bereit, und mit Windesſchnelle ging es weiter. Als es Tag geworden, hielt der Wagen im Walde ſtill. Der Schlag ward geöffnet, eine männliche Stimme bat Maria höflich, ein kleines Frühſtück zu ſich zu nehmen, indem ſie zugleich entſchuldigte, daß die Gelegenheit fehle, ihr Beſſeres zu reichen. Mit Thränen des Zorns ſtieß ſie alles von ſich, und hörte nicht auf die Stimme, die ſie bat, ſich zu beruhigen, es ſolle ihr nichts geſchehen. Unterdeß hatten die übrigen Reiter durch Pfeifen und wunderlichen Ruf Zeichen gegeben. Andere, ebenfalls verhüllt, aber geringer an Anzahl, kamen aus dem Gebüſche herbei. Die erſtern ritten nun langſam zurück und rohe Scherze, lautes Lachen, Freude über das glückliche Gelingen ausdrückend, tönten in die Ohren der zitternden Maria. Aehnliche Auftritte wiederholten ſich den folgenden Tag, bis ſpät in der Nacht die Reiſe endete. Maria war körperlich und geiſtig aufs äußerſte ermattet. In halber Bewußtloſigkeit bemerkte ſie kaum, daß der Wagen auf einem Hofe hielt. Ein Reiter ſaß ab. Mit kräftigen Armen

hob er ſie heraus, ſie fühlte ſich feſt an ſeine Bruſt gedrückt, und mit leiſer Stimme flüſterte er ihr zärtliche Worte zu, als er ſie die Treppe hinauf in ein kleines Gemach trug. Während der Reiſe war das beruhigende Ergebniß ihres Nachſinnens geweſen: der Ruf ihres Reichthums habe ſie in die Gewalt von Räubern geführt, ein anſehnliches Löſegeld werde ſie befreien. Jetzt wußte ſie auf einmal, ſie ſei in der Gewalt eines Liebhabers. Eine furchtbare Angſt ergriff ſie. Sie ſammelte ihre letzte Kraft, aufzuſchreien, ſich von ihm loszureißen. Er ließ ſie, und ſetzte ſie ſanft auf einem Sofa nieder.

Er enthüllte ſich und warf ſich ihr zu Füßen. Mit ſprachloſem Staunen erkannte ſie Emmerich Barcoczy. Es lag etwas Tröſtliches in dieſem Erkennen. Sie glaubte im Augenblick ſich ſicherer. Sie fühlte dunkel, daß es in ihrer Macht ſtehe, ihn glücklich oder unglücklich zu machen. Ihre Vorwürfe, ihre Verwünſchungen beantwortete er mit Flehen um Vergebung, mit Betheuerungen ſeiner Leidenſchaft. Er benetzte ihre Hände mit Thränen, er küßte ihre Füße. Er ſchwor ihr bei ſeiner Ehre, daß er nur ſeinen Bitten, ſeiner

Liebe ihr Herz, ihre Hand verdanken wolle; und als ſie ihm unmuthig befahl, ſie zu verlaſſen, war er ihr gehorſam, nachdem er ſie nur noch dringend erſucht, mit der kleinen Abendmahlzeit, welche er ihr durch eine Dienerin ſchicken werde, ſich zu ſtärken, und im anſtoßenden Zimmer durch Schlaf ſich von der beſchwerlichen Reiſe zu erholen.

Drei Tage vergingen. Maria war eine Gefangene, aber ihr Kerkermeiſter lag zu ihren Füßen, und als er endlich von Flehen und Leidenſchaft erſchöpft, verzweifelnd ſie für frei erklärte, da flüſterte eine Stimme in ihrer Bruſt ihr zu, daß ſie das einzige Herz, das auf dieſer Erde ihr angehöre, nicht von ſich ſtoßen ſolle, daß eine Welt, in der niemand ſie liebe, öder, leerer ſei, als eine Wüſte, in welcher Ein Herz für ſie ſchlage. Sie hatte Zeit gehabt, Emmerich mit dem Geliebten ihrer Jugend zu vergleichen. Sie ſtellte in Gedanken Ferdinand's große, ſchlanke Geſtalt, mit den regelmäßigen, edeln Geſichtszügen und der männlichen Anmuth der Bewegung neben Emmerich, deſſen Wuchs nur Kraft, deſſen Geſicht nur Jugendblüte und ein treues redliches Auge auszeichnete. Sie rief ſich die

Eleganz der Rede, die dichteriſchen Anklänge, die gebildete Sprache der Unterhaltung Ferdinand's zurück — alles das fehlte Emmerich, der, ein Sohn der Natur und des Kriegs, ſeine Jugend wechſelsweiſe im Lager und in Einöden zugebracht hatte. Aber alle Vorzüge Ferdinand's verſchwanden. Es kamen Augenblicke, wo Emmerich, auf deſſen Geſichte ſich die Liebe malte, ihr ſchöner ſchien als Ferdinand, hinreißender, poetiſcher ſeine Rede, welche die Liebe ihm eingab. Auch Ferdinand hatte ſie geliebt, und weder Feuer noch Zärtlichkeit hatte ſie je an ihm vermißt; aber nun ſchien es ihr, als habe ſie jetzt erſt erfahren, was geliebt werden ſei, jetzt wo ſie Emmerich ſah und hörte. Und hatte er ſie nicht hoffnungslos, ferne, jahrelang im Herzen bewahrt? Setzte er ſich nicht jetzt um ihres Beſitzes willen mancherlei Gefahren aus? während Ferdinand ſie feig einem Andern überließ, als es galt, zwiſchen ihr und des Oheims Gunſt zu wählen?

Sie war erweicht. Emmerich ließ den guten Augenblick nicht ungenutzt. Stürmiſch, glühend und liebend drang er ihr ein leiſes Ja ab. Ein proteſtantiſcher Prediger war nicht weit. Schon den folgenden

Tag war ſie vor Gott und Menſchen Barcoczy's Gattin, und ſein Entzücken, ſeine Zärtlichkeit ließ ihr nicht Zeit, den gethanen Schritt länger als augenblicklich zu bereuen.

Alles dies überdachte die arme Maria jetzt, und Thräne auf Thräne drängte ſich aus ihren ſchönen Augen. Gerührt von ſeiner ausſchließlichen, alles opfernden Leidenſchaft, hatte auch ſie Emmerich liebgewonnen, aber dennoch war ſie weit entfernt, an ſeiner Seite glücklich zu ſein. In dem täglichen Umgang mit dem alten Oprah hatte ſie ihren Geiſt um vieles mehr ausgebildet, als es bei Frauen damaliger Zeit und beſonders in ihrem Vaterlande gewöhnlich war. Der kluge Greis wünſchte die blühende, gefühlvolle junge Frau an das Haus zu feſſeln, und ſie über Dichtung und Kunſt die Wirklichkeit und die Anſprüche der Natur vergeſſen zu machen. So hatte ſie unter ſeiner Leitung franzöſiſch erlernt und ſich im Italieniſchen vervollkommnet, und die einzigen Vergnügungen ihres Eheſtandes hatten bald in der Beſchäftigung mit der Literatur dieſer beiden Sprachen beſtanden. Der franzöſiſchen namentlich war der Alte

ſehr zugethan, und er ſprach noch gern von der Zeit, während welcher er als Cavalier mit der Geſandtſchaft Kaiſer Ferdinand's III. in Verſailles an dem glänzenden Hofe Anna's von Oeſterreich geweſen, wo er einige berühmte Dichter und Philoſophen perſönlich kennen gelernt hatte. Auf dieſe Weiſe war Maria für die Vortheile geiſtiger Ausbildung äußerſt empfänglich geworden; täglich aber fand ſie Gelegenheit, den Sinn für Geiſtesfreuden in Emmerich zu vermiſſen. Zwar war dieſer von Natur mit einer Seele begabt, die durch alles Schöne auf das lebhafteſte erregt wurde. Der Blick auf die groteſk-herrlichen Umgebungen ſeines Schloſſes entzückte ihn; der Sonnenaufgang, eine Gewitternacht, ein einfaches Lied — alles dies wirkte faſt zauberiſch, erweichend auf ſein Gemüth. Aber kaum wußte er ſich ſelbſt Rechenſchaft von dieſen Eindrücken zu geben: die Sprache verſagte ihm, wenn er es andern mittheilen ſollte. Auch ſeine tiefe Empfänglichkeit für alles Hohe, Edle ließ ſich mehr errathen, als daß er ſie ausſprach, und nicht ſelten verhüllte ſeine erhabenſten Gefühle der Schleier einer kräftigen Rohheit. Alles was wir heutzutage Bildung nennen, fehlte

ihm gänzlich: er hatte ſchon als zarter Knabe beſſer gelernt das Schwert als die Feder zu führen, beſſer Roſſe zu zügeln und zu lenken als Worte. Seine ganze Beleſenheit begrenzte ſich auf einige ſtrategetiſche Werke, auf die Bibel und das Geſangbuch ſeiner Gemeinde. Auf den Umgang dieſes Mannes beſchränkt, mußte ſie nun die Blüte ihrer Jahre in einer Einöde verwelken ſehen, und ſie konnte kaum hoffen, ſelbſt wenn die unerwartete Begnadigung ihrem Gatten erlaubte, aus ſeinem Verſteck hervorzugehen, daß er ihn je freiwillig mit dem Aufenthalt in einer Stadt, deſſen bloße Vorſtellung er ſchon haßte, vertauſchen würde. Sie ſeufzte ſchmerzlich, wenn ſie den Blick in eine ſolche Zukunft richtete.

Der Sturm tobte unterdeſſen draußen furchtbar durch die dichten Baumeswipfel des nahen Waldes, daß in Maria's aufgeregter Seele die Angſt um Emmerich höher ſtieg. „Wo mag er bleiben!“ ſagte ſie unruhig; „wie kann er mich doch ſo quälen. Ich weiß es, er nimmt ſich bei jedem Auszug vor, bald wieder heimzukehren, allein die wilde Luſt reißt ſtets ihn fort. Kann's nicht der Kaiſer ſein und ſeine

Diener, die er bekriegt, ſoll doch das Wild von ſeiner Hand fallen. Nichts freut als Kampf dies ungezähmte Herz. Die Jagd iſt ihm ein ſchwacher Erſatz für den Krieg, der eigentlich ſein Lebenselement iſt. Ganz Ungwar iſt mit Theokeoli's Truppen beſetzt, die er doch nun nicht mehr als ſeine Freunde betrachten kann. Wiſſen wir doch, wie ſie es mit dem Grafen Hamonay gemacht, der wie Emmerich von ihnen abfiel. Und kommt er denn ſpät abends zu Hauſe, ſo kann ich, wie ich auch zürnen will, ſeiner treuherzigen Freundlichkeit nicht widerſtehen. Es wiederholt ſich immer, und auch heute wird's nicht anders ſein."

Indem ſie ſo ſprach, hörte ſie ein Pferd auf dem Hofe; ſie trat an das Fenſter und ſah einen einzelnen Reiter von der Dienerſchaft umringt vor dem Hauſe halten.

„Es iſt der ältere Barcoczy", ſagte ſie misvergnügt, „die Dunkelheit verbirgt mir ſein Geſicht, aber ich erkenne ihn an der gigantiſchen Geſtalt, und an der Verehrung, mit der ihn die Diener bewillkommnen." Und ſich abwendend, fügte ſie mit ſteigendem Unmuth hinzu: „Der verhaßte Mann! ich kann ihn nicht ohne

innern Schauder ſehen: die düſtere Glut ſeiner Augen, das tückiſche Lächeln, der Blick, der viel ſtets ſagt und doch immer mehr noch verſchweigt. Sehr ungern ſah ich ſein häufiges Kommen; er macht Emmerich der Regierung noch verdächtiger, die dieſes Geſchlecht nie außer Acht läßt. Er iſt mir in der tiefſten Seele zuwider. Gewiß, ſein Werk iſt's, daß ich hier bin, und" — ſchloß ſie zögernd, „wenn ich auch glücklich wäre, möcht' ich's doch ihm nicht danken."

Ihr Gefühl trügte ſie nicht. Er war es, der Emmerich zu dem gewaltſamen Schritt beſtimmt, der wenigſtens den Gedanken in ihm geweckt, ſich durch eine Entführung der Einwilligung ihrer Verwandten, und vielleicht ihrer eigenen zu überheben, die zu erlangen er, dem Hofe verhaßt, der jüngſte Sohn eines verarmten, geächteten Hauſes und ein Proteſtant, wenig Hoffnung haben konnte. Ihr ahnte, daß der ſtets ſchlau berechnende Mann die Liebe des Jünglings nur zum Werkzeug ſeiner ehrſüchtigen Pläne gebraucht; daß er, indem er vorgab, ihm als Freund zur Befriedigung ſeines heißeſten Wunſches behülflich zu ſein, durch ihren Reichthum den erloſchenen Glanz ſeines

Hauſes wieder herzuſtellen und ſeiner Partei neue Anhänger zu werben beabſichtigte. Die Roheit ſeiner Sitten verletzte ſie, das Uebergewicht, welches ihm Alter, Gewohnheit und Charakter über Emmerich gab, erregte ihre Eiferſucht, und ſein raſtloſes Geſchäft, die Fackel des Kriegs immer wieder von neuem zu entzünden, machte ihr ihn furchtbar. Heute kam er, übel mit ſeinem Tagewerk zufrieden. Die Gemüther der Seinigen waren gebeugt, ihr Muth erloſchen; ſchon der Reichstag zu Oedenburg hatte dem Monarchen die meiſten ſeiner ungariſchen Unterthanen verſöhnt; die ernſtliche Neigung zum Frieden, die das Kaiſerhaus jetzt zeigte, hatte ihnen neue Hoffnungen eingeflößt, die Gewohnheit ihnen manche Neuerung erträglich gemacht. Aller Augen waren nach Wien gerichtet, wohin Theokeoli ſelbſt einen Friedensunterhändler geſchickt, und nach Preßburg, wo alle Angelegenheiten der Nation geſchlichtet werden ſollten. Man wich Stephan aus, und als er dringender ward, brach man mit ihm. Seine Seele glühte von Zorn und Verachtung.

„Gott grüß Euch, Schweſter!“ ſagte er im

Hereintreten. „Ich höre, Emmerich iſt nicht daheim.“

„Seid mir willkommen, Herr Schwager“, erwiderte ſie, ſich mit Höflichkeit verneigend, „Ihr habt recht gehört. Schon den ganzen Tag wart' ich ſeiner in Unruhe und Angſt.“

„Ach was!“ verſetzte jener, „wollt Ihr eines Weidmanns Weib ſein, ſo müßt Ihr Euch den Sinn ein wenig ſtählen. Ihr ſeid zwar ein Stadtkind, gar zärtlich und fein erzogen, aber ich ſollte meinen, unſere Bergluft ſtärkte auch Weiberſeelen.“

„Ihr rauher Mann“, antwortete Maria, „Ihr wißt gar nicht einmal, wie einem zu Muth iſt, wenn man einen lieb hat.“

„Ei“, lachte Stephan, „macht mich nur nicht gar zu einem Wilden. Ich mein' es ernſthaft. Wenn ſich Euer Herzchen ſo leicht betrübt, ſo hätte es ſich den Emmerich Barcoczy nicht wählen ſollen, denn der war von Kindesbeinen an ein gar wilder, tüchtiger Bube.“

„Ihn wählen?“ wiederholte Maria mit Nachdruck.

„Nun“, entgegnete der Mann, „nehmt es nur

nicht allzu genau. Sagt was Ihr wollt. Ihr ſeid doch vor Gott und Menſchen, und vor all Euern Heiligen obendrein ſeine kirchlich angetraute Frau. Wann wählte Euer Geſchlecht? So oder ſo gefreit: was liegt daran? ob wir die Brautwerber voranſenden, oder ob wir ſie gleich mitbringen, zwanzig an der Zahl? Glaubt mir's aufs Wort! unter Euern ſtädtiſchen Nachbarn, nichtswürdigen Krämern, ſinnverdrehenden Spitzbuben von Rechtsgelehrten oder ſpeichelleckenden Kaiſersdienern wäre Euch kein ſo wackerer Mann geboren, als hier in des alten Barcoczy Hauſe zu Samosko."

„Daß ich mit Euch darüber ſtritte", erwiderte die ſanfte Maria gereizt. „Ihr habt nicht nöthig, Emmerich zu verfechten. Er liebt mich, und die Liebe iſt ein weit beredterer Sachwalter als Ihr. Etwas anderes wäre es, wenn etwa ſchmuziger Eigennutz, etwa die Begierde nach meinen Gütern, ihn zu dem geſetzloſen Schritte bewogen hätte. Dann freilich müßte ich ihn verachten. Denn nach meinen weibiſchen Begriffen iſt es weit ehrenvoller, ſich mühſam als ein Krämer zu nähren, als ein großes Vermögen einer wehrloſen Frau abzuzwingen."

Der Baron warf einen ſcharfen Blick auf ſie. Furchtſam von Natur, erſchrak ſie vor ihrer augenblicklichen Kühnheit und fuhr gemäßigter fort:

„Laßt das gut ſein! Sagt mir vielmehr, womit ich Euch bewirthen kann. Ich hoffe, Ihr bleibt zu Nacht hier. Wollt Ihr auf Emmerich mit der Mahlzeit warten? befehlt Ihr einen Trunk? Wir ſind zu Euern Dienſten.“

„Ich dank' Euch“, erwiderte jener, „laßt mir eine Flaſche reichen. Mit dem Eſſen wart' ich auf den Hausherrn.“

Während Maria einige Anordnungen zu ſeiner Bewirthung machte, ging der finſtere Mann mit großen Schritten im Gemach auf und nieder. Er ſchien es gar nicht zu bemerken, daß die Hausfrau wiederkehrte und, ſich ſtill an das Feuer ſetzend, darauf wartete, daß er das Schweigen breche. Endlich ſagte ſie:

„Herr Schwager, Ihr ſeid ja ſo ſtumm wie ein Geiſt. Erzählt mir doch was Neues aus der fernen Welt, welche die hohen Berge mir verſchließen.“

Stephan blieb plötzlich ſtehen, aber ſeine Miene ward noch düſterer. „Dankt's unſerm Herrgott“, ſagte

er rauh, der Euch die Welt verſchloſſen, die nichts als Knechtſchaft und Schmach will. Das feige Volk, das ſeinen erwählten Fürſten feig in der Noth verläßt; das ſeine edeln Freiheiten verkauft an Fremde, die es mit Füßen treten. Ja, Elende, fuhr er heftiger fort, werft euch nur in den Staub; laßt euch nur mit Hunden in die Meſſe hetzen! kriecht an den Thronesſtufen des ausländiſchen Herrſchers, wärmt euch die ſchlaffen Glieder im Sonnenſchein der Hofgunſt, laßt euch Geſetze geben von Antichriſten und von Päpſtlern — laßt euch nur wieder nach Kroatien ſchleppen, und 50 Thaler für den Kopf, Stück für Stück, auf die Galeren von Neapel verkaufen, oder euch niedermetzeln ohne weiteres, wenn ſie nicht ordentlich bezahlen — wohl bekomm' es euch! — ihr verdient's nicht, daß ſich's ein ehrlicher Mann warm um euch werden läßt —"

„Sagt", fragte Maria begierig, „fiel etwas Neues vor?"

„Was kümmert's euch", verſetzte er. „Geht an euern Spinnrocken und ſeht nach eurer Küche, ihr Weiber! Ob etwas vorfiel? das iſt's ja eben. Nichts,

nichts fiel vor, nichts kann geſchehen; denn Thaten die wollen Kraft. Aber dies entartete Geſchlecht iſt wie eine Schar Rehe, die ſich im Dickicht des Waldes verbirgt, ſobald ſie den Jäger ſpürt und ſeine Hunde. Nun, wohl bekomm' euch die Meſſe! lange wird's nicht dauern, ſo müßt ihr alle hinein."

„Ich bitte Euch", erwiderte Maria, „faßt, mäßigt Euch. Emmerich muß bald da ſein. Wozu, ſagt ſelbſt, könnt' es frommen, den Funken wieder anzublaſen, der, ſchon halb erſtickt, in ſeiner Bruſt noch glimmt. Er würde, ſtehen vollends die Sachen ſo, nur Feuer werden, ihn ſelbſt, nicht aber die Kraft Eurer Gegner zu verzehren. Das Weiſeſte iſt, in die Zeit ſich ſchicken."

Der Hifthörner luſtiger Ton erſchallte, als Stephan eben antworten wollte. Zugleich füllte ſich der Hof mit den rückkehrenden Jägern; Maria ſah mit Verwunderung ihre Zahl um zwei Fremde vermehrt, und ſie hatte Emmerich's Gäſte von einer ſo unliebenswürdigen Seite kennen gelernt, daß dieſe Bemerkung die eiligen Schritte hemmte, die ſie eben freudig ihrem Gemahl entgegenlenken wollte. Als ſie herauskam,

waren daher die Reiter ſchon abgeſeſſen, und neben Emmerich trat die hohe jugendliche Geſtalt eines Fremden auf ſie zu, der ein elegantes Reiſekleid trug.

„Ich bringe dir einen Gaſt mit, liebſte Frau"! ſagte Emmerich, ſie herzlich umarmend. „Empfange ihn freundlich." Der Fremde verbeugte ſich tief. In der Dämmerung des Vorhauſes konnte ſie ſein Geſicht kaum ſehen; als er aber einige höfliche Worte zur Entſchuldigung ſeines ſpäten Beſuchs ſprach, erſchrak ſie beim erſten Ton einer Stimme, die ſie vor vielen Jahren gehört zu haben meinte. Eine ſeltſame Bewegung ergriff ſie: ſie konnte nur ſich ſtumm verneigen und durch Geberden in die innern Zimmer nöthigen.

„Ich bitte Euch", ſagte hier Emmerich zum Gaſte, nachdem er den Bruder eilig bewillkommnet; „ich bitt' Euch, macht's Euch bequem. Thut als ob Ihr zu Haus wäret. Das praſſelnde Feuer thut den erſtarrten Gliedern wohl, und Ihr ſeid unſern Winter nicht gewohnt. Erwärmt Euch, und nehmt dann mit einer Abendmahlzeit fürlieb, ſchlecht und gering, wie ſie nur ein armer ungariſcher Edelmann Euch bieten kann, die

uns aber beſſer ſchmecken ſoll, als dem Kaiſer ſein Mahl in Wien, weil wir ſie mit gutem Gewiſſen verzehren, weil wir das Mittagseſſen entbehren mußten, und auch weil mein holdſeliges Weibchen den Vorſitz dabei führt."

Bei dieſen Worten ſuchten ſeine Blicke zärtlich die Augen Maria's, und mit Beſtürzung ſah er die Geliebte leichenblaß und zitternd ſich an einen Seſſel lehnen.

„Was iſt dir?" rief er auf ſie zuſpringend. „Meine Geliebte, biſt du krank? wie iſt dir?"

Sie warf ſich mit Heftigkeit in ſeine Arme und ſagte: „Wohl, ſeitdem du wieder bei mir biſt, verlaß mich nicht wieder ſo lange, guter Emmerich!"

„Iſt's möglich!" rief er mit freudigem Schreck, „die Angſt um mich machte dich krank?"

„O ich bin ein ſchwaches Weib", flüſterte ſie, während ſie ihr liebliches Geſicht, das jetzt vor Schamröthe glühte, indem ſie ſeine Treuherzigkeit betrog, an ſeiner Schulter verbarg.

„Geliebte meines Herzens", rief er entzückt, ſie inniger an ſich drückend, „Licht, Seele meines Lebens!

nimmer, nimmer ſoll es mehr geſchehen! verwünſcht will ich ſein, wenn ich dich je wieder kränke, dir je wieder die lieben, ſchönen, herrlichen Aeuglein netze. Vergib mir dies eine mal. Das Wild neckte mich hin und her. Und konnt' ich hoffen — — —"

„Laß mich", erwiderte ſie doppelſinnig, ſich ſeinen Armen entwindend; „Deine Güte beſchämt mich. Ich fühle ganz meine Thorheit."

Der Fremde war nicht befangen genug, um nicht aus dem Entzücken, mit welchem Emmerich die Liebeszeichen ſeiner Gattin empfing, zu ſchließen, daß er ihrer wenig gewohnt ſei. Seine Blicke lagen mit unruhiger Aufmerkſamkeit auf den beiden. Aber noch lauernder ſchien das Auge Stephan's ihm bis ins tiefſte Herz ſchauen zu wollen, und es wandte ſich nur von ihm, um auf den deutſchen Diener zu fallen, der des Fremden Gepäck hereingebracht, und ſich jetzt unter die Dienerſchaft des Hauſes gemiſcht hatte.

„Auf ein Wort, Bruder", ſagte endlich der ältere Barcoczy zu Emmerich, als dieſer ſich wieder zu den Männern wandte, ihn abſeits führend, „kennſt du deinen Gaſt?"

„Er hat mir ſeinen Namen geſagt, ich habe ihn aber vergeſſen. Was geht es mich weiter an?“

„Es iſt kein Ungar?“

„Er kommt wenigſtens eben aus Deutſchland. Aber wie kommſt du zu der Neugierde? Pflegt etwa unſere Gaſtfreundſchaft nach Nation, Titel und Würden verirrter Fremdlinge zu fragen, ehe ſie ihre Thür öffnet?“

„Es ſind bedenkliche Zeiten“, verſetzte jener. „Es ſchleichen viele Kaiſerliche im Lande umher, uns aufzulauern und anzuſchwärzen in Wien. Nimm dich in Acht, daß es dir in Preßburg nicht ſchlimm geht.“

„Mag's ſein!“ entgegnete Emmerich leichtſinnig; „dieſer iſt keiner davon, und wenn es wäre, mir könnt's gleichviel ſein. Du weißt ja, ich habe nichts mehr zu ſchaffen mit euch. — Aber noch einmal, dieſer iſt keiner davon. Es iſt ein hübſcher, geſitteter Mann, mit dem ſich gut leben läßt. Er reiſt zu ſeinem Vergnügen, und iſt in unſere Berge verliebt. Ich fand ihn mit ſeinem Diener im Walde verirrt.“

Der Mann, der Stephan's Beſorgniſſe rege gemacht, hatte ſich unterdeſſen einigemal vergeblich Maria

zu nähern gesucht: sie stand mit stolzer Kälte von ihm abgewendet und vermied jeden seiner Blicke. Er ließ endlich von seinem Bemühen ab, rieb sich die Hände, leerte sein Glas, und trat an das Fenster, bis Emmerich zu ihm kam und ihn noch einmal freundlich zu einer magyarischen Abendmahlzeit einlud.

Durch Maria's Güte heute zu lauter Freude aufgereizt, sprach Emmerich der Flasche tapfer zu, und unterließ auch nicht seinen Gast dringend, zu nöthigen. Stephan schien die Pflichten des Wirths mit ihm theilen zu wollen; auch er trank dem Fremden unaufhörlich zu, und suchte alle Vorwände, unter welchen dieser das allzu starke Trinken verweigerte, zu entkräften. Letzterer schien einige Verlegenheit unter des ältern Barons stechenden Blicken zu empfinden, doch beantwortete er dessen listig gestellte Fragen mit freundlicher Besonnenheit. Unaufgefordert erzählte er, er sei ein Maler aus Dresden und heiße Friedrich Sommer. Er fügte hinzu, er reise im Auftrag des jungen Prinzen August, um für dessen Cabinet Landschaften aufzunehmen. Eben komme er aus Italien. Er rief auch seinen Diener herbei, ihm aus seiner Reisemappe

einige ſkizzirte Zeichnungen zu bringen, welche bereits die ſchönſten Punkte der Donau- und Draufer darſtellten. Emmerich bewunderte freudig ſeine Kunſt, ſprach mit Wärme von ſeinem Lande, zeigte ſein Misvergnügen über die jetzige Lage deſſelben unverhohlen, und ſetzte hinzu, die Liebe habe ihn in den treueſten Unterthanen des öſterreichiſchen Hauſes verwandelt. Dies Wort bekräftigen wollend, trank er auf die Geſundheit des Kaiſers. Als die Mahlzeit geendet war, ſtand Maria, die während derſelben meiſt in Gedanken geſeſſen und nur von Zeit zu Zeit Emmerich zugelächelt, auf, ſich in ihr Gemach zu begeben. Emmerich rief ſchon nach neuen Flaſchen, als auch Stephan ſich erhob, indem er ſprach:

„Vergönne mir zwei Worte, Bruder! Dein Gaſt wird uns entſchuldigen. Ich muß heut' noch weiter und die Nacht rückt heran. Deine Hausfrau mag ihn unterhalten, bis ich dich entlaſſe.“

Emmerich führte darauf den Fremden mit einigen höflichen Reden in Maria's Zimmer zurück, und, ſeiner Gattin freundlich Sorge für den Gaſt empfehlend, verließ er beide, ohne im mindeſten den faſſungsloſen

Zuſtand gewahr zu werden, in welchen ſein und des Fremden Erſcheinen ſie verſetzte.

Als Emmerich das Zimmer verlaſſen, ſah Ferdinand Szentiranyi — denn er war es — vorſichtig umher, nahte ſich darauf Marien mit ſchnellen Schritten, und ihre Hand ſanft faſſend, ſprach er leiſe:

„Maria, ich bin's!“

„Kaum trau' ich meinen Sinnen“, erwiderte ſie ebenſo leiſe: „Ihr, Ferdinand Szentiranyi, und in dieſem Hauſe!“

„Ja“, verſetzte er lebhaft, „bis in dies Haus, wo Haß und Liebe mir gleiche Gefahren drohen, bring' ich Euch nach.“

„Mir nach!“ rief ſie beſtürzt; „was ſagt Ihr?“

„Mag es ſein“, fuhr er mit immer zärtlicher werdender Stimme fort, „daß ſchon verrätheriſche Netze mich umſpinnen, daß des Mörders Dolch ſchon auf mich lauert: ſeh' ich Euch doch wieder!“

„Was ſagt Ihr!“ verſetzte ſie athemlos; „meinetwegen! nimmermehr!“ fügte ſie heftig hinzu, ihre Hand ihm entreißend.

„O meine Maria“, ſagte Ferdinand, „kann Euch

dies befremden? Fährt nicht der Bergmann in tiefe Schachten ein, den Schatz dort auszuſpähen, den finſtere Mächte in der Erde Schos gefangen halten? So trieb es mich in dieſe Bergesſchluchten, die dich begraben, heller Edelſtein! Ich finde, ich erkenne dich! doch leuchtender, ſtrahlender als je ſeh' ich dich wieder!"

Während er dies mit Begeiſterung ſprach, hatte ſich Maria vollkommen geſammelt. Sie fühlte es wieder deutlich, daß er ſich durch ſein Betragen zum Gegenſtand ihres gerechteſten Zornes gemacht hatte. Als er geendet, ſagte ſie mit ſchneidender Kälte: „Spart Eure Worte, Herr von Szentiranyi, ihr ſüßer Klang ſtimmt wenig zu Eurer Handlungsweiſe!"

„Wie", rief er, indem er, da ſie ihn nicht anſah, den Ausdruck des höchſten Erſtaunens in ſeine Stimme legte, „wie, Ihr zweifelt an mir!"

„Stimmt ſchlecht auch", fuhr ſie fort, „zu der Rolle, die Ihr hier als der Gaſtfreund Emmerich Barcoczy's ſpielt. Sprecht offen, was führt Euch, des Kaiſers Kammerherrn und ergebenen Diener, in dieſe Berge? Welch ein kluger Plan, entdeckt es mir,

führt Euch zu den erklärten Feinden Eurer Partei? Kommt Ihr etwa vom wiener Hofe abgesendet, es künstlich auszuforschen, ob des kühnen, vielverfolgten Hauses Sinn endlich gebrochen? — Faßt Muth, Ihr mächtigen Männer!" fuhr sie mit leisem Hohne fort, „einem schwachen Weibe ist es gelungen, einen dieser Löwen zu zähmen. Mich liebt er, mir will er den theuern Gatten erhalten, darum hält er Ruhe. Dem Glück der Häuslichkeit hat er den alten Groll, sowie die alten Neigungen aufgeopfert."

„Maria! Grausame!" antwortete Ferdinand nach einer kurzen Pause, „was geläng' Euch nicht. Nur allzu wohl habt Ihr auch jetzt das Ziel getroffen, das Ihr Euch auserkort, im Uebermuth der Schönheit. Strafen wollt Ihr mich, den längst schon sein Vergehen — wenn's eines ist, dem Schicksale gehorchen — selbst gestraft. Ein jedes Eurer Worte drang wie ein schneidend Messer durch die Seele."

„Dem Schicksale gehorchen", versetzte sie lebhaft, „nennt Ihr dem eiteln Hange Eures Herzens folgen? O freilich, Euer Schicksal war, am Hofe in Glanz und Pracht zu erscheinen! Wie hätte doch dort die

arme einfältige Maria beſtanden! Die junge Thörin, die es für lauter Ernſt nahm, was Euer Mund ihr blos zum Scherz mit tauſend Eidſchwüren verſicherte: daß ihre Augen Euch herrlicher ſtrahlten, als aller Diamantenglanz der Kaiſerin und ihrer Damen; daß das Gold ihrer Locken Euch köſtlicher ſei, als alles was Ihr jemals von Eurem Oheim zu hoffen hättet, wenn Ihr ſeinen Befehlen gehorchtet."

Ferdinand ſchwieg wieder eine Weile, dann ſagte er in ſchmerzhaftem Ton: „Ihr ſeht mich ſtarr ſtehen und ſprachlos vor Erſtaunen. Nach jahrelanger, heißer Sehnſucht finde ich Euch wieder, doch Ihr ſeid es, und ſeid es auch nicht. Es iſt das ſüße Auge, die klare Stirn, der roſige Schimmer der Wangen, es iſt noch die herrliche Geſtalt, die Anmuth der Bewegung, aus deren Anſchauen ich einſtens Leben ſog; o es iſt mehr noch, es iſt die Knospe, die ſich zur Königin der Blumen in ſtolzer Freudigkeit entfaltet hat. Aber nicht die mir vertraute, ſanfte Seele meiner Maria tönt von den Lippen wieder. Fremd erklingt mir Eure Rede. Ich fühl' es, der böſe Geiſt des Mis-

trauens hat sich Eurer zarten Brust bemeistert, und lenkt Eure Zunge zu schneidenden, tödtlich schlimmen Worten!“ —

Während er sprach, hatte sich Maria niedergesetzt und ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Die schöne, männliche Stimme drang schmeichelnd in ihr Ohr, in ihr Herz. Jetzt rief sie heftig:

„O könntet Ihr Euer Thun vertheidigen! o könntet Ihr Euch entlasten von der schweren Schuld, die mich an Eurer Statt zu Boden drückt! Ihr könnt es nicht; vor meinem Herzen könnt Ihr's nicht. Denn alle meine Thränen löschten nicht aus, was die Erinnerung mir mit Flammenzügen in die Seele schrieb. Ein harmloses Kind war ich“, fuhr sie, sich in wehmüthigem Rückblick verlierend, fort, „von frommen Aeltern in Gottesfurcht und in strenger Stille erzogen, an Noth und bittere Armuth früh gewöhnt, mich keiner Lust der Jugend je erfreuend, fand ich doch ein bescheidenes Glück in meinem Busen. Bis Euer Erscheinen, Euer kühnes Nahen und Eure Liebesschwüre mir meinen stillen Frieden auf ewig raubten.“

„Und bot dir, meine Maria“, fragte er, ihre

Hand zärtlich an seine Brust drückend, „die Liebe nicht den köstlichsten Ersatz?“

„Ja“, antwortete sie weinend, „glücklich war ich Eine süße Stunde. Ich war es, bis mich der Befehl der harten Verwandten jenem eigensüchtigen Greise übergab. Ihr wißt es, Ferdinand, ich schrieb an Euch, meine Hand bebte, meine Thränen befeuchteten das Blatt. Um Rettung bat ich Euch; demüthig fleht' ich, was Eure Schwüre und meine Liebe zu fordern mich berechtigten. In meiner Kammer saß ich in Thränen Eurer harrend, Eurer Botschaft. Ach, umsonst. Ein Tag nach dem andern verstrich. Der Hochzeitmorgen brach an, Ihr erschient nicht. Ein Opfer ward ich geschmückt vor den Altar geführt, Ihr aber“ — — —

„Durft' ich es wagen“, unterbrach er sie, „an mein dunkles Los das Eurer süßen Jugend anzuknüpfen? Ich der jüngste Sohn meines Hauses, von des Oheims karg zugemessener Gnade lebend. Durft' ich, während Euch ein Anderer Schätze bot, es wagen, Euch, deren schönes Haupt nur die apostolische Krone würdig zieren würde, einem Leben voll Noth und Elend zuzuführen?

Verkennt es nicht! Liebe, Liebe allein war es, die mich leitete. Das aber ist die wahre nicht, die eigensüchtig sich selbst bedenkt, nur im Besitz beglückt."

„Nein, Ferdinand", rief Maria leidenschaftlich, „Ihr habt nie geliebt! Ihr hättet es empfinden müssen, ein zärtlich Herz verschmähe gern die Welt und ihre Schätze, wenn nicht die Hand der Liebe sie ihm bietet. Ihr hättet es wissen müssen, daß es ihm süßer sei, mit dem Auserwählten am Wanderstab von Thür zu Thür zu gehen, vom menschlichen Erbarmen lebend — aber", unterbrach sie sich erschrocken, „wohin verirr' ich mich? Wie ist mir denn? Gott! was hab' ich gesagt? Seid schuldig, seid es nicht, mir seid Ihr fremd. Bin ich nicht die Frau Emmerich Barcoczy's? Eures Feindes? Was drängt Ihr Euch von neuem zwischen mich und meinen Frieden? Geht! Geht! warum ruft Ihr in mir wach, was schon die Zeit in Schlaf zu wiegen begann? —"

Maria war in der höchsten Bewegung. Ihr Herz klopfte ungestüm. Ihre Wangen brannten, abwehrend streckte sie beide Hände gegen ihn aus, und sank in den Sessel zurück. Ferdinand hätte weder Liebhaber

noch Hofmann ſein müſſen, wenn er dieſen Moment ungenutzt hätte vorübergehen laſſen.

„Nein, nein“, rief er, zu ihren Füßen niederſtürzend, „laßt vielmehr es mich zum ewigen Leben wecken. O laß mich Worte finden, Zauberformeln, die den ſchwarzen Dämon bannen, welcher dein Herz mit blindem Wahn gefangen hält. Doch nicht der Worte braucht es. Daß du mich hier ſiehſt, in dieſen Mauern, dir treu geblieben ſechs Jahre lang mitten unter den Lockungen eines glänzenden Hofs — iſt es ein Zeugniß unwürdiger Vergeſſenheit? So ſtrafe mich denn! mein Leben, meine Freiheit ſind in deiner Hand. Sprich meinen Namen aus, und die Flamme deines Zornes löſcht ſich in den Strömen meines Herzblutes! Jene Räuber, jene Brüder ſind zur rechten Stunde beiſammen. Ein einzig Wort von dir, und ſie werden begierig den Vortheil ergreifen, den meine Wehrloſigkeit ihnen gibt. Theokeoli haßt uns wie den Tod, und dieſe Barcoczys werden triumphiren, ihren Kaiſer in einem ſeiner treueſten Diener kränken zu können, meinen Oheim in ſeinem Neffen.“

„O haltet ein!“ rief Maria außer ſich, „Ihr

verkennt Emmerich, verkennt mich. Was quält Ihr mich? Verlaßt mich, und laßt mich Euch nimmer, nimmer wiederſehen!“

„O nein, ich will ihn feſthalten, dieſen köſtlichen Moment! Bald kehrt der, der ſich erfrecht, ſich Euer Gatte zu nennen, zurück. Nur wenige Minuten bleiben mir. Hört mich!“ fuhr er fort, indem er aufſtand; „ja, ich verließ Preßburg mit zerriſſenem Herzen. Ich folgte des Oheims Ruf, betrat des Hofes glatte Bahn. Ich fand Glanz und Ehre. Es ſchien als ob das Glück Reue fühlte, als wollte es mir durch tauſend Gaben erſetzen, daß es mir Eine unſchätzbare Gabe entzogen. Der Kaiſer überſchüttete mich mit Gnade, der erſte Miniſter ſchenkte mir ſeine Gunſt. Aber ich war nicht glücklich. Wählt unter den Schönen unſers Hofes, ſagte die Kaiſerin. Aber keine war ſchön neben dir. Da hörte ich: du ſeiſt frei. Ich warf mich meinem Herrn zu Füßen, ich bat ihn um Urlaub, ich ſprach ihm von dir. Geht, ſagte der gefühlvolle Fürſt, gebt unſerm Hofe dieſen Schmuck, bringt meiner Gemahlin eine treue Dienerin, eine Freundin. Ich eile auf Flügeln der Liebe nach Preß-

burg, kein Zweifel kommt in mein Herz — meiner Maria Liebe iſt ewig, ſag' ich mir, wie die meine ewig iſt. Ich komme; ich höre erſtarrt, du ſeiſt in den ruchloſen Händen eines Räubers, eines Hochverräthers, eines Aufrührers. Zorn füllt meine ganze Seele; allein mein Entſchluß iſt gefaßt: dich retten, dich beſitzen oder ſterben. Ich bedurfte der Liſt, mich in dies wohlverwahrte Haus einzuführen. Ich bin hier und —"

Jetzt unterbrach Emmerich, mit herzlicher Entſchuldigung ſeiner langen Abweſenheit, das Geſpräch; Ferdinand begann ſogleich mit ruhiger Faſſung ein neues, während welchem Maria ſich ſtill und leidend verhielt. Emmerich war etwas zerſtreut. Die Unterredung mit Stephan hatte ſichtlich auf ſeine Stimmung gewirkt. So ging der Abend hin.

Den folgenden Morgen ſchien der Reiſende wieder aufbrechen zu wollen, allein ſein Wirth bat ihn mit aller herzlichen Gaſtfreundlichkeit ſeiner Landsleute zu verweilen. Er ſchlug ihm vor, Samosko zu ſeinem Aufenthalt zu wählen, ſolange er in dieſer Gegend ſei, und von hier aus, ſeinem Zwecke günſtige Streifereien

in die Gebirge zu machen. Er ſelbſt, erbot er ſich, wolle ihn an verſchiedene ſchöne Stellen geleiten, und in den unwirthbarern Gegenden ſein Führer ſein. Der Fremde nahm nach einigen beſcheidenen Weigerungen Einladung und Verſprechen dankbar an, und ſchon beim erſten Frühſtück ward die Sache völlig verabredet. Maria ſaß während der Verhandlungen ſchweigend mit hochklopfendem Herzen da. Als ihr Gemahl ſie aufforderte, in ſeine Einladung einzuſtimmen, that ſie es, nach ſeiner Meinung, mit ſo ungaſtfreundlicher Kälte, daß dieſer, die ihm heiligen Geſetze der Hoſpitalität dadurch verletzt glaubend, ſich veranlaßt fühlte, noch dringender zu werden. An Ungleichheit in Maria's Betragen gewöhnt, fand er, arglos und wenig beobachtend wie er war, auch jetzt nichts Auffallendes an ihr.

So ahnte er nicht, was ſeine unglückliche Gattin während der acht Tage litt, die der fremde Künſtler ihr Gaſt war. Ihr Herz brach faſt unter dem ſchweren Kampfe zwiſchen Liebe und ehelicher Pflicht, zwiſchen dem Wunſche glücklich zu ſein und der Furcht unglücklich zu machen. Keinen Augenblick des Alleinſeins mit

ihr ließ Ferdinand Szentiranyi ungenutzt vorübergehen. Immer wieder von neuem rollte er ein Gemälde vor ihr auf, das ihr die zärtlichſte Liebe, endlich befriedigte Sehnſucht und als lockenden Hintergrund den Glanz des Hofs, die Freuden einer unbekannten Welt zeigte. Daß ſeine Treue nie gewankt, glaubte ſie kaum mehr bezweifeln zu dürfen; kehrte er doch nach ſechs Jahren wieder zu ihr zurück, er, der bei ſeiner glänzenden Bildung, bei ſeines Oheims Reichthum und Macht und des Kaiſers Gunſt, wie die Unerfahrene meinte, tauſend vornehmere und ſchönere Mädchen hätte finden können, zu denen der Weg nicht durch Gefahren und Mühen ging, wie zu ihr. Alles was außer der Vorſtellung einer ergebenen Treue die Phantaſie einer Frau ſonſt noch beſchäftigen und reizen kann, wußte Ferdinand überdem in Bewegung zu ſetzen, und auch hier kam ihm ihre gänzliche Unkenntniß der Welt und ihrer Verhältniſſe ſehr zu Hülfe. Mehr als einmal erinnerte er ſie daran, daß ſchon der ganze Hof ſie erwarte, daß ſie die vertraute Dienerin, die Freundin ihrer Kaiſerin ſein ſolle, und er mußte heimlich lächeln über die Wirkung, die dieſe Vorſtellung that. „O

Eitelkeit! o Weiber!“ sagte er für sich, und lächelnd ging er sichern Schrittes auf sein Ziel los.

Der arme Emmerich hingegen gebrauchte in seiner Treuherzigkeit nicht einmal die Waffen, die ihm zu Gebote standen und mit denen er vielleicht sogar einen so gefährlichen Liebhaber hätte besiegen können, als Ferdinand war; hätte er nur im Augenblicke, wo es nöthig war, sie zu führen verstanden. Durch immer dringender werdende Aufforderungen, sich einer neuen Verbindung zu Gunsten Theokeoli's anzuschließen, auf das lebhafteste beunruhigt, war er in diesen Tagen gerade, und zwar zum ersten male während seiner Ehe, mehr mit seinem Vaterlande als mit seiner Liebe beschäftigt. Zerstreut und unentschlossen, ward er, wenn er sich bei Maria zu erheitern wünschte, durch ihre Verstimmung und trübe Laune nur selbst noch verstimmter. Dagegen fand er in der Unterhaltung mit dem heiter-besonnenen, ruhig-gefaßten Gaste einige Erholung, und er gab daher zu, daß sich Maria häufig in ihr einsames Gemach zurückzog.

Und doch mußte Maria im Grunde ihres Herzens von seiner unveränderlichen Liebe überzeugt sein, denn

zuletzt war es faſt allein Mitleiden, was ſie abhielt, in die Trennung von ihm zu willigen. Nach und nach war es Ferdinand's Beredſamkeit beinahe gelungen, ſie glauben zu machen, ſie begehe durchaus kein moraliſches Unrecht oder keine Sünde, wie man ſich zu jener Zeit auszudrücken pflegte, wenn ſie einen Mann verließe, der nur durch Zwang zum Beſitz ihrer Hand gelangt war.

„Blieb dir eine andere Wahl?“ ſagte er. „Und weiß er nicht ſo gut wie du, daß dir keine blieb, daß du nur ſeine Gattin wurdeſt, deine Ehre zu retten? Wer hat je den Gefangenen eines Unrechts geziehen, der auf ſeine Befreiung bedacht iſt, ohne an die Verantwortlichkeit ſeines Kerkermeiſters zu denken? Soll er in Feſſeln bleiben, um ihn nicht ins Verderben zu ſtürzen? ſoll er die Ketten darum ewig tragen, weil er ſich einmal ihrer nicht hat erwehren können? — Dein Wort vor dem Altare? — Aber wem haſt du es gegeben? Einem Manne, der von ſeinem Gotte, der von deiner Religion abgefallen iſt, einem Ketzer. Der Himmel hat deinen Eid nicht gehört; er hat ihn nicht angenommen, denn du durfteſt ihn nicht ſchwören.

Der Staat erkennt ihn nicht an, denn du durfteſt dein Vermögen nicht einem Aufrührer, einem Hochverräther ſchenken, der es verwendet, ſich Spießgeſellen zu werben und neue Ränke gegen die heilige Perſon ſeines Kaiſers zu ſchmieden. Und in welches grenzenloſe Verderben wird, muß die Verbindung mit dieſen Barcoczys dich einſt noch ſtürzen, wenn du eigenſinnig in einer Verblendung beharrſt, die du Pflicht nennſt. Du ſchmeichelſt dir, der Friede ſei vor der Thür; er werde dir erlauben, in eine Welt zurückzukehren, der du angehörſt. Aber wie wenig kennſt du den Stand der Angelegenheiten dieſer Barcoczys. Es iſt gar keinem Zweifel unterworfen, daß ſie, nebſt dem Grafen ſelbſt, als die erſten Anſtifter dieſer letzten Empörung, von der Amneſtie ausgeſchloſſen bleiben. Emmerich verräth ſeinen gänzlichen Mangel an Urtheilskraft, wenn er thörichterweiſe glaubt, Verbrechen dieſer Art dürfe ein Monarch verzeihen. Bleibt ihm etwas anderes, als zu Theokeoli zurückzukehren? In deine Wohnung wirſt du rohe Muſelmänner eindringen ſehen, Tatarenhorden werden deine Mägde als Sklavinnen fortſchleppen. Sag' nicht, ſie kommen als Freunde,

als Verbündete. Blicke nach der nachbarlichen Walachei, nach der Moldau, dieſen Schutzländern der Gottloſen, und du wirſt es fühlen, ihre Freundſchaft iſt entſetzlicher als die Feindſchaft chriſtlicher Mächte. Fern im Heere der Aufrührer kämpfend, wird Emmerich dich nicht ſchützen können, wenn er auch wollte. Maria! — ein wüthender Schmerz faßt meinen Buſen bei dem Gedanken, daß auch du als reizende Beute mit fortgeführt, im Harem irgendeines verworfenen Ungläubigen verblühen ſollteſt! Du, die du mit einem einzigen muthigen Schritte die Zierde des Kaiſerhofs, die geliebte und verehrte Hausfrau eines Mannes ſein könnteſt, dem alle Gunſt und Gnade ſeines Herrn nicht deinen Verluſt erſetzen konnte.“ —

Dies und Aehnliches hörte Maria täglich. Keiner unter Ferdinand's Gründen blieb ohne Eindruck auf ihr Gemüth. Und ſelbſt wenn der Gang der Begebenheiten ſie nicht in das ſchreckliche Unglück führte, auf welches Ferdinand hindeutete, war nicht auch das, was ſie hauptſächlich hier hielt, Emmerich's Liebe, ihr ſelbſt ſchon oft als das Werkzeug erſchienen, ihre Reichthümer einer unruhigen Partei zuzuwenden? Sie

kam auf dieſe Weiſe dahin, es ſich als Großmuth, als zarte Gewiſſenhaftigkeit anzurechnen, daß ſie einen Schritt nicht thun wolle, zu welchem die an ihr verübte Gewalt ſie zu berechtigen ſchien; daß ſie ihn blos aus Rückſicht auf das Glück eines Mannes zu thun verſchmähe, der ſich ſo ſchwer gegen ſie vergangen, und damit ihr eigenes Glück opfere. Allein ihrer Empfindung gegen den, dem ſie dies Opfer brachte, miſchte ſich nach und nach etwas unſäglich Bitteres bei, um ſo mehr, da er jetzt gerade ihren Werth und ihre Güte weniger zu erkennen ſchien. Immer mehr verſenkte ſie ſich in jenes verderbliche Mitleiden mit ſich ſelbſt, das auf die Dauer ſelbſt ſtarke Herzen entkräftet, ſchwächere aber ganz zu Grunde richtet. Ferdinand's Dringen ſetzte ſie zwar ein wiederholtes Nein entgegen, aber dieſes Nein ward von ſo vielen heißen Thränen begleitet, daß auch ein minder erfahrener Mann nicht den Muth verloren haben würde.

Am neunten Morgen ſaßen alle drei beim Frühſtück, als ein vertrauter Diener dem Hausherrn einen Brief überbrachte, den, wie er ſagte, ein geheimnißvoller und ſchnell wieder verſchwindender Bote abge-

geben habe. Emmerich veränderte die Farbe, als er die wenigen Zeilen flüchtig überblickt. Er ſtand auf, ging unruhig auf und nieder und endlich aus dem Zimmer.

„Das Schreiben iſt von Theokeoli“, ſagte Ferdinand flüſternd und Maria näher rückend. „Es beſcheidet Emmerich an einen Ort, wo ſchon mehrere ſeiner alten Anhänger verſammelt ſind und ſich mit Hülfe des Seraskiers von neuem rüſten, Moncacz zu entſetzen, das der General Karaffa bedroht. Gib Acht! Emmerich wird ſchnell verreiſen; die Stunde iſt da — entſchließe dich, meine Maria!“ —

Emmerich hatte wirklich die Hand ſeines Herrn und Freundes erkannt; aber anders, als Ferdinand ihn andeutete, lautete der Inhalt. Schon war ein dunkles Gerücht nach Samosko gekommen, Graf Theokeoli ſei vom Seraskier verrätheriſcherweiſe gefangen genommen und dem General Karaffa übergeben worden. Die Worte des Briefs beſtätigten wenigſtens einen Theil dieſes Gerüchtes. Er war in lateiniſcher Sprache abgefaßt und enthielt Folgendes:

„Dies Wort der Freund dem Freunde! — Emmerich

Barcoczy, ich grüße dich aus der Gefangenschaft. Du hattest recht, mich vor dem Bunde mit Ungläubigen und Verräthern zu warnen. Uebermorgen will der Seraskier mich nach Adrianopel abführen lassen. Bist du derselbe noch, der mir geschworen, stets zu meinen Diensten zu sein, wo es meine Ehre oder mein Leben gilt, so begib dich auf der Stelle so heimlich als möglich nach Veresmart. Dort wirst du Ketezer, Petroczy, Kendi und andere Getreue finden. Eurem vereinigten Muthe oder eurer List wird es gelingen, mich zu befreien. Von ihnen erfährst du das Nähere. Ich verlasse diese Verräther und, nach Polen flüchtend, werfe ich mich Sobieski in die Arme. Emmerich! ich baue auf dich. E. T."

Was des Freiherrn Wangen verfärbt, als er diesen Brief zuerst las, war keineswegs der Gedanke an die eigene Gefahr bei einem solchen Unternehmen: die Folgen dieses Schrittes waren es, die sich nebst Besorgniß um den Freund plötzlich vor seine Seele drängten. Auf dem Punkte, seinen Frieden mit dem Kaiser zu schließen, war es ihm klar, daß er sich durch die Befreiung Theokoli's wieder als dessen

entſchiedener Anhänger darſtellte. Er fühlte außerdem, daß er dieſem, wenn der einzige Umſtand, um deſſentwillen er ihn verlaſſen, die Verbindung mit den Ungläubigen, gehoben wäre, ſeinen Beiſtand jetzt nicht mehr verſagen dürfe, wo noch kein neuer Eid an Oeſterreich ihn band. Die Pforte ſchien äußerſt geneigt zum Frieden; nicht weniger Fürſt Apafi. Dagegen geſtaltete ſich das Verhältniß zwiſchen dem Kaiſer und Frankreich von neuem feindlich; es war nicht unwahrſcheinlich, daß der wieder ausbrechende Krieg auch Ungarn wieder in Flammen ſetzen werde. Emmerich hatte Kriegsluſt und Muth mit der Muttermilch eingeſogen. Unter Kampf und Schlachten aufgewachſen, waren ſtets die raſtloſeſte kriegeriſche Thätigkeit und die unumſchränkte Freiheit eines ſolchen Krieges gerade wie ſeine Partei ihn geführt, die Elemente geweſen, aus denen er Lebensodem geſchöpft. Aber Liebe und Häuslichkeit hatten ihn nun empfänglich für das Glück des Friedens gemacht. Er gedachte außerdem des ihm von Maria bei ihrer Vermählung abgedrungenen Verſprechens, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſtände, ſich den Kaiſer zu verſöhnen. Er gedachte auch

der Verpflichtung, die er übernommen, für seiner Gattin Vermögen zu sorgen, das durch einen neuen Uebertritt ganz verloren gehen mußte, da fast alle ihre Güter in einem Theile des Landes lagen, der dem Kaiser am schwersten genommen werden konnte.

„Wie dem auch sei", sagte er, „meinen Freund, meinen einst anerkannten Herrn darf ich in der Noth nicht verlassen. Ich will nach Veresmart. Alles biete ich auf, um ihn zu befreien. Ich will es, und wenn das ganze Heer ungläubiger Hunde ihn bewachte. Ich geleite ihn mit den Freunden über die polnische Grenze. Dann sag' ich mich los von ihm. Mein Arm gehört meinem Lande, nicht ihm. Nur Ehrsucht und selbstisches Misvergnügen kann ihn über die Vortheile verblenden, die diesem der Oedenburger Reichstag zu Wege gebracht. Ich erkläre es ihm unumwunden, verlasse ihn an der Grenze. Meinen Eiden getreu will ich nicht mehr für ihn, noch gegen ihn fechten."

Seine Stirn glühte bei der Vorstellung, einem neuen vaterländischen Kampfe müßig zuzusehen. Sein Herz flammte auf und alle seine angeborenen kriege-

rischen Neigungen erwachten. „Maria", sprach er leise, „ich opfere dir viel!"

Mit diesen Gefühlen ging er in das Zimmer zurück, in welchem er Maria mit dem Gaste gelassen. „Verzeiht", sagte er zu letzterm, „ein nothwendiges Geschäft zwingt mich zu einer kleinen Reise, von welcher ich frühestens in einigen Tagen zurückkehren kann. Es ziemt dem Wirthe nicht, sein Haus zu verlassen, wenn werthe Gäste es bewohnen, allein dringende Umstände müssen mich entschuldigen."

„Ihr beschämt mich", erwiderte Ferdinand; „ewig wird Euere Gastlichkeit und Güte meinem Herzen erinnerlich sein. Aber Nothwendigkeit trifft wunderbar mit Nothwendigkeit zusammen. Soeben eröffnete ich Euerer edeln Hausfrau, daß dies der letzte Tag sein müsse, wo mir das Glück vergönnt sei, in diesem Schlosse zu verweilen: wiederholt schon gemahnt es mich, daß ich allzu lange hier gesäumt. Freunde warten meiner seit dem Herbst in Preßburg, wohin ich ihnen von Wien aus zu folgen versprach. Ein späterer Einfall bestimmte mich nach Venedig zu gehen und in Ragusa zu landen. Sie sind ohne Nachricht von mir,

und ohne Zweifel in Besorgniß. Erlaubt, daß ich nun mit Euch zugleich dies Haus verlasse und mich westwärts wende, während Ihr Euch vielleicht nach einer andern Himmelsgegend kehrt."

„Nicht doch"; versetzte Emmerich mit herzlicher Höflichkeit, „straft nicht meine Unart durch so plötzliche Abreise. Ich würde Euch dringend bitten hier zu verweilen, nähme ich meine Frau mit mir; da sie aber zu Hause bleibt, würde es sich bei Euerer Jugend und Wohlgestalt nicht schicken, daß Ihr in des Hausherrn Abwesenheit ihr Gesellschaft leistetet. Ich ersuch' Euch, macht eine von Euern Streifereien und kehrt in ein paar Tagen hierher zurück."

Der Fremde schien von Emmerich's Güte gerührt, führte aber so dringende Gründe seiner Weigerung an, daß dieser endlich abstand. Es ward demnach verabredet, sich sogleich reisefertig zu machen, und der Gast verließ das Gemach, die nöthigen Anordnungen zu treffen. Maria sah nicht ohne Bestürzung den Freund sich zu so schleunigem Aufbruch rüsten. Dunkle Gefühle des Schmerzes vereinigten sich in ihr mit dem Gedanken an eine drohende Zukunft, der durch den

geheimnißvollen Brief, welchen ihr Gemahl erhalten, durch die Versicherung Ferdinand's, er mahne ihn zu neuem Aufstand, und durch seinen schnellen Entschluß, sie auf so lange Zeit zu verlassen, wieder lebhafter aufgeregt und bestätigt ward. Demnach fühlte sie sich unmuthiger als je gegen Emmerich, und als dieser, nachdem er den Dienern einige Befehle gegeben, sich zu ihr setzte und sie, zärtlich die Trennung beklagend, liebevoll umarmen wollte, wand sie sich los und sagte schneidend:

„Darf ich mich wol unterstehen, Euch zu fragen, wer den Brief geschrieben, der Euch so unwiderruflich von mir treibt?"

„Du weißt, Schönste", erwiderte er gezwungen lächelnd, „unterstehen darfst du dich gegen deinen armen Sklaven alles. Aber darf er sich wol unterstehen, dir dies eine mal nicht zu antworten?"

„Ihr vielmehr wißt", entgegnete Maria bitter, „daß Ihr Euch alles erlauben dürft. Ich hätte mir die Frage ersparen können. Hört aber einmal ein ernstes Wort. Ich weiß zwar nicht, was in Euerm Briefe steht, allein ich kann vielleicht den Inhalt des-

selben errathen. Wenn er Euch etwa zu neuen gesetzwidrigen Handlungen auffordert, so bedenkt wohl, was Ihr thut. Den Frieden stören, Bürgerblut vergießen, um eigensinnig eingebildete Rechte zu behaupten, deren Verlust durch andere Vortheile ersetzt wird, kann nimmermehr gute Früchte tragen und wird zuletzt mit Landesverweisung oder schimpflichem Tod endigen. Erwägt dies alles wohl!"

Emmerich's Wangen überzog ein dunkles Roth; die Vorwürfe seiner Freunde, daß er unter unwürdiger Weiberherrschaft lebe, fielen ihm zum ersten male auf das Herz, und indem er fühlte, welch Opfer er ihr zu Liebe zu bringen gedenke, empfand er ihre Anmaßung doppelt verletzend.

„Liebes Kind", sagte er mit erkünstelter Gelassenheit, „schönen Frauen kleidet alles, nur nicht das Einmischen in politische Dinge; es ist gerade als wollt' ich mich an den Herd stellen, oder an den Stickrahmen setzen."

Maria schwieg beschämt und gereizt; eine kurze Pause entstand, die von dem eintretenden Ferdinand unterbrochen ward. Maria fuhr zusammen, als sie

den Freund in Reiſekleidern, und im nämlichen Augenblicke die Pferde vorführen ſah.

„Ihr ſeid bereit, und längeres Verweilen wäre uns beiden läſtig", rief Emmerich, ſich peinlichen Empfindungen durch ſchnellen Aufbruch entreißend. Er wendete ſich zu Marien, ihr einen lauen Abſchied zu ſagen; als er ſie aber anſah, ergriff ihn der Anblick der ſchönen, bleichen Geſtalt wunderbar. Er umfaßte ſie, hielt die ſich Sträubende gewaltſam, und küßte ſie mehrere male mit leidenſchaftlicher Heftigkeit. Die Sitte verſtattete damals den Ehemännern nicht ſolche freie Liebkoſungen in Gegenwart Fremder. Marien mußten dieſe doppelt verletzend ſein vor den Augen des ſcheidenden Freundes; dreifach aber nach dem eben vorgefallenen Auftritt. Denn feingeſtimmte Frauen fühlen ſich durch das blos ſinnliche Wohlgefallen derjenigen, die ihnen Nichtachtung bezeigen, eher gekränkt als geſchmeichelt. Zürnend entwand ſie ſich ihm, und es war in dem Augenblick etwas in ihrem Herzen gegen ihn, was faſt Widerwillen war. Der Gaſt näherte ſich ihr darauf und empfahl ſich ihr mit aller Höflichkeit und Dankbarkeit eines wohlbewirtheten Fremdlings.

Keine Miene, kein Wort verrieth eine tiefere Empfindung. Bestürzt und stumm stand sie, sah beide Männer das Zimmer, das Haus verlassen. Eine unwillkürliche Bewegung führte sie an das Fenster. Die Männer schüttelten einander die Hände, wünschten sich alles Gute und sagten sich, wie es schien, ein ebenso herzliches als höfliches Lebewohl. Dann saßen sie auf, Ferdinand ritt nebst seinem Diener zum Thore hinaus und wendete sich links, Emmerich folgte ihm und kehrte sich rechts. Ihn begleiteten mehrere Knechte. Nun waren sie ihren Blicken entschwunden. Nun war sie ganz allein. Lange stand sie in der schmerzlichsten Betäubung; endlich machte ein Thränenstrom ihrem gepreßten Herzen Luft.

Sie konnte es nicht fassen, daß er so, so von ihr geschieden war! Nach einem solchen Aufenthalt, nach solchen Auftritten so ohne allen Abschied, ohne ein einziges herzliches Lebewohl. Deine Weigerungen haben ihn endlich ermüdet, sagte sie zu sich selbst. Ach! aber sie wollte ihn ja nicht besitzen, sie wollte es ihm ja nur noch einmal sagen, daß sie lieber unglücklich sein wolle als eine Ehebrecherin. Nur noch einmal sehen, noch einmal segnen wollte sie ihn. Lange dachte sie,

er könne ſo nicht geſchieden ſein, er müſſe, müſſe wiederkehren. Aber der Tag ſchlich langſam hin, und ſie harrte ſeiner vergebens. Schon dämmerte der Abend, als ſie es in ihren Zimmern nicht mehr aushalten konnte; ſie nahm ihren Pelz um, hing einen Schleier über und ſagte ihren Leuten, ſie wolle nur einen Augenblick friſche Luft im Garten ſchöpfen. Allein ſie ging nicht in den Garten, ſondern den Schloßberg hinunter auf die Landſtraße hinaus, die nach den ſüdweſtlichen Gegenden führte.

Eine unnennbare Angſt trieb ſie vorwärts, aber es ward dunkler und dunkler, und ſie entſchloß ſich endlich zur Rückkehr. Indem ſie noch einmal umherblickte, ſah ſie in geringer Entfernung eine weibliche Geſtalt aus einer Bergſchlucht hervortreten, die ſie an der wunderlichen, fantaſtiſch-zerlumpten Tracht für eine Zigeunerin erkannte. Das Weib trug ein halbnacktes Kind auf dem Arme; ſie ſchien Marien, die auf der Fahrſtraße mit ſchnellen kleinen Schritten wandelte, gar nicht zu bemerken; oben auf dem Bergpfad bleibend, hielt ſie ſich eine kleine Strecke hinter ihr, liebkoſte ihrem Kinde, in einer Sprache, die aus ver-

ſchiedenen zuſammengeſetzt ſchien, fing aber plötzlich mit jugendlicher heller Stimme ein Lied zu ſingen an, das die Zuhörerin erſchütterte.

Die Weiſe bewegte ſich einförmig klagend zwiſchen wenigen Tönen hin und her. Die Worte waren im reinſten Serbiſch und ein kurzes Sinnen der Sängerin zwiſchen jeder Strophe ließ Maria glauben, daß das Lied ein Erguß augenblicklicher Empfindung ſei, oder aus dunkler Erinnerung jetzt erſt zuſammengeſetzt werde. Es lautete:

Wehe mir! was ſtöhnet dort für Klage?
Läuten Glocken? ſchreit ein grauer Kukuk?
Wehe! wehe!
Wären's Glocken, tönten hoch vom Thurme,
Wär's ein Kukuk, ſäß in Baumeswipfeln.
Leide! leide!
Iſt's das Mädchen auf dem ſteilen Bergpfad?
Iſt's auf ihrem Arm der liebe Knabe?
Wehe! wehe!
Blutzerriſſen iſt ihr weißes Antlitz,
Blutverſchwollen ihre ſchwarzen Aeuglein,
Leide! leide!
Blutzerſtampfet ihre leichten Füße,
Blutdurchfeuchtet ihre gelben Stiefeln.
Wehe! wehe!
Liebſter! zecheſt du im weißen Hauſe?
Liebſter! jageſt du im grünen Walde!
Leide! leide!

Gib mir deinen rundgefleckten Mantel,
Daß ich deinen Knaben mit verhülle!
Wehe! wehe!
Gib mir deine schwarze Wolfsfellmütze,
Daß ich drin mein Angesicht verberge.
Leide! leide!
Mit der Geisel trieb mich meine Mutter:
„Hündin! suche deinen fremden Buhlen!“
Wehe! wehe!
Nun drei Jahre schon, drei Tag' und Nächte,
Liebster! such' ich dich in Berg und Wäldern.
Leide! leide!
Such' im weißen Zelt dich mit dem Knaben,
Such' dich unter Leichen auf der Wahlstatt.
Wehe! wehe!
Braust der Sturm und löst das schwarze Haar mir;
Liebster! nimm mich auf im weißen Hause!
Leide! leide!
Fällt der Schnee, und starrt vor Frost mein Büblein,
Liebster! nimm uns auf am warmen Herde!
Wehe! wehe!

Maria, nur mit einer andern slawischen Mundart bekannt, verstand nicht alle Worte des Liedes. Aber sie verstand genug, um es ihrem eigenen Zustande gemäß zu finden. Auf der Bergstraße umherirrend, den Geliebten suchend, hätte auch sie gern ihr Leid und Wehegeschrei den Lüften vertraut. Was aber von besonders ergreifender Wirkung für sie war, ist ein Geheimniß des Liedes, das sich in keiner Uebersetzung

wiedergeben läßt. Indem nämlich die Sängerin jedem ihrer Strophenpaare ein ſchmerzliches Lele, Lele! oder Lado, Lado! (wehe! und leide!) nachſendete, ſchien ſie zu gleicher Zeit die Götter der Liebe anzurufen, die in altſlawiſcher Mythologie wunderbar-bedeutſam dieſe Namen führten. Lado! Lele! tönte es in Maria's Herzen nach.

Im Zuhören hatte ſie unwillkürlich die Schritte ein wenig gehemmt, ſodaß die kräftiger ſchreitende Zigeunerin ſie bald eingeholt hatte. Kaum bemerkte die Fremde ſie, als ſie ſie anrief und ſie in verdorbenſtem Ungariſch, aber mit morgenländiſch-höflicher Art begrüßte.

„Allerſchönſte Dame", rief ſie, „nimmer verwelke die Blume deiner Geſundheit! nie verſieche der Quell deiner Liebesfreuden! vor dir fliehe die giftige Schlange und die ſchwarze Peſt, die tödtende! — ſage mir, bin ich noch weit von Samosko?"

Maria hatte die Grüße mit anmuthigem Kopfneigen beantwortet; bei der letzten Frage ſah ſie etwas beſtürzt auf: „Sucht Ihr dort ein Nachtquartier?" war ihre Gegenfrage.

„Ich hab' mir die armen Füße aufgelaufen, bin wund und todesmüde: keine Seele würde mir's irgendwo verweigern. Aber sagt mir, ist's noch weit?"

„Ganz nahe", entgegnete Maria, „auch mein Weg führt dorthin."

„Das ist gut", erwiderte die Zigeunerin, indem sie sich anschickte die steile Bergwand hinunterzuklimmen. Die Mühe schien klein für ihre geschmeidigen Glieder. In wenigen Augenblicken ging sie Maria zur Seite. Diese konnte sie nun bequemer betrachten.

Sie sah eine große schlanke Gestalt von kaum achtzehn Jahren, mit kräftigen aber nicht rohen Gliedern. In dem länglichen, orientalisch schön geformten Gesicht war nicht zugleich die orientalische Starrheit, die tödlich kalte Regelrechtigkeit der Züge, die dem fühlenden abendländischen Beschauer das Herz zusammenziehen kann. Es war im Gegentheil eine gemäßigte Beweglichkeit darin, welche die Seele nicht verleugnete und die dem Gesicht einigen Reiz gegeben haben würde, auch wenn weniger glänzende schwarze Augen daraus hervorgestrahlt hätten. Blendend weiße Zähne, rabenschwarze, dicke Haarflechten schienen ihrem Volks-

Knabe ſelbſt aber ſchien wenig danach zu fragen, und an alle Witterung gewöhnt, für Hitze und Kälte gleich unempfindlich, ſchaute er keck und trotzig in die Welt. So ſtand die Zigeunerin jetzt neben Maria, deren edle, einfache Geſtalt, in blauatlasnen Pelzmantel gehüllt, den Kopf nonnenhaft mit dichten Schleiern verhängt, zu der abenteuerlich grotesken Figur den ſchneidendſten Gegenſatz bildete.

Maria beugte ſich mit einiger Zärtlichkeit zu dem armen Knaben, der aber mit kindiſchem, ſtets ungezügeltem Eigenſinn ſie gerade mit der Fauſt in das Geſicht ſchlug. Der Mutter Verweis war nur leicht:

„Still, Bübchen“, ſagte ſie mit halbem Lächeln, „was ſchlägſt du Weiber? Es iſt ein kecker Wildfang“, ſetzte ſie gegen Marien hinzu.

Dieſe ſchritt ſtillſchweigend weiter. „Sagt mir doch“, hob die Zigeunerin wieder an, „allerſchönſte Dame, find' ich wol den Baron Barcoczy zu Hauſe in Samosko?“

„Welchen Baron Barcoczy meint Ihr?“ fragte Maria, indem ſie ſich beſann, was ſie antworten ſollte.

„Ei, ich meine den jungen, ſchönen, den Emmerich. Nach dem alten Wehrwolf, dem Stephan, möge eine Andere fragen.“

„Was wollt Ihr denn von Emmerich Barcoczy?“ fragte Maria ahnungsvoll.

„Ich will ihm was bringen, was ihm gehört.“

„Kennt Ihr ihn denn?“

„Das wollt' ich meinen“, verſetzte jene mit bedeutſamem Lächeln. „Da Ihr nach Samosko ſo ſpät geht, ſeid Ihr wol gar ſeine Schweſter, oder — —“

„Das bin ich“, verſetzte Maria ſchnell, in ängſtigendem Vorgefühl; „aber was wollt Ihr ihm denn bringen?“

Die Zigeunerin zögerte einen Augenblick. Dann ſagte ſie dreiſt: „Den kleinen Buben hier!“

Maria hatte zwar den Schleier vor das Geſicht gezogen, allein die Fremde mußte trotzdem eine Veränderung ihrer Züge wahrnehmen, denn ſie fuhr fort:

„Deutet's mir nicht allzu übel. Die Schweſtern, weiß wohl, haben's nicht gern von den Brüdern. Aber das Herz iſt einmal ſo geſchaffen. Das frägt nicht nach Stand und Würden, nicht nach Gott und

Kirche. Und seht, der Bub' ist auch christlich getauft. Ich hab's Emmerich versprechen müssen, als er schied."

Sie schlug das Fell zurück, worin sie das Kind trug, und zeigte ihr ein Heiligenbild, welches ihm um den Hals hing.

„Wäre es möglich!" entgegnete Maria, die unwillkürlich stehen geblieben war. „Emmerich!" — die verschiedensten Gefühle bestürmten ihr Herz.

„Wundert Euch nicht allzu sehr!" fuhr jene nicht ohne Bewegung fort. „Sagt mir lieber, finde ich Euern Bruder?"

„Emmerich findet Ihr nicht, wohl aber seine Frau."

Als die Zigeunerin nicht antwortete, blickte Maria auf und bemerkte, daß jene die Farbe verändert hatte und ihren Knaben fest an ihre Brust drückte.

„Armer Bub'!" sagte sie endlich. „Er ist also vermählt. Nun ich hätt's denken können, und hab's gedacht tausendmal, aber ich bin ihm treu geblieben drei Jahre lang — und vielleicht noch eins drüber, und hätte doch auch manchen schönen Fang thun können. Aber ich mochte keinen außer ihm. Aber der Emme-

rich ist doch brav, er wird sein altes braunes Liebchen nicht verstoßen. Schade nur, daß er nicht da ist. — Ich getraue mich nicht hin", setzte sie hinzu, indem sie stehen blieb. „Armer, nackter Bub'! — Sagt mir, ist die Frau böse?"

Ein tiefes Mitleiden ergriff Maria. „Sie ist's nicht, armes Mädchen!" erwiderte sie. „Kommt nur mit mir! Wo wollt Ihr jetzt hin? Ihr könnt zur Nacht kein Haus mehr erreichen, und dort ist Samosko."

„Meine Mutter hat mir's vorausgesagt", fing die Zigeunerin wieder an. „Sie hat mich wund und blutig geschlagen, aber ich mochte nicht von dem Emmerich lassen. Heirathen kann er mich freilich nicht; aber ein anderes Mädchen hätte er doch auch nicht nehmen sollen. Er hat mir auch tausendmal gesagt, er wollt's nicht, er wollte ein freier Kriegsmann bleiben sein Leben lang. Aber er ist auch sicherlich schuldlos. Gewiß ist's ein reiches Mädchen, das er sich genommen hat, weil ihm der Kaiser Hab und Gut geraubt. Allein im Herzen bewahrt er die Kossanja!"

„Der Abscheuliche!" rief Maria, von diesen Worten heftig ergriffen.

„Möge Euch der Hals weh thun!“ verſetzte die Zigeunerin zürnend, „was ſchimpft Ihr den Bruder? Ihr mögt mir eine ſchöne Schweſter ſein. Was geht Ihr denn noch ſo ſpät auf der Landſtraße?“

Sie waren jetzt dem Hauſe ganz nahe. „Nicht ſeine Schweſter bin ich“, ſagte Maria, „ich bin ſeine angetraute Frau“; und als wolle ſie den Verdacht der Nebenbuhlerin, Emmerich habe ſie nur wegen ihres Geldes gefreit, entkräften, ſchlug ſie bei dieſen Worten den Schleier zurück, der das reizendſte, zarteſte Geſicht in ganz Ungarn verhüllte.

Die Zigeunerin ſtarrte ſie lange unbeweglich an, und eine unbeſchreibliche, aus Schreck, Schmerz und Furcht gemiſchte Empfindung ſprach aus ihren Mienen. Sie öffnete die zuckenden Lippen, aber kein Ton war zu vernehmen. „Dann iſt's wol aus“, ſagte ſie endlich. „Frau! ich will Euch nicht fluchen, aber ſegnen kann ich Euch auch nicht. Ihr ſeid weiß wie der heilige Geiſt, und ſchön wie eine Houri! Ihr habt es ihm nicht anzuhexen brauchen; das ging alles mit menſchlichen Dingen zu, daß er Euerer Liebe nachtrachtete, denn Euer Geſicht iſt glänzend weiß, wie der

Schnee auf dem heiligen Berge; Euere Lippen glühen, wie die Sonnenwolken am abendlichen Himmel. Aber das Geſicht iſt doch nicht das Beſte an uns, das Herz iſt doch mehr werth! Und glaubt auch nicht, daß ich immer ſo vergrämt und hager. geweſen, als ich jetzt vor Euch ſtehe. Die Koſſanja war Euch ein ſchönes junges Blut, als ſie vierzehn Jahr alt war und ſie der Emmerich Barcoczy zum erſten mal fand, Gold waſchend am Ufer der walachiſchen Aluta. Ihre Augen waren wie die ſchwarzen Schlehen auf dem Felde, ihre Brauen wie die kleinen Meerigel am Strande, und ihre Wangen wie der rothe Wein in der Herberg. Die jungen Burſche flammten alle in Glut auf, Chriſten und Gläubige. Die Muſelmänner hätten Euch eine Moſchee abgebrannt, wenn ſie's hätte haben wollen, und die Raizen und Madſchjaren ſchwuren, Gott ſolle ſie erſchlagen, wenn ſie nicht die Donau hinaufſchwämmen bis Wien, für einen Kuß von Koſſanja's Lippen. Aber die Koſſanja hatte blos den einzigen Chriſten lieb, und keinen Türken, und keinen von ihrem Volke. Aber als das Heer hinunter ins Zipſer Comitat zog, und der Emmerich nicht wieder

kam und nichts von ſich hören ließ, da zerkratzte ſie ſich das Geſicht und riß ſich die Haare aus den Brauen, und weinte ſich blind und härmte ſich mager. O Emmerich! Emmerich!“ ſetzte ſie laut weinend hinzu, „du haſt meine Schöne gemordet! O Emmerich! du haſt mein Herz gebrochen! Mögen's dir die heiligen Engel verzeihen! — von mir hörſt du nichts wieder, aber der arme Bub' hier ſoll ein Türke werden!“

Mit dieſen heftig ausgeſtoßenen Worten wollte ſie davoneilen, aber Maria hielt ſie.

„Bleib“, ſagte ſie, „armes Mädchen, um deines Knaben willen verweile dieſe Nacht hier! Morgen wollen wir das Weitere beſprechen.“

„Kommt er morgen?“ fragte das braune Mädchen unſchlüſſig.

„Schwerlich vor einigen Tagen“, erwiderte Maria.

Indem näherten ſich mehrere Mägde, die, beſorgt um die ausbleibende Frau, ſie jetzt mit der Fremden erblickend, aus dem Hofe herbeieilten. Kaum ſah die Zigeunerin ſie, als ſie ſogleich ſich kräftig Maria's zarter Hand entriß, indem ſie die ſchmerzlichen Worte rief:

„Laßt mich fort, ſie würden mich nur höhnen! Und Ihr am Ende auch mit Euerm Heiligenblick! Komm, komm, armes Emmerichskind; in das Waldgebirge will ich, und der kalte Stein ſoll mein Bette ſein, der Weißdorn unſer Abendbrot, und der Sturm heult uns das Schlaflied. Komm!“

So lief ſie mit Windesſchnelle den Schloßberg hinunter, und bald barg nächtliche Finſterniß die Geſtalt der Fliehenden. Maria folgte ihren Dienerinnen in das Haus.

In ihrem Gemach angelangt, warf ſie ſich in der heftigſten Bewegung in einen Seſſel. „Was hab' ich hören müſſen“, rief ſie ſchmerzvoll, „welchem Manne hab' ich mein Herz, mein Glück und das Glück des treuen Ferdinand aufgeopfert! Geliebt wenigſtens wähnt' ich mich, und ich theile ſeinen Beſitz mit einer elenden Landſtreicherin, deren Volk der Menſchheit Abſchaum iſt. Ehrlich wenigſtens wähnt ich ihn, und er opfert einem verächtlichen Sinnenrauſch ein armes Geſchöpf, das nun in der Winternacht mit blutenden Füßen im Waldgebirge umherirrt, und viel-

leicht mir Unſchuldigen flucht! Und an dieſen Mann bin ich auf ewig gefeſſelt! O Ferdinand! o Ferdinand!"

Ein leiſes Geräuſch — ſie blickte auf, und Ferdinand ſtand vor der Erſtarrenden. Er war in veränderter Tracht; ein weiter Reiſemantel verbarg nur halb die kaiſerliche Uniform.

„Maria", ſprach er raſch, „jetzt iſt der Augenblick da. Zögere nicht! ich habe einen Haufen Reiter mit mir. Ich war entſchloſſen, dieſen Hof zu überfallen, wenn's ſein müßte. Aber alles geht nach Wunſch. Ich fand Thor und Thüren offen, wie eine deiner Dienerinnen mir zugeſagt. Zögere nicht, einzig Geliebte."

Er umfaßte zärtlich die ſchöne todtenbleiche Frau. Bis zur Willenloſigkeit entkräftet durch die namenloſe Angſt des Tages, heftiger als je aufgeregt durch die Entdeckung von Emmerich's Untreue, ſank ſie in die Arme des Verräthers: „Ich bin dein", ſtammelten ihre bebenden Lippen. „Thue was du willſt!"

„So laß uns eilen, Geliebte!" rief Ferdinand und trug ſie zur Thür. Aber ſie hier niederſetzend fügte er hinzu: „Laß mich indeſſen auch für unſere Sicherheit ſorgen. Gib mir den Schlüſſel zu deinem

Schranke. Einen Augenblick nur", ſprach er weiter, als ſie zögerte, und löſte ihr das Schlüſſelbund, das ſie nach Art der Hausfrauen am Gürtelbande trug. Schnell fand er den rechten, öffnete ein Käſtchen und nahm verſchiedene Papiere, Maria's Vermögen betreffend, und auch ihren Trauſchein heraus. Er mußte ſich während ſeines achttägigen Beſuches von allem genau unterrichtet haben.

Mit einer Ohnmacht ringend, ſah Maria nicht was er that. Sie fühlte ſich von neuem aufgehoben und durch das vermittels der Sorgfalt der beſtochenen Magd leer gehaltene Haus getragen. Vor der Hofthür harrten mehrere Männer, die ſie eiligſt in einem bereit ſtehenden Tragſeſſel die Anhöhe vor dem Hauſe hinabbrachten. Unten hielt eine kleine Schar Reiter, nach ihren Uniformen kaiſerliche Soldaten. Ein Schlitten nahm die beiden Fliehenden hier auf und trug ſie, von den Reitern geleitet, im Verlauf der Nacht nach Eperies, wo Kaiſerliche ſtanden. Unterdeß hatte Ferdinand Maria mitgetheilt, daß der General Karaffa ſelbſt ihm dieſe Truppen anvertraut und daß der Feldprieſter im Lager vor Kaſchau ihrer harre, ihre

Hand in die ſeinige zu legen. Bei dem kurzen Verweilen in Eperies zerriß er den Trauſchein vor Maria's Augen, die ſchamglühend und verworren keinen Willen mehr zu haben wagte. Nur das Eine wünſchte ſie: Ungarn ſo bald als möglich zu verlaſſen. Fern vom Vaterlande, im geräuſchvollen Leben der Hauptſtadt, jedem äußerlichen Erinnerungspunkte entrückt, wähnte die Arme eher vergeſſen zu können. Ach! aber wenn es wahr iſt, daß der ſtete Wechſel und Reiz des Neuen, daß das raſtloſe Rollen der Begebenheiten außer uns, daß der Zauber des in der fremden Welt entdeckten Schönen auch das kränkſte Gemüth endlich ſtärken und heilen kann, ſobald es der Schmerz iſt, der es entkräftet hat, nicht die Schuld, die es zu Boden drückt: den Stachel des Gewiſſens zieht ihr nicht heraus, mit aller Anſtrengung euers Willens; der verfolgenden Mahnerin entflieht ihr nicht im ungeſtümſten Wirbeltanz wechſelnder Ereigniſſe und Erfahrungen!

Ferdinand gab den Bitten Maria's nach, verweilte im Lager Karaffa's nur ſo lange als nöthig, um ſich mit der Geliebten trauen zu laſſen und ſich mit den nöthigen Bedürfniſſen zu verſehen, und war, durch die

überall ausgebreiteten kaiſerlichen Truppen geſchützt, bald auf der öſterreichiſchen Grenze. Wenige Wochen nach der Flucht aus Samosko empfing das glänzende Wien die Reiſenden.

Nicht ohne beſtimmte Abſicht haben wir bis hierher unſere Erzählung Schritt für Schritt weiter geführt; ja vielleicht da gerade am längſten verweilt, wo ſie ſtill zu ſtehen ſchien. Denn nicht die Handlungen ſelbſt ſind es, die dem Menſchen Werth geben und rauben, die ihm euern Beifall verſchaffen, euere Verachtung zuziehen ſollten. Erſt wenn ihr genau den Weg kennen gelernt, den die Seele machte, ehe ſie zum Ziel der That gelangte; erſt wenn ihr wißt, welche äußern Kräfte dahin gewirkt, den innern Entſchluß zu bilden, welchen Samen Erziehung und frühe, Herrſchaft erringende Verhältniſſe in des Menſchen Bruſt geſtreut, und in welchem Grade empfänglich für ſolche Saat ihn das Schickſal geſchaffen hat — erſt dann dürft ihr richten, bewundern und billigen, entſchuldigen und verdammen. Widerrechtliche Handlungen, wie ihr ſie Emmerich Barcoczy wiederholt begehen geſehen, werdet ihr ihm vielleicht um ſeiner Treuherzigkeit

willen verzeihen. Aber werdet ihr auch Maria gleiche Milde angedeihen laſſen, die mit dem Geſetze, das die bürgerliche Geſellſchaft zuſammenhält, zugleich das der Moralität, der Religion übertrat, indem ſie den heiligſten Eid brach? Gewiß, ihr werdet es, wenn ihr aufmerkend den Weg verfolgt, den das Schickſal die Arme leitete. Es gab ihr ein weiches, liebebedürftiges, heißes Herz, und verſagte ihr jedes Mittel, dieſem Herzen ein Gegengewicht in einer ausgebildeten Vernunft, in einer ſelbſtändigen Willenskraft zu geben, indem es ſie immer wieder in neue untergeordnete oder aufgezwungene Verhältniſſe führte. Es weigerte ihr die Erfüllung des heißen Jugendwunſches, um ihn durch mehrjähriges Entſagen zur unaufhaltſamen Glut werden zu laſſen, ihr dann in einem verrätheriſchen Augenblick das lang erſeufzte Ziel dicht vor die Seele zu rücken. Von früher Jugend an in dem beſchränkteſten Kreiſe ſich bewegend, verharrte ſie länger als die Vernunft es wollte in dem jugendlichen Wahne, das Glück der Liebe ſei ihre Beſtimmung als Weib, ein Irrthum der eigentlich mehr unſerer Zeit angehört, dem aber Maria ihre Individualität unterwarf. Wenn

wir indeſſen durch umſtändliche Darlegung innerer und äußerer Antriebe Emmerich zu reinigen, Maria zu entſündigen hofften: keine Leidenſchaft, kein Drang der Umſtände entſchuldigt den Verräther, der umſichtig und berechnend Betrug und Argliſt zu Hülfe rief, die heiligen Rechte der Gaſtfreundſchaft mit Füßen trat und das heiligere Band der Ehe zerriß. Nicht die ungemäßigte Glut des Menſchenherzens, die als Flamme auflodernd, verderblich um ſich greifend, alle Schranken vernichtet; nicht die ungezügelte Kraft, die in wild ausbrechender Roheit zarte Blüten, liebliche Blumen zertritt — nicht das iſt das größeſte, das wahrhafteſte Uebel der Welt: der kalte, ſchleichende Eigennutz iſt es, die herzloſe Selbſtſucht, die mit ihrem Gefolge von Verrath, Trug und Heuchelei leicht den Sieg erringen, weil ſie wiſſen was ſie thun, während die Leidenſchaft blindwüthend ihre eigenen Waffen zerbricht.

Im Verlauf von zwei fruchtbringenden Jahren kam Maria zu dieſer Erkenntniß und lernte davon die ſchmerzlichſte Anwendung machen. Ihr Geiſt bedurfte nur der Freiheit ihrer jetzigen Lage, um mit unbefangenerm, geſchärfterm Blick alle Verhältniſſe zu

überſchauen. Mitten in der Welt und ihren mannichfachen Berührungen, konnte ſie über Ferdinand nicht lange verblendet bleiben. Der verſtändige Leſer hat bereits eingeſehen, daß im Herzen deſſelben nie die wahre Liebe gewohnt. In ſeinen Jünglingsjahren hatte er ſein Verhältniß zu dem ſchönſten Kinde in Ungarn als eine angenehme Unterhaltung betrachtet, wie er, halb äſthetiſch, halb cavaliermäßig ausgebildet, ſich überhaupt in empfindſamen Galanterien gefiel. Selbſt arm, mit einem ſo armen Mädchen ſich zu vermählen, kam ihm gar nicht in den Sinn; ebenſo wenig wollte er ſie unglücklich machen, denn er war kalt, ehrſüchtig und gleisneriſch, aber nicht ſinnlich. Als der alte Opray um Maria warb, fand er es daher ganz natürlich, zurückzutreten und in Wien ein neues Glück zu ſuchen. Seine ſchöne Geſtalt, ſeine glänzende Bildung verſchaffte ihm bald die Gunſt der Frauen und Männer; ſeine edle Geburt wie ſeines Oheims Anſehen bahnten ihm den Weg zu den höchſten Ehrenſtellen. Aber Eins fehlte ihm: Vermögen. Eine reiche Heirath ſollte dieſem Uebel abhelfen. Allein dieſe Erbin war alt und häßlich, jener Ruf war befleckt

und die Vortheile der Heirath nicht groß genug, dies überſehen zu laſſen. Sein Oheim ſchlug ihm ein drittes Mädchen vor, eine edle Ungarin, verwandt mit den gräflichen Häuſern der Zrini und Nadasdi. Ihre Angehörigen waren günſtig geſtimmt, aber das Fräulein begab ſich plötzlich in ein Kloſter und erklärte ihnen von dort aus: lieber wolle ſie den Schleier nehmen, als die Gattin eines Mannes werden, der, ſein Vaterland verrathend, ſich ſchmeichleriſch um die Gunſt der Unterdrücker mühe und ehrlos die züchtigende Ruthe küſſe. Der Oheim war verſtimmt, Ferdinand gereizt. Da kam plötzlich ihm die Nachricht zu Ohren, der alte Opray ſei todt, Maria frei. Sein Entſchluß war ſchnell gefaßt. Er reiſte nach Preßburg, von einem Gute der ſchönen Witwe zum andern, bis er endlich hörte, daß ein Anderer ihm zuvorgekommen ſei. Der Schlag kam unerwartet. Die lebhafte Erinnernng ihrer Schwäche für ihn, das Bewußtſein ſeiner Verſtellungskunſt und Liebenswürdigkeit, hatten ihn ſeiner Sache ſo gewiß gemacht, daß er ſich ſogar in einem unbeſonnenen Augenblick hatte verleiten laſſen, mit Sicherheit von dem Zweck ſeiner Reiſe zu ſprechen.

Seine Ehre ſtand auf dem Spiele. Eher alles wagen, als durch Rückkehr ohne Gattin ſich dem Gelächter des Hofes preisgeben. Daß nicht Liebe Maria in Samosko hielt, war aus der Art ihrer Vermählung leicht zu ſchließen; ſo wollte er denn verſuchen, die vielleicht ſchlummernde Empfindung zu erwecken. Die Stellung der Barcoczys zum Hofe, die Zerriſſenheit aller Rechtsverhältniſſe in den Zeiten bürgerlicher Kriege, ſchienen ihn vor allen gefährlichen Folgen zu ſichern.

In Samosko ſelbſt ſah er bald, wie ſeine Sache ſtand. Es kam nur darauf an, den Baron auf einige Tage zu entfernen. Theokeoli's Gefangennehmung durch Seitan Paſcha gab ihm Veranlaſſung, in Emmerich's großmüthigem Herzen eine Saite anzuſchlagen, die nicht ohne erſchütternden Klang bleiben konnte.

In Wahrheit war der Graf nur darauf bedacht, ſich die Pforte zu verſöhnen, nicht aber von ihr abzufallen. Ferdinand, als Mitglied der Commiſſion für die ungariſchen Angelegenheiten, kannte Theokeoli's Hand genau. Seine Freunde in Karaffa's Lager

wußten ihm bald einen von deſſen aufgefangenen Briefen an ſeine Gattin in Moncacz zu verſchaffen, deſſen Schrift er künſtlich nachmalte. Nur allzu gut das menſchliche Herz kennend, ließ er mit liſtiger Abſicht Maria durch Beſtürzung, Täuſchung, Erwartung in denjenigen abgeſpannten Zuſtand gerathen, in welchem eine liebende Frau keine Willenskraft mehr behauptet. Das Erſcheinen der Zigeunerin kam ſeinem Plane, ohne daß er es ahnte, zu Hülfe. So ſchien das Schickſal ſelbſt ihm beizuſtehen und ſein Opfer zu dem Abgrund zu geleiten.

Maria erfuhr zwar nie dieſe genauern Umſtände, aber ihre eigene Einſicht mußte ihr bald ſagen, daß ſie ihrem Gemahl jede Art von Unredlichkeit zutrauen dürfe. Sie ſah ihn mit habgierigem Eifer ſich in den Beſitz ihrer Güter ſetzen, deren Werth er auf das pünktlichſte zu kennen ſchien. Beobachtete ſie ſeine Stellung zum Hofe, ſo konnte ihrem Blick nicht entgehen, daß man ihn nur brauchte, aber, ihn mit Ehrenbezeugungen überhäufend, ihm keineswegs wahre Achtung zollte. Sein nunmehriger Reichthum und das Verdienſt eines Vaterlandsverräthers erwarben ihm in

kurzem den Grafentitel, aber der Kaiſer liebte ihn nicht, und die Beſſern unter den Hofleuten vermieden wenigſtens jede Annäherung. Offener zeigte ſich der Haß ſeiner Landsleute. Die edelſten Häuſer derſelben waren ihm verſchloſſen, und ſelbſt diejenigen vornehmen Ungarn, die der kaiſerlichen Familie wahrhafte Ergebenheit bewieſen, theils perſönlicher Vortheile wegen, theils weil es ihnen weiſe ſchien, ſich dem Schickſal zu unterwerfen; ſelbſt dieſe verachteten im Herzen den Mann, der mit emſiger Geſchicklichkeit dem Unterdrücker die Feſſeln ſchmieden half. Alles dies fühlte Maria, und es konnte nicht fehlen, daß das Bewußtſein, ſie durchſchaue ihn, auch auf ſein Betragen gegen ſie Einfluß hatte.

Schon anfänglich ſchien es ihr oft, er wolle mehr mit ihrer Schönheit prahlen, als daß ſein Herz ſich derſelben freue. Ihre Blödigkeit, ihr Mangel an Gewandtheit machte ihn ungeduldig und verdrießlich, und blos wenn ſie in Geſellſchaften oder an öffentlichen Orten geglänzt hatte, bewundert worden war, nahm er wieder den galant zärtlichen, ſchmeichelnden Ton gegen ſie an, der einſt, ach! ſo verführeriſchen Reiz

für sie gehabt! Aber wie ihre Achtung gegen ihn abnahm, hielt er es auch der Mühe nicht mehr werth, seine Rolle gegen sie zu behaupten. Es bildete sich nach und nach ein kalthöfliches Verhältniß zwischen dem Ehepaar, wie es in der großen Welt schon damals nicht selten stattzufinden pflegte. Gemahl und Gemahlin besuchten verschiedene Kreise, sahen sich einander oft nur bei Tafel, und zwei Jahre nach der Flucht aus Samosko hätte der Hellsichtigste nicht mehr ahnen können, unter welchen Umständen einst ihre Ehe geschlossen ward.

Was Maria's grausam betrogenes Herz während dieser Zeit litt, sprechen keine Worte aus. Die Gegenwart lag lastend auf ihm, und kein Blick in die Zukunft konnte es erheben, keiner in die Vergangenheit es trösten. Nacht überall! Das größte Unglück, das eine Frau betreffen kann, ist einen verderbten Mann zu lieben. Das wahre Wesen der Liebe, besonders aber der weiblichen, ist die Verleugnung des eigenen Willens, Untergang der Selbständigkeit in dem Ich des Geliebten. Wehe dann dem Herzen, wenn es mit dem bessern Theile des Menschen in Zwiespalt geräth! Mit dem Glauben

an den ſittlichen Werth des Geliebten geht jede Art von Glück in der Liebe unter.

Iſt das Edlere in ihm nicht ganz verloren, iſt es etwa die rohe Gewalt der Leidenſchaft, die ihn ſtürzte, ſie habe welchen Namen ſie wolle, hat das Thier im Menſchen etwa eine mehr als momentane Macht in ihm errungen und reißt ihn in die Tiefe des Verderbens, ja in den Schlamm der Gemeinheit, ſo iſt's faſt, als könnte neben der verlorenen Achtung doch noch in dem zarteſten Herzen die liebende Empfindung für den Untergegangenen beſtehen. Nur, daß die Flamme nicht mehr leuchtet! nicht mehr mit magiſchem Glanze die Welt rings umher erhellt! daß ſie, eine verrätheriſche Glut, nur noch das Herz verzehren kann, welches ſie widerwillig bergen muß. Aber tödlich jeder liebenden Schwachheit deiner Bruſt iſt der ſchleichende Verrath, die wohlberechnende, trügeriſche Argliſt, wenn du ſie einmal unter der Larve erkannt haſt. Unter den kalten Händen der niedrigen Eigenſucht erſtarrt dein Herz zu Eis. Deine Liebe iſt todt. Du biſt geheilt — aber glücklich?

So erloſch auch in Maria's Buſen allmählich jede

Empfindung der Liebe für Ferdinand, und wenn sie zurückschaute, mit welchem Eigensinn sie so viele Jahre lang eine unbezwingliche Leidenschaft für ihn festgehalten, mußte sie sich gestehen, daß unter allen Räthseln der Natur der Mensch das unauflöslichste sei. Alles hatte sie nun, was sie sich in früher Jugend ersehnt: den Besitz des Geliebten, den Genuß von allen Schätzen der Kunst, von allem Schönen —, Reichthum, Glanz, Ehre obenein: aber alles das machte sie nicht glücklich. Mehr und mehr zog sie sich aus der Gesellschaft zurück, über deren Gehalt sich nur der Fernstehende täuschen kann, und jetzt erst, wo sie für sich nichts mehr zu wünschen und zu hoffen hatte, ward ihr die Einsamkeit ersprießlich. Sonst hatten ihre Stunden des Alleinseins liebende Träume, Thränen, Klagen, schwärmerische Chimären ausgefüllt; jetzt erst lernte sie sich umsehen, in sich hineinblicken und denken.

Ein Gegenstand indessen blieb noch immer übrig, den sie, je mehr ihn ihr die Zeit in die Ferne rückte, mit Schwärmerei betrachtete. Emmerich war es, dessen Gestalt glänzend aus dem nächtlichen Dunkel ringsum her-

vortrat. Nicht etwa, als ob ihre Empfindung für den beleidigten Gatten jetzt die Gestalt der Liebe angenommen hätte. Ihr schmerzlich belehrtes Herz schien für dieses Gefühl nicht mehr empfänglich zu sein. Aber schon das Ritterliche in Emmerich machte ihn geeignet, ihn, aus einer gewissen Sehweite betrachtet, von einer Glorie umgeben zu erblicken, die sein edler Eifer für Religion und Vaterland noch mehr erhellte, das Bewußtsein ihrer Schuld gegen ihn aber fast allzu blendend machte. Selbst die Erscheinung der Zigeunerin sah Maria jetzt aus einem andern Gesichtspunkte an. Gestand er nicht selbst freudig ein, daß erst die Liebe ihn veredelt, ihn zum bessern Menschen gemacht, die Liebe zu ihr? Und sagte die arme Kossanja nicht, sie habe nichts mehr von ihm gehört, seitdem er ins Zipser Comitat zog? Hatte er Sie nicht dort kennen gelernt, und wenn er gefehlt, hatte er es gegen sie? Auch seine vermeintliche Absicht, von neuem sich Theokeli anzuschließen, betrachtete sie jetzt mit ganz verändertem Urtheil. Nun erst hatte erweiterte Kenntniß der Geschichte ihr den Kampf der Ungarn begreiflich gemacht. Der alte Oprah hatte in dem Widerstande der Nation

einen ſtrafwürdigen Aufruhr geſehen; ſie hatte es ihm auf das Wort geglaubt, und ohne je ſelbſt nachzudenken, wer hier recht, wer unrecht habe, hatten ihr die gebildetern Sitten der Fremden mehr zugeſagt als die Roheit ihrer Landsleute. In der Dunkelheit jugendlich-weiblicher Begriffe hatte ihr Herz auf dieſe Weiſe die Partei der Fremden ergriffen. In der Ferne, in der Fremde ward ihr erſt das Vaterland lieb, heilig. Sie mußte ſich als eine daraus Verbannte anſehen, denn das Bewußtſein ihrer Schuld gegen den, welchen ſie als ſeinen Repräſentanten betrachtete, raubte ihr den Muth, je dahin zurückkehren zu wollen. Aber alle ihre Wünſche ſendete ſie dahin, wo ſchon Misvergnügen und Unwillen von neuem ſich lebhafter zu regen begannen. Zwar lernte ſie, je mehr ſich ihre Begriffe aufklärten, je deutlicher das Mangelhafte, ja Verderbliche einer Verfaſſung einſehen, die nur einige bevorrechtete Stände begünſtigt, während ſie die wahrhafte Freiheit des vaterländiſchen Bürgers zu Boden drückt und jede würdige Ausbildung und Erhebung des Volkes hemmt. Manche der Einrichtungen der Regierung ſchienen dagegen der Zeit mehr gemäß zu ſein und

blos diejenigen zu beeinträchtigen, die ſelbſt nur auf Koſten Anderer ſich bereichert ſahen. Aber nicht für dieſe Andern kämpfte die Krone; ſie war nur auf die eigenen Vortheile bedacht, und wenn eine allgemeine Umwälzung von innen heraus heilſam, ja nothwendig ſchien, ſo konnte dagegen eine vom Auslande bewerkſtelligte, deren Zweck nur ein Tauſch der Alleinherrſcher war, dem Vaterlandsfreunde nicht erwünſcht ſein.

Von Emmerich hörte Maria nichts wieder. Nach ihm offen zu fragen hatte ſie nicht den Muth. Dem Grafen Theokeoli war es gelungen, ſich bei dem Großherrn zu rechtfertigen; er ward wieder auf freien Fuß geſetzt und war bald von neuem thätig. Der Seraskier von Rumelien ward für ſeine Verrätherei beſtraft. Er ließ dem General Karaffa ſagen, Theokeoli ſei nicht allein gefangen, er habe ihn hinrichten laſſen und begehre nun die verſprochene Summe Geldes. Der ganze Hof trug ſich damals mit der beluſtigenden Anekdote von dem ſchlechten Latein, in welchem der Dolmetſcher geredet, indem er ſeinen Herrn Seitan Paſcha bei jedesmaliger Erwähnung mit vielem Pathos meus dominus Pascha

Satanas genannt habe. Worauf ihm der Graf Karaffa ſpöttiſch antwortete: „Si quidem facinus patratum est, quid jam mihi cum satana?“ (Wenn die That ſchon geſchehen, was habe ich dann noch mit dem Satan zu thun?)

Dem Seraskier ſollte aber noch härtere Strafe werden. Er hatte zwar halb und halb mit Billigung des Hofes gehandelt; der Großherr aber, von neuem für Theokeoli günſtig geſtimmt, vergaß alles, was jener in Polen Rühmliches gethan, und ließ ihn erdroſſeln, dem Grafen Genugthuung zu geben. Vor dem verſammelten Heere ward dieſem eine Ehrenerklärung gethan und Schadenerſatz verſprochen. So ſchien ihm das Glück wieder zu lächeln, aber während ſeiner Gefangenſchaft war Kaſchau verloren gegangen; Siebenbürgen hatte ſich dem Kaiſer angeſchloſſen und ſiegreich drängte überall das chriſtliche Heer die Ungläubigen zurück. Endlich erfüllte die erſtürmte Einnahme von Ofen, das die Türken jahrelang behauptet, ganz Wien, ganz Deutſchland mit Stolz und Freude. Wenige Feſten hielten ſich noch; mit Theilnahme blickte alles nach Moncacz, ein Schloß, das die Natur und die

ſchöne Helene Zrini, Theokeoli's Gattin, mit entſchloſſenem Muthe vertheidigten. Unter den wenigen Anhängern, die dem Grafen Theokeoli unter ſolchen Umſtänden übrigblieben, ward noch Stephan Barcoczy genannt, der, wie Maria hörte, bei den Türken ſelbſt in großem Anſehen ſtehen ſollte. Von Emmerich ſchwieg alles.

Der Hof glaubte dieſen glücklichen Stand der Sachen nach beſten Kräften benutzen zu müſſen. Plötzlich erſcholl das Gerücht von einer neuen Verſchwörung zu Gunſten Theokeoli's, deren Anſtifter wieder die Proteſtanten zu ſein ſchienen. Bald aber erkannte man ſie für allgemeiner, als je eine zuvor; war es nun, daß die wenige Mannszucht, welche die deutſchen Truppen in dem unglücklichen Lande hielten, die mishandelten Ungarn auf das Aeußerſte getrieben hatte, oder daß jene Verſchwörung blos in dem Mistrauen und der Politik des Hofes begründet war —, ehe ſie es ſich verſahen, wurden alle Edelleute, von denen man nur im geringſten vermuthen konnte, daß ſie mit dem Grafen Theokoli in Verbindung ſtänden, verhaftet; in den Städten aber, die man für die Hauptſitze des

Complotes hielt, Preßburg, Kaſchau, Eperies und einige andere, durfte kein Bürger die Thore ohne Gewährsmann verlaſſen. Alle Gefängniſſe wurden angefüllt mit den angeſehenſten Männern, den wohlhabendſten Grundbeſitzern Ungarns. Keine durch die Verfaſſung vorgeſchriebene Form ward mehr beobachtet, und niemand wagte ſie mehr zu fordern, aus Furcht als Aufrührer geſtraft zu werden. Ein Gericht ward in Debreczin niedergeſetzt, an deſſen Spitze der General Karaffa ſelbſt ſtand, und das aus einigen wenigen Ungarn und mehrern Ausländern zuſammengeſetzt war. Alle möglichen Arten von Foltern, deren umſtändlichere Bezeichnung man uns gern erlaſſen wird, mußten dazu dienen, den Verhafteten Geſtändniſſe auszupreſſen. Waren dieſe nun gegen Andere gerichtet, ſo gelang es den Unglücklichen ſelbſt, ihre Freiheit für ungeheuere Summen, die ſie auf ewig zu Bettlern machten, zurückzuerkaufen. Entfuhr den Gequälten aber das leiſeſte Wort gegen ſich ſelbſt, ſo machte ein ſchneller Tod auf dem Schaffot der vermeintlichen Gefahr ihres Daſeins und ihrer Pein ein Ende. Blutiger noch war das Tribunal von Eperies, das, einen Monat ſpäter errichtet,

vom März bis zu Ende des Jahres seine furchtbare Thätigkeit fortsetzte. Ein Richtplatz ward mitten in der Stadt zubereitet, eine Bühne aufgeschlagen, die, in der ungarischen Geschichte unter dem Namen die Bühne von Eperies bekannt, dem vorletzten Acte dieser blutigen Tragödie zum Schauplatz dienen mußte. Ueberall Schrecken erregend trieben sich in den Mauern der Stadt an dreißig grüngekleidete Männer umher, alles Henker oder Henkersknechte; das Land aber durchjagten Dragoner oder andere bewaffnete Reiter, die Protestanten, Katholiken und Griechen ohne Unterschied entführten, sobald auf sie ein leichter Verdacht, oder der Haß eines der Mitglieder des Gerichts fiel, aus der Kirche, aus ihren Häusern, von der Jagd, wo man sie antraf.

Merkwürdig war jedoch, daß man keinen einzigen unter den Waffen oder in Vertheidigungsstand überraschte. Des Hochverraths und des Verbrechens, den Beistand Theokoli's, der Tataren und Türken nachgesucht zu haben — nach kurzem Verhör, ohne überzeugende Beweise, ohne Eingeständniß schuldig befunden, wurde den Unglücklichen ihr Urtheil erst auf dem

Schaffot, und zwar in deutſcher Sprache vorgeleſen. So ward die Blüte des Adels zerſtört, die Kraft der Nation gebrochen. An der Spitze dieſes Gerichts ſtand abermals Graf Karaffa; ſein thätigſtes Mitglied jedoch war Graf Ferdinand Szentiranyi.

Der Hof hätte keine ſeinen Zwecken mehr gemäße Wahl treffen können. Ungemäßigter Ehrgeiz ließ Ferdinand kein Mittel verſchmähen, die Gunſt der Machthaber zu erlangen, oft erfahrener Haß und Verachtung hatten ihn auf natürliche Weiſe gegen ſeine eigenen Landsleute erbittert. Maria ahnte nicht, zu welchen Schritten die Regierung entſchloſſen war, dennoch erſchrak ſie heftig, als ſie hörte, daß die Beſtrafung ihres Landes zum Theil in ihres Gemahls Hände gegeben werden ſolle. Durfte ſie hoffen, ihn zur Milde bewegen zu können? Entſetzt wies ſie ſeine Anfrage: ob ſie ihn vielleicht nach Ungarn begleiten wolle, zurück. Lag doch Eperies nur wenige Meilen von Samosko!

Sie fürchtete für ihr Volk; ſie zitterte für Emmerich. Alle ihre Kraft nahm ſie zuſammen zu einer Unterredung mit Ferdinand, in welcher ſie ihm Emme-

rich's Schickſal an das Herz legte und ihn bei allem was heilig war beſchwor, des von ihnen beiden ſchwer Beleidigten Leben und Freiheit zu retten, wenn dies oder jene in Gefahr kommen ſollten. Er antwortete ihr mit einigen froſtigen Scherzen, indem er ſich, wegen ihrer Anhänglichkeit an den vorigen Gatten, die burleske Miene eines Eiferſüchtigen aus der italieniſchen Komödie gab. Maria's Herz ſchauderte, dennoch faßte ſie ſich, fuhr fort mit Thränen und Vorſtellungen, und ließ nicht ab, bis er, der Sache müde, ihr ſein Wort gegeben, beide Barcoczys auf alle mögliche Weiſe zu ſchützen. Maria fühlte wohl, wie wenig es ihm vom Herzen ging; tauſendmal war ſie im Begriff ihn zu begleiten, um durch ihre Gegenwart, durch ihr Vermögen wirken zu können. Aber ſie bebte zurück vor dem Gedanken, einen von den Brüdern wieder zu ſehen; ſie zitterte davor, in jedem verächtlichen Blicke ihrer Landsleute ſich als die Gattin eines Verräthers, als eine Abgefallene begrüßen zu ſehen. Auf der einen Seite beruhigte ſie der Abſcheu vor dem Türkenbunde, den ſie an Emmerich kannte, über ſein Schickſal, ſowie auch der Umſtand, daß ſie ſeit ihrer Flucht nichts

wieder von ihm gehört, sie überzeugte, er sei wenigstens bis jetzt im Türkenheere nicht thätig gewesen. Auf der andern Seite aber konnte ihre Seele die Vorstellung nicht fassen, daß selbst das verderbteste Herz den doppelt hasse und verfolge, gegen den eine Schuld es drückt. Immer kam sie wieder darauf zurück, daß Ferdinand selbst die Gelegenheit willkommen sein müsse, sich wenigstens von einem Theil der Bürde zu befreien, die nothwendig in einsamen Stunden sein Gewissen unbequem belästigen müsse. So beschloß sie, während seiner Abwesenheit die Güter in Böhmen zu besuchen, welche ihr Gemahl kürzlich gekauft und von deren schöner Lage sie viel hatte sprechen hören. Beide reisten an einem Tage ab, und der Abschied war von Maria's Seite nicht ohne lebhafte Erschütterung.

Auf den böhmischen Gütern, dicht an der lausitzer Grenze, lebte die arme junge Frau mehrere Monate lang, und die Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts hatte nichts Abschreckendes mehr für sie. Treulich erfüllte sie die Aufträge ihres Gemahls, die alle vortheilhaftere Benutzung oder Garten- und Bautenverschönerungen bezweckten; ihr Herz aber war wenig bei

dieſem Geſchäft, ein neuer Gegenſtand zog es an und zeigte ihr von fern die Hoffnung, die entbehrte Gemüthsruhe wieder zu erringen. Noch war in Deutſchland die Zeit nicht vorüber, in welcher das herzliche Beſtreben vorherrſchte, nach dem Einen was Noth iſt; der Einzelne glaubte ſich zu ſchwach zu ſo wichtigem und ſchwierigem Unternehmen; die Geſinnung des großen Haufens konnte ihn nicht befriedigen. So hatten ſich längſt ſchon ſtille Gemeinden gebildet, und fromme, zu Noth und Tod verbündete Chriſten reichten einander hülfreich die Hand, wenn der ſündige Menſch ſtrauchelte auf dem Wege zum Heil. Harte Verfolgungen hatten die mähriſchen Brüder, die vor allen ſich durch frommſittlichen Wandel und chriſtlichen Eifer auszeichneten, aus ihren alten Wohnſitzen in Böhmen und Mähren vertrieben. In Preußen und Polen, zuletzt aber in Sachſen hatten ſie den erſehnten Zufluchtsort gefunden: dort wirkten und ſtrebten ſie unabläſſig, beſchränkten Blickes, aber treuen Herzens und feſten Schrittes nach dem einen höchſten Ziele wandelnd. Allein es fehlte nicht an einzelnen Familien, die, im Vaterlande verweilend, durch ſtille Zurückgezogenheit und demüthigen

Fleiß ſich dem argwöhniſch-misfälligen Auge der Regierung entzogen hatten. Ganz in Maria's Nähe hatten ſie ſich abermals zu einer kleinen Gemeinde geſammelt und, wenig am Irdiſchen hangend, ſchienen ſie ſtets bereit zu ſein, Hab' und Gut zu verlaſſen, um, über die Grenze flüchtend, das zu retten, was ſie das Heil ihrer Seele nannten. Maria's Aufmerkſamkeit ward bald auf ſie gerichtet. Sie bewilligte ihnen ein kleines Bethaus auf ihrem Gebiete. Im Anfang beſuchte ſie einige male ihre Verſammlungen, um ihre Lehren zu prüfen; aber bald gewann der fromm-einfältige Sinn der verfolgten Brüder eine unwiderſtehliche Anziehungskraft für ihr durch ſo rauhe Stürme vielfach bewegtes Herz. Als Kind und Mädchen war ihr die Religion nur eine mechaniſche Pflichtübung geweſen. Ihres Gatten Zweifelmuth hatte darauf auch ihr dem poſitiven Theil derſelben ſeine Heiligkeit gemindert. Erſt die Ergebung, die ihr durch eigene Verirrung herbeigeführtes Schickſal ihr auferlegte, hatte ſie das Bedürfniß des Glaubens fühlen laſſen, und hier endlich ſchien ſie Befriedigung zu finden.

So war der Sommer vorübergezogen und mehr

als die Hälfte des Winters. Das Jahr war in seiner friedlichen Stille nur durch die entsetzlichen Nachrichten aus Ungarn unterbrochen, die Maria das blutige Verderben des Vaterlands verkündeten und ihr den eigenen Gemahl als sein hauptsächlichstes Werkzeug nannten. Endlich setzte die Krönung König Joseph's den Hinrichtungen ein Ziel. Die Ungarn verzichteten auf ihre Wahlfreiheit, und die Bühne von Eperies ward niedergerissen. Kurz nachher führte der Kreislauf des Jahres auch Maria den Tag zurück, an welchem sie einst Samosko verlassen. Noch immer feierte sie ihn mit den schmerzlichsten Erinnerungen, und es schien ihr ein grausames Spiel des Zufalls zu sein, als ihr gemeldet ward, es verlange ein Zigeunerweib sie zu sprechen.

Schnell aber durchzuckte sie der Gedanke an Kossanja. Laßt sie eintreten, sagte sie und ihre Stimme bebte dabei. Das Weib trat herein, aber es war nicht die junge blühende Kossanja. Hätte sie in einer Zeit von drei Jahren zu dieser vergrämten, schmerzzerissenen Gestalt altern können? Gelb und verwelkt hingen die Wangen, düster und krankhaft blickte ihr Auge. Die

ſchwarzen Flechten waren abgeſchnitten; eine zerlumpte Hülle deckte die kummergebeugten Glieder nothdürftig. Im matten Scheine des abendlichen Dämmerlichts erkannte Maria nicht in dieſer entſetzlichen Umgeſtaltung die arme Koſſanja. Glaubte ſie ſelbſt nicht den Leidensbecher bis auf die Neige geleert zu haben, hatte ſie nicht Tage, Nächte verweint, und blühte noch in unveränderter Schönheit? Ach, den Schmerz, der bis zur Fieberwuth, bis zum Wahnſinn geſteigert, ſüdländiſch-feurige Naturen ergreift, die nagende, vernichtende Qual, die in einer einzigen kurzen Sommernacht die Haare bleichen und ſchwinden, die Wangen welken machen kann und die liebliche Fülle vertrocknen — von dem Weh hatte ſie nie eine Vorſtellung gehabt. Koſſanja aber war von der Vorſehung mit der Fähigkeit verflucht worden, die Verzweiflung in all ihrer Entſetzlichkeit empfinden zu können; mit ehernem Griffel hatte ſie die Arme als ihr eigen bezeichnet.

„Was begehrt Ihr, gute Frau?“ fragte Maria ſanft.

„Dacht' ich's doch“, erwiderte Koſſanja und ein bitteres Lächeln zuckte um ihren Mund. „Ich aber

kenne Euch noch, Gräfin Szentiranh. Ihr seid noch immer ebenso milchweiß und schön, als Ihr mir einst in den Karpaten als Emmerich Barcoczy's Gattin gegenüberstandet!"

„Kossanja, du bist's!" rief Maria erbleichend. „Jesus mein Erlöser, wie kommst du hierher?"

„Ich hab' Euch aufgesucht, schönste Gräfin", erwiderte die Zigeunerin, „in Euerer Kaiserstadt, in Euerm Palaste und auf Euern Landgütern. Euere Diener haben mich hin- und hergestoßen. Sie dachten, ich wollt' Euch was wahrsagen, und ich sollt's ihnen thun. Aber der Boden brannte unter mir, und ich wollt's nicht — sind's doch schon fünf Monden, daß ich Euch suche. Da schickten sie die braune Hexe zum Teufel, wie sie sagten. Endlich habe ich doch Euch ausgekundschaftet!"

„Und was willst du von mir, Kossanja?" fragte Maria. „Kann ich dir dienen, armes Weib, so sprich, oder — bringst du mir Nachricht von —"

„Von Emmerich, meint Ihr? Ihr habt's wol errathen. Daß ich Euch aufgesucht hab' allüberall unter den Menschen und rastlos, wann ich mich lieber

geborgen hätte im Dickicht des Waldes oder unter der Erde in der kalten Gruft — denkt Ihr, 's war mir selber zu Liebe? Nein, beim Propheten! so schön Ihr seid und milde, Euer Anblick ist mir abscheulich! Euer Auge sticht mich wund, wenn Ihr mich anblickt; aus Euern Lippen spritzt Gift auf mich, wenn Ihr sie öffnet. Aber ich hab's Emmerich zugesagt, ich hab's ihm zuschwören müssen, bei meinen Göttern und seinen, ich wollt' Euch nachgehen bis ans Ende der Welt!"

„Du kommst in Emmerich's Namen, Unglückselige?" fragte Maria, zitternd sich auf einen Sessel niederlassend. „Sage, was bringst du mir?"

„Dies bring' ich Euch!" versetzte die Zigeunerin, indem sie aus dem Busen ein gesticktes Tuch zog, das einst weiß gewesen, jetzt aber dick mit dunkelm Blute gefärbt war.

„Nehmt hin", sagte sie mit durchdringender Stimme, „nehmt hin, Gräfin! Emmerich schickt's Euch als letzte Liebesgabe. Emmerich's Herzblut ist's, was das Tüchel geröthet. Als sein Haupt in den Staub rollte zu den andern Häuptern, und das dicke heiße Blut hoch

ſpritzte aus dem Rumpfe, hab' ich's eingetaucht für dich. Denn ſo wollte er's haben!"

„Tag des Gerichts!" ſtammelten Maria's bebende Lippen. Aber ihre erſtarrten Hände hatten die Kraft nicht, das Tuch zu greifen. Die Zigeunerin warf es ihr auf den Schos.

„Mein Auftrag iſt erfüllt", begann dieſe von neuem. „Zagt Ihr? entſetzt Ihr Euch? weint Ihr ihm Thränen, den Ihr allein hingeopfert? — Freuet Euch nun Euers Werks, mit dem Verruchten, Euerm bübiſchen Gemahl, dem mit tauſendfachen Flüchen Belaſteten! — Wenn er's nur erlebt!" ſetzte ſie mit fürchterlichem Hohne hinzu. — „Werft das Tüchel nur in den Brunnen, da wird's wieder rein, und Ihr könnt's dem Mörder noch ſchenken zur fröhlichen Rückkehr, wenn er Euch koſt und ſich Euerer Weiße und Schöne erfreut! Aber wenn er's nur erlebt!"

„Weib, du biſt fürchterlich!" ſagte Maria, jetzt aus halber Ohnmacht ſich aufrichtend. „Der Allerbarmer, der längſt mein zerknirſchtes Herz ſah, richte zwiſchen mir und dir; o wohl mir, daß er gütiger iſt, als ihr Menſchen es ſeid!"

Die Zigeunerin ſah beſtürzt aus; ſchnell aber wandte ſie ſich mit trotzigem Schweigen zum Ausgang und wollte das Zimmer verlaſſen.

„Ich laſſe dich nicht“, rief Maria aufſpringend. „O Koſſanja, wenn du ein Menſch, wenn du ein Weib biſt — ich beſchwöre dich, ſage mir mehr, ſage mir alles!“

Koſſanja ſchaute wilden Blickes umher. „Hier“, rief ſie, „auf den ſeidenen Teppichen, unter den Prunkgewölben ſollen ſie raſten, die müden zerbrochenen Glieder? Laß mich hinaus in den Wald, laß mich mich bergen in den Zelten der Meinen! Da kann ich ſchluchzen und ſchreien, da kann ich mich umherwälzen und heulen. Aber ich will's nun nicht mehr — o, ich bin ja frei nun — o!“

„Armes Mädchen“, ſagte Maria, einige Augenblicke über Koſſanja's Schickſal ihr eigenes vergeſſend; „armes Mädchen, o verweile hier! Gehe nicht im Zorn von mir, Koſſanja! Sammele deine Geiſter. Ich laſſe dich nicht eher, bis du gelernt haſt, meinem unglücklichen Herzen verzeihen!“

Heiße Thränen tropften bei dieſen Worten auf des

Mädchens Hände, die sie liebevoll ergriffen hatte. Das Mädchen richtete unverwandt den trostlosesten Blick auf sie, und in der ungewohnten Theilnahme schmolz ihr allmählich das verstockte Herz. Die harten Züge, der krampfhaft zuckende Schmerz lösten sich in glühende Thränenströme auf, die endlich sanft und sanfter wurden.

Nach kurzer Zeit saßen die beiden Weinenden einander gegenüber, und Kossanja erzählte ihr trauriges Schicksal. Begierig horchte Maria einem Worte von Emmerich entgegen, allein sie hatte den Muth nicht, das arme Mädchen zu unterbrechen, die auch dem eigenen Leiden einige klagende Worte widmete.

„Als Ihr den Schleier zurückschlugt in den Karpaten", begann sie, „und ich Euer Antlitz sah, da wußt' ich, es sei alles aus, denn Ihr wart die Sonne, ich der Mond. Ihr wart die Donau; in ihren stolzen Wellen badet der Glückliche; ich der kleine Gießbach in der Felsschlucht — keiner sieht ihn als der Wanderer, der sich im Waldgebirge verirrt. Wie hätte mit Euch die arme Kossanja sich messen können? Ihr wart die weiße Taube, die der heilige Geist ist, und ich der

graue Kukuk, der klagen muß sein Leben lang. Da lief ich mit dem Buben in den Wald, und stöhnte und schrie; aber der Bub' ward ungestüm und wollte durchaus wieder unter die Leute, und schlug und rief auf mich ein. Nun sann ich, was ich thun sollte. Denn seht, ich bin eigentlich aus Rumelien, aber auch sonst viel umhergezogen; hinter Sarajewo in Bosnien wohnt' ich am längsten, aber im walachischen Lande lebt' ich erst recht, denn da sah ich Emmerich zuerst, der herüber geflüchtet war mit dem jungen Grafen Theokeoli. Ach, der Graf war schön wie der heilige Johannes, der Schönste unter den Schönen, aber der Barcoczy gefiel mir doch besser; wenn ich dem ins Auge sah, da dachte ich, ich säh' in die Aluta, im Mai, wenn's recht hell und warm ist. — Seht, da wußt' ich nicht wohin, weil ich doch nirgends eine Heimat habe. Ich wollte gern wieder zu meiner Mutter zurück; die war zwar böf' mit mir, als ich den Emmerich lieb hatte, und schlug mich, weil ich keinen als ihn lieb haben wollte, und von des Hospodars Sohn selber nichts wissen wollte, der meiner Mutter viel Geld bot für die Kossanja, aber sie hatte mich doch lieb, und,

Gräfin, Einen muß man auf der Welt haben, der einen lieb hat, ſonſt iſt's tauſendmal beſſer, todt ſein. Wie ich nun ſo ſitze und ſinne, da kommt der Bub' freudvoll gelaufen und ruft: «Mutter, ſind von unſern Leuten welche in der Nähe!» — und reißt mich auf und ſchleppt mich fort bis wir zu einer ganzen Horde Sinden*) kommen, die eben am Feuer liegen und Mittag machen. Mit denen zog ich nun fort bis an die Grenze von Siebenbürgen. Eines Abends einmal wird großer Jubel unter den Leuten, und der Bube kommt und ſchreit: «Mutter, ſie haben Leichen gefunden mit prächtigen Kleidern, und 's iſt auch ein ungariſcher Edelmann dabei, über den fielen ſie alle am meiſten her. Und ich hab' mich auch zugeſchlichen und hab' 'nen Ring gemauſt, 'nen ganz großen, den hab' ich ihm vom Finger gezogen.» — Als ich das hörte ſagt' ich: «Du Schandbub', biſt ſelber ein Edelmannskind und ſchämſt dich nicht und ſtiehlſt! Gleich gib her! Für den Goldring wollen wir den armen Mann begraben laſſen, wie's die Chriſten gern haben, auf dem

*) Sinde nennen die Zigeuner ſich ſelbſt. (Sind = Indus.)

Gottesacker, weil ein Dorf nah' iſt.» — Da ſchämte ſich der Bub', denn ſeht, das hatte ich ihm von klein auf geſagt, ſtehlen wäre ſchlecht, und ſchicke ſich nun gar nicht für Edelmannskinder. Und wie er mir den Ring gibt, da glaube ich der Blitz trifft mich, denn da iſt das Wappen der Barcoczys drauf, und hinten ein lateiniſcher Spruch. Es iſt der nämliche Ring, den ich tauſendmal an Emmerich's Finger geſehen, wenn ich die theuere Hand geküßt in den Tagen unſerer Liebe. Ich ſtürze hin, da waren ſie über ihn her wie die Raben über eine Leiche am Hochgericht; aber ich ſcheuche alles fort und erkenne Emmerich, und werfe mich auf ihn und bade ihn mit meinen Thränen. Und wie ich eine Weile ſo liege, da fühle ich's, daß er nicht todt iſt; es regte ſich leiſe unter der Bruſt, an Lippen und Händen. O Frau, für den Augenblick, für die Luſt hab' ich nicht zu viel gelitten! Der wiegt ein ganzes Leben voll Schmerzen auf.

„Breite tiefe Wunden hatte er in Kopf und Seiten, und der ganze Mann ſchwamm im Blute. Als die Sinden hörten, daß er noch lebe, wurden ſie böswillig, doch thaten ſie ihm nichts, und ich ließ ſie nicht ziehen,

bis ſie mir alle ſeine Sachen wieder herausgaben. Dann machten wir eine Bahre und eine treue Seele half mir ihn in das Dorf tragen. Da brachte ich ihn in eine Kammer auf Stroh und deckte ihn zu mit ſeinem Pelzrock und meinen Tüchern. Frau, nun begann eine Zeit, wie man ſie ſeinen Feinden in der Hölle kaum wünſcht. Ich weiß nicht, wie lange es dauerte, daß er zum erſten mal wieder die Augen aufſchlug; wie lange, bis es mir gelang, ihm einen von meinen Tränken einzuflößen; wie lange, daß ihm die Sprache wieder kam; das aber weiß ich, daß der warme Frühling ſchon herbeigekommen war, als er zum erſten mal die arme Koſſanja erkannte. Einen Dolch ſtieß er mir jeden Tag ins Herz bis dahin; aber von da an war die Spitze in freſſendes Gift getaucht. Legte ich ihn zurecht, als noch Fieberwahnſinn ſein armes Gehirn verzehrte, dann ſagte er mir: «Deine Hand iſt ſanft, meine Maria!» — Reichte ich ihm einen kühlenden Trank, dann verſetzte er: «Ich danke dir, meine Maria!» und immer ſprach und träumte er von Euch, und dachte nicht an die arme Koſſanja. Aber ich fragte nichts danach, und hielt treu bei ihm aus. Allein als

er wieder zu ſich kam, da wartete mein Schlimmeres. Denn er erſchrak als er mich erkannte — ach, gewiß war es ihm ein Vorwurf mich zu ſehen — aber ich machte ihm keine Vorwürfe und zeigte ihm auch den armen Buben nicht. Ich dachte, erſt mußt du geſund ſein, dann will ich dich fragen, ob du ein Vaterherz haſt. Allein er konnt's kaum erwarten, immer ſagt' er: «Kann ich nicht bald reiten, gute Koſſanja?» — und: «Wie weit iſt's wol bis Unghwar?» — Nun ſprach er nicht mehr von Euch, und ich ſagte auch nicht, daß ich Euch kannte, aber ich ſah es ihm an, daß ihn die Sehnſucht faſt aufrieb. Und was meine Salben, meine Tränke gut gemacht, das machte die Glut ſeines Buſens immer wieder ſchlimm. So verging ein Tag nach dem andern, und wollte er aufſtehen auf meinen Arm geſtützt, ſo konnte er's nicht vor Schwäche, bis er endlich im Stande war ein Pferd zu beſteigen.

„Ach, Frau, ich habe gethan für ihn, was meine Kräfte vermochten. Ich habe für ihn gebetet und gekniet, des Morgens vor der heiligen Jungfrau und dem Heiland, des Mittags vor dem Propheten, des Abends vor dem heiligen Martin, denn Ihr wißt wohl,

das war ſein eigentlicher Schutzpatron, der hat die Gemeinde geſtiftet, zu der er gehört. Einer, dacht' ich, wird dem armen jungen Blute doch wol helfen. Des Nachts aber ging ich und ſammelte Kräuter, im Mondſchein am Kreuzweg, oder um Mitternacht auf dem Gottesacker, und da kocht' ich Tränke und Salben, und ſeht, das hat wol am beſten geholfen. Sehen laſſen durft' ich's dem Emmerich aber nicht, denn wenn er's mal merkte, ward er ganz wild und nannte mich 'ne braune Hexe, und ſchalt mich und ſagte, bei ſolchem hölliſchen Gebräu ginge ſeine Seele unter, wenn auch ſein Leib gerettet würde. Ach, und ich meint's doch ſo gut. Seht, Gräfin, das iſt der Fluch, der uns getroffen, das alles uns ſchimpft und verachtet. Sie ſagen, unſer Stamm hätte einſt der heiligen Jungfrau und dem Heiland auf der Flucht die Einkehr verſagt; und andere behaupten, ſie hätten in urälteſter Zeit gegen Brama gefrevelt, und darum ſeien ſie verflucht mit ſammt ihren Nachkommen bis ins tauſendſte Glied. Und ſo müſſen wir denn tragen, was wir nicht verſchuldet."

„Armes verirrtes Mädchen", ſagte hier Maria,

„glaube doch nicht, daß der gnädige Gott die Schuld des Vaters räche an den Kindern. Höre, was er ſpricht: Der, deſſen Seele ſündigt, den will ich ſtrafen, der Sohn ſoll nicht tragen die Miſſethat des Vaters, und der Vater ſoll nicht tragen die Miſſethat des Sohnes; ſondern des Gerechten Gerechtigkeit ſoll über ihm ſein, und des Ungerechten Ungerechtigkeit ſoll über ihm ſein!“

„Aber ſage mir das Eine: wer ſetzte Emmerich in dieſen hülflos-traurigen Zuſtand? Und was führte ihn an die Grenze von Siebenbürgen?“

Die Zigeunerin fuhr fort: „Es kam ihm ein Brief zu Handen von dem gefangenen Grafen; — aber jetzt weiß ich, er war nicht von dem Theokeoli. Eine Verrätherhand hatte ihn geſchrieben. Der forderte ihn auf, ihn zu retten, und beſchied ihn nach Veresmart. Da nun fand er die Freunde nicht, und er glaubte, die hätten nicht den Muth zu dem Wagſtück und beſchloß, er allein wollt's thun mit ſeinen vier Knechten, und der Liſt ſollt's gelingen. Wie er nun bei dem tollkühnen Unternehmen dem Seraskier verdächtig geworden und Händel bekommen, das laßt mich nicht

weitläufig erzählen; der Abend dunkelt, und das Ende iſt noch lange nicht da. Kurz, er hatte flüchtig werden müſſen; die Hunde von Türken hatten ihn eingeholt und ihn und Pferde und Knechte niedergemetzelt.

„Als er nun endlich zu Roſſe ſitzen konnte, ritt ich mit ihm durch das ganze Bihar und weiter; aber an der Theiß verließ ich ihn und ſagt' ihm Lebewohl. Nun wollt' er mir viel danken und durchaus meinen Buben haben. Aber ich dachte, der wird wol hin- und hergeſtoßen und muß draußen im Stall ſchlafen, und muß den Kindern der blanken Frau aufwarten — nein, da iſt's doch beſſer, er bleibt ſein Leben lang ein wilder Sinde. Und ſo ritt ich mit dem Buben wieder zurück und geraden Weges nach Beſſarabien, und dachte, je weiter fort, je beſſer. Nun nährt' ich mich und das Emmerichskind ehrlich mit der Heilkunſt, und übte ſie glücklich an Menſchen und Thieren, zog auch nach Stambul hinauf und erwarb mir manches gute Stück Geld. Aber im tiefſten Herzen ſaß doch immer die Qual, und ſchlief mit mir, wo ich das arme Haupt bettete, und wachte mit mir morgens auf. Endlich trug ich's nicht länger, ich

dachte, einmal im Leben müßt' ich noch ſehen, was ihm befahren.

„Armer Mann, traurig genug war auch dir es ergangen! Wie trieb die heiße Sehnſuchtsbrunſt ihn nach Samosko, und er fand das Haus ſeiner Liebe verödet und leer! O Frau, Frau, wie konntet Ihr ſo tauſchen! Ihr zerſchlugt dem Adler die Flügel und ſprachet: Fliege hin, der Nachtrabe ſoll mein Vogel ſein. Aber arme Frau, Ihr wußtet's wol damals nicht, daß der ſich von Leichen nährt! — Nun, weint nicht ſo ſehr! Seht, ich kann's Euch nicht erſparen. Ich muß Euch ſtechen und ritzen mit meinen Reden. Wäret Ihr geſund, ſo würde es Euch nicht viel anhaben. Aber Ihr ſeid wund, und da dringt das Blut ſtromweis aus den kleinen Oeffnungen hervor.

„Sie ſagen, der Emmerich habe ſich geberdet wie Einer den der Böſe beſitzt, als er ſeines Verluſtes inne geworden. Dann aber iſt er zu Roſſe geſtiegen und hat das ganze ungariſche, polniſche und deutſche Land durchſucht, ob er irgendwo Euch fände. Als er nun endlich zurückgekehrt, da hat er auf Samosko ſtill gelebt wie ein Klausner, und hat viel in der Bibel

geleſen, und ſich nicht bekümmert um die Welthändel. Da ſchlugen ſie die Blutbühne von Eperies auf; dem alten Karaffa ſelbſt ward's zu viel, aber Euer Gemahl ſaß obenan und ward des Köpfens und Räderns nicht müde, und des Viertheilens und Folterns. Auch den armen Baron ließ er holen von Samosko, nicht weil er vor Jahren Theokeoli's Freund geweſen, darum konnten ſie's nicht, denn dafür war er begnadigt in Preßburg — aber weil ſein Bruder, der Alte, bei den Türken in großem Anſehen ſteht, dafür ſollte der Emmerich büßen. Aber ſie ſagten nur ſo — wirklich war's, weil der feige Szentiranyi vor der Rache des Beleidigten zitterte. Er dachte, die Todten können nicht mehr Rache üben — aber er hat ſich ſchrecklich betrogen, der Verräther.

„Wie ich nun nach Eperies kam, da hieß es eben, der jüngere Barcoczy ſei nach der Stadt gebracht, und übermorgen ſolle er verhört werden. Ein Silberſtück nach dem andern bot ich den Wächtern. Ich dachte, du biſt zur guten Stunde gekommen; aber die Stunde war ſchwarz, denn ſie ließen mich nicht ein. Nun kam der Tag, und es war eine Menge Volks im Gerichts-

ſaal, und ich miſchte mich darunter, daß ich ihn ſähe. Das Blut trat mir an das Herz, als er hereingeführt ward, zwei grüne Schandbuben ihm zur Seite. Aber er ſah ruhig aus und getroſt, wie einer, der denkt, mir können ſie nichts anhaben. Und auf dem Stuhl obenan ſaß Euer Gemahl, der Verräther; doch der Emmerich erkannte ihn erſt nicht, denn er war gar prächtig angethan und ganz behangen mit güldenen Gnadenkettlein und bunten Bändern und Kreuzchen. So trat er guten Muthes vor ihn hin. Aber nun begann der Präſident zu ſprechen; da ſah der Emmerich ihn ſtarr an, und immer ſtarrer und tiefer, daß der Feige vor dem Blick zu ſtammeln anfing und mit der Stimme zu beben. Da erkannte ihn Emmerich, und wie ein Falke war er auf ihn ein, und hielt ihn umfaßt mit den beiden kräftigen Mannesarmen und ſchrie mit Tönen, von denen die Halle dröhnte: «Find' ich dich hier, verruchter Bube! Hab' ich dich endlich!» — Und ſo würgte er ihn und ſchüttelte ihn, daß dem Grafen das Verrätherblut aus Mund und Naſe ſtürzte, und hätte ihn auf der Stelle getödtet, wären nicht die Grünen über den Armen hergefallen und hätten ihn

losgekettet. Aber ihrer sechs mußten ihn halten, denn er schlug um sich und tobte, als wäre der böse Geist in ihn gefahren. Da stöhnte der Präsident: «Legt ihm Ketten an!» — und: «Bringt ihn ins tiefste Gefängniß!» — Da legten sie ihm Fesseln an Hände und Füße, aber ums Wegbringen war's kein leichtes Ding! Er redete zu den andern Räthen und verfluchte den Grafen —, 's war lateinisch, ich verstand's nicht recht, das aber sah ich wohl, daß einigen weich ums Herz ward und die andern riefen: «Bringt ihn nur fort, bringt ihn fort!»

„Den Abend sprachen sie ihm das Urtheil. Nun sagte ich zu mir: «Jetzt gilt's!» Und ich nahm all' mein rothes Geld und gab's den Wächtern, bis sie mich einließen. Gräfin, den Anblick vergess' ich nicht. Ich bin in Erdhütten geboren und groß gezogen, aber in solch einem Loche hatte ich noch nie zu athmen versucht. Das Herz wollte mir springen, als ich den Helden da liegen sah in gefesselter Kraft, auf der nassen, verpesteten Streu. Sein Auge sprühte Funken, seine Stirn brannte, als ich mich zu ihm beugte und er das arme braune Mädel erkannte.

„«Biſt du es, gute Koſſanja?» fragte er. «Sei mir gegrüßt! Dich ſendet Gott ſelber. Willkommen, Botin des Himmels!»

„Ich meinte er ſei raſend geworden vor Wuth, und ſprach zu ihm: «Herr ſammelt Euch! Ich bin's. Ich komme und will Euch fragen, ob Ihr noch was zu beſtellen und zu bedenken habt auf Erden. Befehlt über mich, Herr!»

„Da erwiderte er knirſchend: «Du thateſt wohl, Koſſanja! Dank, Dank, gute Koſſanja.» Und nahm den großen goldenen Ring vom Finger mit dem Familienwappen und fragte: «Iſt mein Sohn bei dir?» — «Ja, Herr», antwortete ich. «Gib ihm den Ring», ſagte er; «er iſt ein kleiner Bube, ſonſt ſollte er ſelber mein Rächer ſein. So genüge es ihm, Bote der Rache, den Rächer zu ſuchen. Fern unter den Türken, wo, weiß ich nicht zu ſagen, weilt Stephan Barcoczy. Ohne Säumniß laſſe den Buben ziehen und nach dem älteſten Barcoczy forſchen, und findet er ihn, ſo ſoll er ihm den Ring geben und ſagen, der Emmerich ſchicke ihm ihn; er ſolle alles fahren laſſen und nicht eher raſten noch ruhen, nicht eher ſich

reinigen, nicht eher den Bart ſcheren, bis er den jüngſten Sohn ſeines Vaters an dem Verräther Szentiranyi gerächt. Des Knaben aber ſoll er ſich annehmen und ſoll ihm Vater ſein um Emmerich's willen, und ſoll ihn zum lutheriſchen Chriſten erziehen. Verſprichſt du mir dieſes, Koſſanja? Schwöre es mir bei den Leiden des Erlöſers und bei deinen Göttern, Koſſanja!»

„«Ich ſchwör' es Euch, Herr, bei jeder Gottheit, wie ſie auch heißen mag», ſagt' ich. Und dann fragte ich: «Habt Ihr ſonſt noch etwas auf dem Herzen?»

„Da band er das Tüchel ab, das er um den Hals trug, drückte die Augen drauf und den Mund und ſagte: «Schwöre mir mit demſelben Schwure noch ein Anderes, Mädchen!»

„Ich that, was er begehrte.

„«Morgen in aller Frühe komme auf den Richtplatz, und wenn des Henkers Beil nun mein Haupt vom Rumpfe getrennt, ſo tauche dies Tuch in das Blut hinein. Dann aber mache dich auf, und laſſe deine Füße nicht raſten und dein Haupt nicht ruhen, bis du Maria, einſt meine Gattin, gefunden. Gib ihr dies,

des Verrathenen letztes Vermächtniß. Einstens brachte sie mir es, ein Namenstag-Geschenk, das ihre eigenen zarten Hände gefertigt. Wo du sie treffen mögest, in des Mörders buhlerischen Armen, auf seiner Leiche in Thränen, gib es ihr und grüße sie von Emmerich.»"

Eine lange Stille trat ein, die nur von Maria's Schluchzen unterbrochen ward. Endlich fuhr Kossanja fort:

„Klagt nicht, weint nicht, Ihr seid die Glückliche, denn er liebte Euch. Wir schieden, und für Kossanja hatte er nicht ein Wort, nicht einen Gedanken. Ein lutherischer Pfaff' trat herein, ihn zu beichtigen. Er sah mich an, als hätt' ich was Böses gethan, gehext, wie sie's nennen, oder Buhlschaft getrieben. Aber ich fragte nichts danach und ging still meiner Wege.

„Des Morgens in aller Frühe ging ich auf den Richtplatz und hielt mich an den einen Pfosten der Bühne, daß das Volk mich nicht wegdrängen sollte. Zuerst brachten sie einen alten Mann, der zehn Kinder hinterließ; von denen standen welche umher und schrien und wimmerten, daß es einen Fels hätte erbarmen mögen. Der hatte eine Tochter, die Kammerdame war

bei der Gräfin Theokeoli in Moncacz; an die hatte er einen Brief geſchrieben, ſie ſolle ihrer Herrin treu bleiben und ſich nicht durch Gold locken laſſen, wenn etwa der oder jener ſie verführen wollte, denn ehrlich währe am längſten. Der Brief koſtete ihm den Kopf. Der arme alte Mann! Die Kindlein mochten ihm wol am Herzen liegen, daß er ſo gebückt und traurig zum Tode ging, und gar nicht wie es einem Manne ziemt, über den ſeine Feinde Herr geworden. Ich dachte, der Emmerich wird's anders machen; aber als ſie den darauf herausbrachten, da ſagt' ich bei mir ſelber: wie iſt der doch über Nacht anders geworden! Denn er ging zwar aufrecht und ſtolz, aber er ſah nicht mehr wild aus, ſondern freudvoll, und dann und wann ſchlug er die Augen gen Himmel. Ja, ſogar als die grünen Schandbuben ihn ſtießen und drängten und ich meinte, er ſolle ſie niederſchlagen mit ſeinen Ketten, ſah er ſie ſtill und ernſtlich an, aber er ſagte kein Wort, und ich dachte bei mir ſelber: das iſt des Pfaffen Werk. Nun ſah er im Kreiſe umher, und als ſein Blick auf mich fiel, rief er: «Koſſanja!» — «Herr, was begehrt Ihr?» fragt' ich, aber ſie drängten mich

zurück und die Henkersknechte umringten ihn, und ich konnte nur sehen, daß er nach oben wies, und nichts als die Worte vernehmen: «Dem allein gehört die Rache!» — Drauf — ich sehe, Gräfin, Ihr ertragt's nicht — nun, ich habe gethan, was ich ihm zugesichert mit Handschlag und Eid."

„Unselige!" rief Maria, „du verstandest sie nicht, die christliche Regung des Herzens dieses herrlichen Mannes! Ahnte dir nicht die Bedeutung des Winkes nach oben? O Kossanja, sage, sandtest du auch deinen Knaben ab?"

„Was wollt Ihr?" versetzte das Mädchen finster, „zweifelt ihr daran? Denkt Ihr etwa in Euerer christlichen Frömmigkeit, Gott lasse mit sich spielen und sich etwas abdingen von dem, was man ihm einmal versprochen hat? — Wohl sendete ich den Buben ab, und vielleicht trifft den Verräther in diesem Augenbick der Dolchstich des Rächers."

Maria verhüllte ihr Gesicht und schwieg lange; endlich sagte sie: „Sprich weiter, Mädchen, ende!"

„Ich habe nichts mehr zu sagen", erwiderte die Zigeunerin. „Der Pfaffe schickte nach mir und wollte mir wol ins Gewissen reden; allein ich verweilte nicht

länger in dem blutigen Eperies. Das übrige wißt Ihr! — O, weint nicht so sehr! Ihr habt ihn verstoßen und verlassen, aber Euer Haß war ihm theuerer als meine Liebe. Ihr waret sein Traum in der Nacht, sein Gebet beim Erwachen und sein Gedanke beim täglichen Wirken und Schaffen. Aber was soll nun aus mir werden? — Hätt' ich den Buben nur wieder, oder wäre der Bube todt, daß ich mich auch hinlegen könnte und sterben; dann wäre alles aus. Aber seht, Frau, wenn Euere Pfaffen recht hätten und wir wieder auflebten, wenn wir gestorben sind, und dann noch keine Rast hätten — seht, dann möchte ich nicht sterben, nicht wieder mit Euch dem Emmerich zur Seite stehen. Der Neid zerfräße mir den Busen — ich hab' es lange getragen — ich trüg' es nicht länger!"

„O arme, arme Kossanja!" rief Maria; „jenseits gelten nichts mehr unsere irdischen Neigungen, unsere Blindheit schwindet und das Herz nur ist's, das uns Werth gibt vor den Augen des Höchsten und der durch seine Gnade erleuchteten Gerechten. Dort oben wird Emmerich dich lieben, nicht mich, denn du bist besser als ich, Kossanja, du bist reiner!"

Die Nacht war längſt herangerückt, aber nur Maria's dringendſte Bitten erhielten es von der Zigeunerin, im Schloſſe bis morgen zu bleiben. Als die Gräfin allein war und ſie noch einmal mit ſchmerzlichen Thränen Emmerich's Schickſal überdacht, richtete ſie den Blick in die Zukunft und ſann, wie wol am beſten ſie ſeinen Geiſt verſöhnen könne. Da ihr der Himmel den heißeſten Wunſch ihres Herzens, ſelbſt Mutter zu ſein, auf ewig verſagt zu haben ſchien, ſo beſchloß ſie, Emmerich's Sohn an Kindesſtatt anzunehmen und ihn zum proteſtantiſchen Chriſten zu erziehen. Auch an ihren eigenen öffentlichen Uebertritt zur proteſtantiſchen Kirche dachte ſie. Zugleich aber wollte ſie keine ihrer Pflichten unerfüllt laſſen, und noch in der nämlichen Nacht ſchrieb ſie ihrem Gemahl einen Brief, der ihn ermahnte, Ungarn zu verlaſſen und überall auf ſeiner Hut zu ſein, weil ſie aus ſicherer Quelle wiſſe, daß ihm für den Verrath an ſeinem Vaterlande — ſo ſchrieb ſie — blutige Rache geſchworen ſei.

Am frühen Morgen fragte ſie nach der Zigeunerin, und mit der größten Beſtürzung vernahm ſie, dieſe habe

ſchon bei anbrechender Dämmerung das Schloß verlaſſen. Alle angewendete Mühe, die Unglückliche wieder aufzufinden, war vergebens. Möge ihr armes, ſchmerzdurchſtürmtes, zerriſſenes Herz bald in den Port des ewigen Friedens gelangt ſein!

Einige Tage nach ihrem Verſchwinden erhielt Maria einen Brief, der ſie von neuem auf das heftigſte erſchütterte. Der Geheimſchreiber ihres Gemahls meldete ihr den Tod, die Ermordung des Grafen. Er hatte ſich dem Heere des Kurfürſten von Baiern angeſchloſſen, das, Sieg auf Sieg erringend, bis nach Belgrad vorgedrungen war und die Feſte belagert hielt. Er ſelbſt war hier nicht kriegeriſch thätig, ſondern nur ſtets befliſſen, mit diplomatiſcher Liſt Theokeoli's Stellung bei der Pforte zu untergraben und Zwiſtigkeiten im türkiſchen Lager anzuſtiften. Aehnliche Waffen wurden nun gegen ihn geführt und gaben ihm den Tod. Denn als einſt ihn ein ſolches Geſchäft zu einer kleinen Entfernung vom Heere nöthigte, ſchloſſen ſich ſeinem Gefolge einige ungariſche Edelleute an, die, angeblich geradezu aus dem Lager Theokeoli's hinter Gyula kommend, ihm wichtige Entdeckungen zu machen ver-

ſprachen. Während er einen derſelben, vorſichtig ſeine Worte wägend, anhörte, drückte aus dem kleinen Haufen der ferner Gebliebenen ein ältlicher, finſterer Mann, der eine ſchwarze Wolfsmütze tief ins Geſicht gerückt hatte, ein Piſtol auf ihn ab, und der Schuß traf ihn gerade ins Herz. Eine ſchreckliche Stimme: „Für Emmerich Barcoczy!“ tönte in des Sterbenden Ohren, und leicht entkamen dem beſtürzten Gefolge die flüchtigen Reiter.

Maria war nun frei und wieder im alleinigen Beſitz ihres durch Ferdinand's Klugheit bedeutend vergrößerten Vermögens. Nach reiflicher Ueberlegung ſandte ſie auf geheimem Wege einen Brief nach Adrianopel, wo ſie ausgekundſchaftet, daß jetzt Stephan Barcoczy's Aufenthalt ſei. Sie forderte ihn auf, mehr der Stimme der Vernunft und Klugheit als der des Haſſes gegen ſie Gehör zu vergönnen und ihr den Sohn Emmerich's zu übergeben, den ſie ſo erziehen zu wollen mit den heiligſten Eiden beſchwor, als habe ſie ſelbſt ihn dem Freiherrn Barcoczy geboren. So ſolle des Vaters Namen und Religion, aber ihr, der Pflegemutter, Vermögen ihm erblich zutheil werden. Sie

machte sich anheischig, beim Hofe die Legitimation des Knaben zu bewirken. „Gebt mir Mutterrechte", schrieb sie, „so will ich die Mutterpflichten treulich erfüllen. Hegt Ihr Mistrauen gegen die unglückliche Maria, so höret ihr Wort: Möge, bricht sie diese Zusage, einst Euere Rache sie treffen, wie sie den unglücklichen Ferdinand Szentiranyi getroffen!"

In Stephan Barcoczy wog Klugheit und Sorge für den Vortheil der Seinigen jede Leidenschaft auf, wie heftig sie auch immer des Mannes Busen durchwühlte. Er selbst war nie vermählt gewesen, und haßte das fesselnde Band. So war ihm denn die Aussicht willkommen, in einem reichen Erben im Vaterlande, aus dem seine Stellung ihn verbannte, seinen Stamm fortleben zu sehen. Er übergab demnach den Knaben dem Vertrauten der Gräfin, den diese zu dem Behuf an die türkische Grenze schickte, und sandte ihr brieflich die Zusicherung seiner Verzeihung, um die sie ihn gebeten hatte. Der Frieden von Carlowitz raubte ihm bald darauf mit Theokeoli und allen, die noch dem unglücklichen Grafen zur Seite standen, die Aussicht, je wieder in die Heimat zurückkehren zu können; er

widmete sich von da an ganz dem neuen Vaterlande, und dunkle Gerüchte behaupten, er sei als Muselmann gestorben.

Maria empfing den Knaben mit einem Mutterherzen, und als Jahre kaum hinreichten, die rohen Sitten, die ungezähmten Leidenschaften des jungen Wilden zu sänftigen und zu zügeln, betrachtete sie es als eine vom Himmel ihr auferlegte Buße und ließ sich nicht irren auf dem stillen, frommen Wege, den sie erwählt. Geduld, Klugheit und Liebe bildeten endlich den Knaben, in dessen schöner Natur der Mutter heißes Herz und des Vaters treue Innigkeit sich einten, zu einem trefflichen Jüngling aus. Sorgsamer Unterricht und das fortschreitende Zeitalter führten seinen Geist zu einer Höhe, die noch kein Barcoczy erreicht hatte. Große Opfer Maria's hatten ihm endlich diesen Namen verschafft. Als die Gräfin dieses erreicht hatte, trat sie öffentlich zur lutherischen Kirche über und unterwarf sich willig den Beschränkungen und Beschwerden, welche dieser Schritt ihr auferlegte. Allmählich hatte ihr armes Herz seine Ruhe wiedergefunden, und wenn sie wahrnahm, wie des Himmels Segen sichtlich auf

allen ihren Werken ruhte, ſagte ſie: „O, der Herr iſt gnädig! Er ſtraft um zu beſſern, und Reue verſöhnt ihn!“ — Lange nach ihrem Tode ſprach die Umgegend noch von der ſchönen, wohlthätigen Gräfin Szentiranyi.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.